

Umrisse
aus
meinem Skizzenbuche.

von
A. von Rennenkampff,
Herzogl. Oldenburgischem Cammerherrn.

Zweyter Theil.

Niemand lernt mehr aus einem Buche,
als der es geschrieben hat.“

Hannover, 1828.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhaltung.

**Meine geliebten, theuern Brüder,
Gustav und Paul,
im fernen Norden
und fernerem Osten,
nehmt liebeich auf
die Zuneigung dieser Blätter,
die manchen Bekannten Euch vorführen,
manches Erlebte
und unsere alte Gesinnung.**

Inhalt.

Parthenope.

Vesuv. S. 5. - Sorrent. 6. - Das Capuziner-Kloster. 8. - Der Fremde. 9. - Die Vorstellungen. 15. - Forschung und Speculation. 16. - Naturforschung. 25. - Organische Schöpfung nach G. R. Treviranus. 54. - Der Fremde ein Bekannter. 46. - Pestum. 47. - Fort Joseph. 55. - General Compère. 66. - Müller aus Liefeland. 77.

Der verlorene Sohn.

Erste Erinnerungen. S. 75. - Elend. 78. - Ein Lied des Trostes. 80. - und ein Retter. 81. - Der Deutsche in Bombay. 84. - Die Pflegerin. 87. - Erste Keime künftiger Gesinnung. 88. - Erster Unterricht. 92. - Große Verlegenheit. 95. - Fritz wird Kaufmann. 101. - Das Klima zuträglich. 102. - Alte Erinnerungen. 107. - Wie Müller von Gott dachte. 109. - und von Religionen. 110. - und von der Bibel. 111. - Tatta, der Hindu. 117. - Reise mit ihm. 119. - Nahak, nach Malkolm Sketch of the Sihks. 121. - Cashmire. 129. - Wald in Cashmire. 140. - Mulhar. 144. - Europa in Ostindien. 149. - Die Gegend umher. 151. - Mulhar und seine Tischgenossen. 153. - Die Familie. 155. - Schach, ein indisches Spiel. 158. - Die Schule. 159. - Rosen von Cashmire. 164. - Die belebte Natur. 165. - Shawls. 168. - Fritz findet einen Vater. 173. - Wie Mulhar von Gott dachte. 174. - Bramaismus. 176. - Der schwarze Jude. 188. - Golkas soll ein Christ werden. 191. - Der Moslem. 201. - Der Parse. 105. - Der Schmerz der Trennung. 209. - Der Ruf in die Heimath. 211. - Abreise. 219. - Die Beschließerin. 220. - Geschwister in Europa. 222. - Wir kenne ihn. 225. - Mein Vater. 231. - Die Morgensonne in Europa. 233. - Das Lied ein Wahrzeichen. 234. - Des Vaters Anliegen. 235. - Im Hause und in Europa. 236. - Heder's Ideen usw. (Th. I. S. 334.) 241. - Anordnungen. 242. - Aufnahme in die christliche Gemeinde. 244. - Die Universität. 247. - Der Freund. 250. - Die Geliebte. 250. - Ein Ruf aus Osten. 251. - Wieder ein Trennungsschmerz. 252. - und ein Wiedersehen. 256. - Sagoonah. 261. - Der kranke Arzt. 264. - Anordnungen zum Meerbade. 272. - Die Palmeninsel. 276. - Europa und Cashmire. 280. - Die letzte Unterredung. 282. - Lebensplane. 286. - Der Vater todt, die Geliebte verloren. 287. - Der Mensch und die Regierung. 288. - Reise gen Norden. 300. - Heinrich ein Bekannter. 304. - Golkas bekommt Heimweh. 305. - St. Petersburg und die Einsamkeit. 306. - Der Obrist X. 310. - Müller in Liefeland. 313. - Werner, der Feldwebel. 315. - Ein Blick auf Lieflands Bewohner. 316. - Heinrichs Erfolge. 318. - Des Feldwebels Zögling. 319. -

Paris 1809.

Bey Hofe. 324. - Der König von Neapel. 328. - Pariser Ton. 331. - europäischer. 333. - Femmes savantes. 336. - Fremdenleben. 339. - Schlaberndorf. 344. - Marchese Toralba. 348. - Theater. 350. - Tragödie. 358. - Schauspiel. 372. - Boulevard-Theater. 376. - Vaudeville. 378. - Musik. 379. - Concert. 382. - Oper. 383. - Ballet. 384. - Der Abend im Jardin des plantes. 388. - Eine schöne Seele. 390. - Die Verlassene in Carsoli. 391. - Höchste Liebe. 394. - was sie auszurichten vermag. 400. - Der Universitäts-Freund. 406. - Chiara Lacerta. 417. - Sie ist's! 430. - Aufklärungen. 437. -

Parthenope.

Bella Italia! amate sponde!
Pur vi torno a riveder!
(MONTI.)

Hoch auf dem Vesuv, wo schon die letzten Bäume stehn, bey der Einsiedelei San Salvatore, ruhte ich mit meinem Gefährten auf beschattetem Rasen, das Meer und die Gestade, tief unter uns, betrachtend. Wir waren von dem Aschenkegel des Vulkans herabgestiegen, auf dessen Gipfel wir einen Theil der schönsten Frühlings-nächte zugebracht hatten.

Dort hatten wir die ungeheuern Feuersäulen betrachtet, die von Zeit zu Zeit, in nicht ganz unregelmäßigen Zwischenräumen, der weit geöffnete Crater, mit furchtbarem Getöse und fühlbarem Erzittern des Bodens unter uns, flammend in die finstern Lüfte hinauftrieb, und den gefährlichen Regen glühender Steinmassen und Schlacken, die prasselnd aus den Lüften hinabfielen auf den Berg und hie und da weiter hinabrollten. Auf dem südwestlichen Abhange des Berges spaltete sich bald hier, bald da die Erde, weithin erbeugend; feurige Lavaströme ergossen sich langsam, verheerend aus diesen Schlünden über die Erde, abwärts, dem Meere zu, verzehrten schnell in Rauch und Flamme, was ihnen im Wege stand, theilten sich bey jeder hügligten Erhöhung, flossen weiter unten wieder zusammen, erstarrten oft auf halbem Wege, oder breiteten sich in eine kleine Ebene aus - und wir sahen von oben diesem Schauspiel zu und erkannten Höhen und Tiefen, Gärten und Häuser nur an der schauerlichen Beleuchtung dieser flammenden Ströme, die oft unaufhaltbar wüthend eine Stadt zusammen schmelzen, überströmen und sich ins Meer ergießen, das schäumend und brausend sich in gewaltigen Wellen empört. Es giebt kein furchtbarer nächtlich Grausen, als diese freygewordne Feuersgewalt bey dem Donner im Eingeweide der erzitternden Erde.

Nach und nach schwanden die Schatten der Nacht; im Osten war es hell; des Himmels ewige Lampen erloschen; sein dunkles Azur wich der Perlenfarbe des Meeres; Meer und Küsten zu unsern Füßen wurden immer sichtbarer, immer deutlicher und farbiger; rechts glänzten die weißen Mauern Neapels, wie von seinen Bergen hinabgestiegen und seine Paläste in sanftem Bogen ans Meer gelagert; Bajae, Elysium, die halb in Wolken verhüllte Ischia, die lachende Procida, und das dräuende Vorgebirge Misenum zogen den Bogen des weiten runden Golfs gegen die felsige Capri, der das Vorgebirge Minerva entgegen stand, das mit seinem Meerufer, das schönste der Welt, links bis zu unsern Füßen hin, den Kreis des weiten Golfes schloß, über dessen Grenzen, Inseln und Landzungen hinaus, die Meereslinie den Horizont scharf abschnitt, selten von einer fernen Insel unterbrochen. Und wie nun das Gestirn des Tages selbst nahte, seine Boten, die Wolken und Wölkchen in Purpur und Gold gekleidet, die Erde und das Meer in diesen Himmelsfarben verklärten, bis es endlich, von den Bergen oft verdeckt, jetzt sich über sie erhob und seine glühenden Strahlen leuchtend über die Welt verbreitete - welche Sprache könnte dieß Schauspiel malen, oder die Empfindungen des Beschauers schildern, den diese Luft umfließt, aus der ein sanftes, süßes Erbeben bis ins innerste Gebein zu dringen scheint.

Wer das nie selbst erlebte, rief ich aus, der weiß doch wahrlich nicht, was alles die Natur den Sinnen des Menschen zu bieten vermag! - Bloß den Sinnen? fragte Julius. - Da trat der verschmitzte Clausner zu uns, grüßte uns mit einem frommen Spruche und stellte auch Betrachtungen über die verfloßne Nacht an, indem er den Schaden anschlug, den der Berg in derselben verursacht haben möchte. Auch das war nicht ganz ohne Interesse.

Am Fuße des fortwährend erschütterten Berges, nicht ohne Ängstlichkeit uns nach gefährlichen Lavaströmen umsehend, im Hafen der, so oft schon verschütteten, immer wieder neu auf der halb abgekühlten Lava erbaueten, Stadt Rosina, setzten wir uns in eine schnell segelnde Felucke, und während wir uns an dem Anblick der reizenden Gegend rings um uns her erlabten, wehte ein kaum fühlbares Lüftchen aus Osten uns rasch an die Küste, die Neapel gegenüber liegt.

Es ist dieß eine sehr hohe, ganz senkrechte Wand vom schönsten Granit, auf deren Höhe, vom scharfen Rande an, sich ganz wagerecht eine weite fruchtbare Ebene ausbreitet, auf der mehrere kleine Städte, auf grünem Rasen zerstreut, sich munter und einladend ausnehmen. In der Ferne ist diese Ebene begrenzt von fast senkrechten Felsen hoher Berge, deren Gipfel sich oft in die Wolken verlieren. Ein Treppentieg, in die senkrechte Granitwand am Meere eingehauen, führte uns hinauf in die Stadt, in der der unsterbliche Sänger des befreieten Jerusalems das Licht der Welt erblickte. Hart am Rande, auf der Granitwand, liegt Forrento, im Angesicht der nahen Städte Vico und Meta, des Vesuvs und der Pracht des ganzen herrlichen Golfes. Zwischen den Häusern der Stadt durch, wie vertiefte Gassen, öffnen sich hie und da breite Spalte, bis fast an die Tiefe der Meeresfläche

hinab; in dem Boden dieser Schlünde blühen alte Orangenbäume, und senden ihre süßen Düfte hinauf, zu den schmalen Stegen oben, die über diesen Abgründen hinweg die Wandelnden von einem Hause zum andern führen.

Üppig umrankten Reben die Fenster eines niedrigen Hauses, und das Lattenwerk der großen Laube, durch die wir in die Hausthür traten. Schon lange vorher schallte uns der Gesang der Frauen entgegen, die auf dem großen Vorplatze mit mancherley häuslicher Arbeit beschäftigt waren. Die Mutter des Hauses, eine wohlbeleibte Matrone, saß am laut schnurrenden Spinnrade; die Hausfrau, ein hohes, schlankes, schönes Weib, hatte Erbsen in der Schürze und enthülsete sie; ein Knabe von acht Jahren saß auf dem Rande des Feuerherdes und spielte die Zither; mehrere ältere und jüngere Mädchen hatten andere Arbeit. Alle eilten auf uns zu, grüßten mich mit dem reinsten Ausdrucke herzlicher Theilnahme, als alten Bekannten und Gastfreund; meinen Gefährten als fremden Gast eben so. Die rüstige Hausfrau schüttete die grünen Erbsen in eine blanke Zinnschüssel, empfahl die Aufsicht über ihren Säugling, der am Boden spielte, einem der älteren Mädchen, und brachte uns Milch, die köstlichste, die wir je genossen hatten; Butter, die ihr gleich war, und das bekannte wohlschmeckende weiße Brod, wie es nur bey Neapel angetroffen werden kann, wo der Weizen besser als irgendwo in der Welt ist. Die alte Mutter fragte uns unterdessen begierig nach Neuigkeiten aus Neapel, nach dem französischen Könige, dessen Namen sie nie ohne einen Schimpf aussprach, nach Unternehmungen der erbitterten Calabresen, die sie voraussetzte, weil sie sie wünschte, und nach der englischen Flotte, die sie täglich vor Neapel erwartete.

Der Knabe mit der Zither war zu einem bekannten Maulthiertreiber gelaufen und brachte uns einen Mann mit tüchtigen Thieren mit. So ritten wir, im langen, fördernden Schritt, durch die schönste Gegend der Welt; erst am Rande des hohen Ufers hin, durch Meta und Vico nach Castellamare, immer links den Golf in seinem ganzen Umfange im Angesicht; dann rechts über die Ebene ins Gebirge, durch Angri, Pagani, Nocera, Pucciano nach La Cava.

Hier studirte Claude-Lorrain die Natur, die die schönsten Werke seines Pinsels so weit übertrifft, daß diese kaum einen höchst mangelhaften Begriff ihrer unendlichen Schönheiten zu geben vermögen. Mehr vermochte selbst der erste der unsterblichen Landschaftsmaler nicht; wie ohnmächtig muß da nicht jede Beschreibung ausfallen, selbst aus der Feder eines Du Paty! Wir vermochten diese Gegend nicht so bald wieder zu verlassen, und schickten unsre Maulthiere zurück. Acht Tage lang, unvergeßliche Tage, durchzogen wir dieses Gebirge nach allen Seiten, und fanden uns endlich in dem Capuciner-Kloster, unweit Vietri, an einem schönen Nachmittage ein.

Das Kloster liegt am nördlichen Abhange einer überaus reizenden, engen Bergschlucht, in deren Grunde ein crystallheller, tief eingesenkter, kleiner Fluß still zwischen grünen Ufern und hohen Pappeln fließt und sich bald ins nahe Meer ergießt. Von der flachen Brücke in der Tiefe sieht man durch die Öffnung des engen Thales, wie durch ein entferntes Fenster, Vietri am Meere und die ferne blaue Bergküste, jenseits Salerno einen Meerbusen umschließend. Zur Linken hatten wir einen prachtvollen alten Orangenbaum am steilen Abhange, voll Früchte und Blüthen, rings umher seine süßen Düfte versendend.

Das Kloster liegt weit höher, und aus den Fenstern desselben beherrscht man die freye Aussicht aufs Meer, mit seinen schönen Inseln und Felsenküsten. - Die Capuciner nahmen uns freundlich auf. Ihr großes kühles Haus, der mit Eis gekühlte gute Wein vom Monte Somma thaten uns wohl. Wir kehrten indessen doch ins Freye zurück, den duftenden Baum im engen Thale, am hellen Bache wieder zu finden.

Im Schatten des Orangenbaumes saß jetzt ein stattlicher, schlanker Mann, mit großem schwarzen Strohhute, die Arme auf der Brust gekreuzt, still in die tiefe klare Fluth blickend. Er schien nicht jung zu seyn; der Ausdruck seines edeln Angesichtes war ruhig, ernst und sinnend, aber heiter. Er schien uns nicht zu bemerken, und so setzten wir uns still auf die andere Seite des Baumes; der Ort war günstig zum Zeichnen, und so beschäftigte ich mich mit meinem Skizzenbuche, ohne mich um meine Nachbarn zu bekümmern.

Julius unterbrach plötzlich die Stille und rief mir zu: Sieh doch den schönen glänzend-weißen Vogel, der auf dem dunkelblauen Himmel kreiset! Er fliegt wie ein kleiner Reiher; jetzt senkt er sich herab! da steht er zierlich und keck auf einer Felsenklippe! - „Es ist auch ein Reiher, aber kein gewöhnlicher; Ardea Garzetta, der auch in diesen Gegenden selten ist,“ - sagte der Fremde, indem er uns mit einer anständigen Verbeugung begrüßte. Wir waren hoch erfreut und verwundert, unsere

Muttersprache so unerwartet sprechen zu hören, vergaßen bald den Vogel und unterhielten uns aufs Angenehmste und Lehrreichste mit unserm neuen Bekannten, der uns immer anziehender und immer bedeutender wurde.

„Da Sie vom Golfe kommen, sagte er, aus der überreichen, weiten, offenen, schönen Welt, so muß Ihnen die reizende Stille, in dieser beschränkten Felsen-schlucht, wie eine erquickende Ruhe erscheinen, dem Auge und dem Gefühle nach. Mit geht es wenigstens so. Die Stille um mich her, die Klarheit dieser sanft hingleitenden Fluth, die Beschränkung des Raumes, der Himmel oben, nicht überall - das zieht mich mächtiger in diesem Augenblicke an, als selbst jener lachende Blick in die reiche Ferne und aufs Meer.“ -

Und doch ist's ganz hübsch, erwiderte Julius, daß dieser Blick ins Weite uns nicht ganz mangelt. Was wäre diese reizende Bergschlucht mit ihrer Stille, wenn die weite, reiche Welt mit ihrem Glanze sie uns nicht durch Ermüdung doppelt reizend machte! -

Der Fremde sah ihn aufmerksam an, mit dem Ausdrücke des Wohlwollens und der Theilnahme. Es giebt kaum eine anmuthigere Beobachtung, als einen geistreichen jungen Mann im Gespräch mit einem Fremden zu sehen, der sich in Allem als bedeutend ankündigt, und wie dann beyde sich gegenseitig zu errathen streben.

Die Unterhaltung kam, wie sich denken läßt, bald auf die Ausbrüche des Vesuvs. Julius ließ sich mit tiefem Gefühl über diese Erscheinung aus, schilderte sie mit Feuer und sagte dann: Dieß nächtliche Grausen wird mir unvergeßlich bleiben; um so mehr, da ein weit verbreiteter Zusammenhang der unterirdischen Flammen-bildungen so augenscheinlich ist und der Phantasie so weiten Spielraum bietet. Drüben, bey dem See Agnano, am Fuße der senkrechten Felsen, auf denen oben die Solfatara liegt, habe ich große Risse in den Felswänden gesehen, die jetzt auch Feuer speyen. Von einer kleinen Erhöhung in der Nähe sieht man diese Öffnungen zugleich mit dem Vesuve in der Ferne, und die Gleichmäßigkeit der vulkanischen Arbeit, wie man sie so sieht, ist eben das Schaudererregende; denn jeder einzelne Feuerauswurf auf dem Vesuve und unter der Solfatara geschieht immer zugleich, ist nur ein gemeinschaftlicher Stoß an zweyen Orten, ein Pulsschlag dieser empörten Erdgegend. Und zwischen beyden unterirdisch verbundenen Punkten liegt, vielleicht nur von einer sehr dünnen Erdkruste getragen, die ganze schöne Stadt Neapel, mit ihren sorglosen Menschen, der ganze Golf, mit seiner unübersehbaren Fülle lebender Geschöpfe, mit den Schiffen und unzähligen kleinen Fahrzeugen voll Menschen. Wie soll nicht Todesangst die Menschen erfüllen bey diesem Gedanken! Dieß Paradies und diese Hölle! Wie läßt sich jenes neben dieser genießen! wie sicher ruhen unter den schönsten Blumen, am Rande des schaudervollsten Abgrundes!

„Allerdings! erwiderte der Fremde: Wer, umgeben von den reichsten Schönheiten der Natur, sich nur zum weichlichen Genusse derselben, zum Ruhen unter Blumen, berufen fühlt, der muß wohl zittern vor dem Abgrunde. Ist den das aber so nothwendig? Sind die Blumen bestimmt, den wollüstig-trägen Menschen ein süß duftendes Bett zu seyn? und soll die Natur bey den unerforschlichen Maßregeln ihrer großen Haushaltung die kleinlichen Rücksichten der Menschen beachten?“

Sie scheinen mich mißverstanden zu haben, entgegnete Julius, indem er eine kleine Empfindlichkeit unterdrückte; ich habe nur sagen wollen, daß der Genuß der unvergleichlichen Schönheiten der Natur, an diesen Gestaden, den Menschen verderben wird, durch die Nähe der Gefahr sowohl, als auch durch das schaudervolle Drohen derselben. Dem Menschen ist nichts natürlicher, als sich in dem Gefühle der Sicherheit behaglich zu fühlen; wo ihm das fehlt, hat er keinen wirklichen Genuß. Die Reflexion kann Vieles überwinden, kann uns über die Gefahr erheben, ja über den Untergang selbst; aber sie kann uns hier nicht das behagliche Gefühl der Sicherheit geben, das wir in andern, minder schönen Gegenden haben, deren unscheinbare Schönheiten wie um so ungestörter genießen, als der Boden unter unsern Füßen nicht von Feuerschlünden unterhöhlt zu seyn scheint.

„Der Neapolitaner scheint denn doch eben so wenig zur Reflexion geneigt, als das behagliche Gefühl der Sicherheit im Leben zu entbehren. Ein wohlthätiger Leichtsinn und die Macht der Gewohnheit mögen bey der Menge, die so leicht bey jeder Gefahr kleinmüthig wird, entscheidend seyn. Doch mögen die Motive unserer Empfindungen seyn welche sie wollen; die Vorstellungen von den Dingen in der Natur, an denen jene den größten Antheil haben, wirken allein auf uns, und

der Gegenstand darf mit seinem Abbilde im Spiegel nicht verwechselt werden. Die Vorstellung von diesen Feuerausbrüchen, die sich in der Seele des nordischen Wanderers bildet, ist von der des Neapolitaners sehr verschieden; jener schaudert, dieser jubelt; und dich bleibt die Sache dieselbe. Seit einigen Wochen sind rings umher in dieser Gegend alle Brunnen versiegt; ein untrügliches Kennzeichen naher Erderschütterungen, eines Erdbebens oder ungehinderter vulkanischer Ausbrüche. Nichts hat man mehr zu fürchten, als das Erdbeben. Dumpfes Schweigen und die Todesangst banger Erwartung war rings umher verbreitet. Es handelte sich um „Seyn oder Nichtseyn.“ Da donnerte plötzlich der Berg hoch auf, warf sein Feuer in die Lüfte und ergoß sein glühendes Eingeweide. Wohlthätig athmete nun jede Brust auf. Der Mensch fühlte sich errettet vom Untergange, oder was mehr ist, von Angst und Bangigkeit. In allen Kirchen ertönten Dank- und Lobgesänge. Jubel und Feste überall, und der Berg, so weit man ihn sehen konnte, war das erhöhte Zeichen der Erlösung.“

Unter gegebenen Umständen kann gar Manches eine Wohlthat werden, das unter andern Umständen ein großes Übel wäre. Wo es keine Feuerschlünde unter der Erdoberfläche giebt, da bedarf man der schauerhaften vulkanischen Ergießungen nicht, um dadurch vom Untergange durch das furchtbarere Erdbeben errettet zu werden. Ich möchte dieß Land einer überaus schönen, unwiderstehlich reizenden Frau vergleichen, die ihre Liebhaber unaufhörlich in Todesangst und Todesgefahr erhielt.

„Da würde ich den Liebhabern rathen, es mit der grausamen Schönen so zu machen, wie Sie es vermuthlich selbst mit diesem schönen Lande machen werden; ihre Gegenwart nämlich so lange zu genießen, als die Furcht vor dem Übel sie nicht am Genusse hindert, und sie dann verlassen. Auf jeden Fall sollte man, dünke ich, die Furcht verbannen, wo man genießen will, oder aber den Genuß reuelos aufgeben, wenn die Gefahr es verdient, was hier jedoch der Fall nicht ist.“

Wie sehr die Gefahr des Unterganges auf den phlegräischen Feldern gemieden zu werden verdient, wird gewiß immer schwer zu entscheiden bleiben. Der Mensch ist überall mehr oder weniger mit Lebensgefahren umgeben; aber eben auf dieß Mehr oder Weniger kommt's denn am Ende doch an. Ohne grade furchtsamer als ein Anderer zu seyn, würde es doch etwas Beunruhigendes für mich haben, so lebhaft und fortwährend an meine und der Meinigen augenscheinliche Lebensgefahr erinnert zu werden, und ich glaube allerdings, daß ich dabey nicht leicht zum ruhigen Genusse käme.

„Vermuthlich weil die Phantasie Ihnen nicht in allen Fällen den schuldigen Gehorsam leistet. Schonen und pflegen Sie dieß Götterkind nur ja recht sorgfältig, geben Sie ihm aber die rechte Nahrung, die ihm heilsam ist, und es wird Sie künftig nicht beunruhigen. Am Ende sind es doch die Dinge selbst nicht sowohl, als unsere Vorstellungen von ihnen, die uns lebhaft ergreifen und beherrschen; wie mannichfaltig verschieden der Menschen Vorstellungen von einem und demselben Ding sind, weiß Jeder; darum sollte auch Jeder fühlen, wie wichtig die Prüfung und Berichtigung seiner Vorstellungen ihm seyn muß.“

Ja! wenn's nur Einen gäbe, der uns sagen könnte, welches die richtigen Vorstellungen sind! Aber wer mag das für uns Alle zu entscheiden wagen! wer von den seinigen behaupten wollen, sie seyen allein die richtigen!

„Das kann freylich Keiner! denn das käme auf Enthüllung des Absolut-Wahren heraus. Es giebt indessen doch einen Weg der Forschung, auf dem man dem Wahren immer näher kommt, auf dem sich die Vorstellungen immer mehr berichtigen, auf dem sie den vorgestellten Dingen immer angemessener und ähnlicher werden. O es giebt Wahrheiten, auch für den beschränkten Blick des Menschen! Es giebt eine fortschreitende Erkenntniß, und dieser Wonne vergleicht sich keine andere menschliche Seligkeit!“

O gewiß! das Glück der Erkenntniß ist vielleicht das einzig reine, dauernde, wahre Erdenglück! aber es ist ein Glück, und will eben deßhalb mehr gefunden als erworben seyn. Es giebt der mühseligen Pfade der Forschung so viele! welcher ist der rechte? Auf jedem begegnet uns der Irrthum im Gewande der Wahrheit, und auch dem Weisesten drückt er noch, am Ende der Laufbahn, die Augen täuschend zu.

„So sagt man, ermüdet von vielfältigen Täuschungen trockener Speculation; aber man denkt sich dabey doch nicht klar und deutlich, was man will, und was man wollen darf. Die Natur ist ein unermeßliches Reich der Forschung, in uns und um uns, so weit nur immer der Gedanke reicht; wer

wird ihre Unendlichkeit ermessen, wer ihre Unergründlichkeit durchschauen wollen. Soll ich aber, weil mir das Ziel zu erreichen, unwahrscheinlich, wohl gar unmöglich scheint, alle Forschung aufgeben? nicht an Wahrheiten retten, was sich nur immer der Täuschung abgewinnen läßt? Reicht mein Blick nicht in die Ferne, soll ich mich darum nicht in der Nähe umsehen? Durchschaut er nicht das Wesen der Dinge, soll ich darum nicht bey der äußern Erscheinung mit ernster Prüfung verweilen? Gerade das, was ich hier finde, ist mit von höchster Wichtigkeit, und dieses Nahe weist hinaus in die Ferne, dieß Äußere deutet das Wesen. Die Natur giebt uns tief bedeutsame Bilder, deren Wesen darin zu finden, unsere große Aufgabe ist; wir lösen die Aufgaben freylich nicht, aber wie erhebt sich unser Geist in dem Streben danach, bey redlichem Forschen! und wir finden, was wir nicht suchten; wir finden das Unschätzbare; und was wir finden, zeigt uns nach und nach immer deutlicher, was wir suchen sollen; und wir ahnen das Unerforschliche; wir stehen mit dieser Ahnung an den Grenzen der Menschlichkeit - - Einmal wird es denn doch Tag! und dann war unsere Ahnung kein leeres Blendwerk!“

Der Greis hatte bey diesen Worten das ausdrucksvolle Auge auf das tiefe Blau des Himmel gerichtet und senkte es wieder hinab in die klare Fluth zu unsern Füßen; seine heitere Ruhe blieb sich gleich, seine volltönende Stimme verhallte, wir schwiegen im Anschauen des edeln Unbekannten, bis endlich Julius sprach:

Erlauben Sie mir zurück zu kommen auf die Frage, von der wir ausgingen: Der Neapolitaner und ich, wir haben ganz verschiedene Ansichten von den Eruptionen des Vesuv; ihn erfüllen sie mit Freude und Jubel, mich mit Schauer und Widerwillen. Wir haben ganz entgegengesetzte Vorstellungen von derselben Erscheinung, aber diese Vorstellungen entstehen aus Nebenrücksichten, wie gewöhnlich unter den Menschen, welche kann also hier die richtige genannt werden?

„Gewiß kein! Beyde sind der Sache selbst fremd, darum also unrichtig; beyde fließen aus bänglicher Rücksicht auf uns selbst, und sind also beschränkt, kleinlich, nicht würdig genug, also auch nicht wahr genug. Wer die Natur und ihre Erscheinungen beobachten will, muß nicht an sich, nicht an seinen Vortheil oder Nachtheil, nicht an das behagliche Gefühl der Sicherheit denken, muß sich selbst vergessen. Sie thun das bey so mancher alltäglicher Gelegenheit im gemeinen Leben; wenn ein Freund zu vertheidigen, ein Menschenleben zu sichern. Die verkannte Unschuld zu rechtfertigen ist; ja selbst wenn einem thörichtes Vorurtheil der Ehre auf hergebrachte Weise genügt werden soll. Hier aber scheint es die Neuheit der Sache, Mangel an Bekanntschaft mit der Natur zu seyn, was Sie von dem gehörigen Gesichtspunkte entfernt hält.“

„Wer sich den Menschen nur von der Seite seiner Gottähnlichkeit, der Größe seines Geistes denkt, gewöhnt sich eben sowohl an eine einseitig-mangelhafte Vorstellung, als derjenige, der ihn sich nur in der Hülfslosigkeit seines körperlichen Naturzustandes, oder künstlicher Bedürftigkeit, denkt. Wer sich aber nur einmal den Menschen im Verhältnisse zum Erdballe und zu der Gesamtheit seiner Mitbewohner auf demselben, zu der Sonne und ihrem sogenannten Planetensystem, zu den übrigen Weltkörpern und dem mehr geahneten als gedachten Weltall, so klar und deutlich gedacht hat, als es ihm nur immer möglich ist, zumal wenn er ein so glücklich organisirter Phantasiemensch ist, wie Sie es zu seyn scheinen, dem wird die Großheit dieser Vorstellung auch bey jeder Veranlassung gegenwärtig seyn; der wird bey Lavaströmen und erzitternden Vulkanen nicht mit erzittern; nicht zuerst an den kleinen Schaden denken, den sie nach beschränkt-menschlicher Denkweise anrichten; der wird vielmehr dabey an dieselben Kräfte denken, die unserm Erdballe seine gegenwärtige Gestalt gegeben haben; die noch immer thätig seyn müssen, und die es auf eine Weise, in uns verborgenen Gegenden, seyn müssen, von der diese Erscheinungen ein kleines Vorbild sind, das der Phantasie des Beobachters einen großen Spielraum öffnet.“

Sie bringen mir hier unerwartet ein Licht vor's Auge. Die Wichtigkeit einer vertrautern Bekanntschaft mit der Natur und ihren Erscheinungen, die Wichtigkeit naturwissenschaftlicher Studien und ihr Einfluß auf die ganze Geistesrichtung ist groß und einleuchtend. Ich wünsche sehnlichst, daß ein gütiges Geschick mich von Jugend auf zu diesen Beschäftigungen gewiesen oder genöthigt hätte.

„Ist es denn dazu nicht immer noch Zeit genug? Ist die Naturforschung nicht ein fortgesetzter Genuß der höchsten, reinsten, erhebensten und süßesten Art? und wer fände es je zu spät, sich einem Genuß hinzugeben, den er bisher nicht kannte?“

Eben weil ich diesen Genuß aus Erfahrung noch nicht kenne, wenigstens nicht in dem Maaße, als ich's wohl wünschte, so zieht er mich auch nicht so mächtig, wenigstens nicht fortdauernd an. Dagegen droht mir die große Summe nachzuholender Kenntnisse mit einem Zeitaufwande und anderseitigen Opfern, die vielleicht nicht mit durchaus befriedigenden Resultaten belohnt werden würden. Ich habe nämlich oft schon aus Unterredungen gelehrter Naturforscher entnommen, daß es des Unerforschlichen unendlich viel giebt, ja sogar daß, bis zu einem gewissen Punkte gebracht, Alles unerforschlich ist.

„Bringt es aber nur bis zu diesem gewissen Punkte, welche Wunder liegen da vor Eurem Blicke ausgebreitet! mit wie andern Augen sehet Ihr alsdann das Unerforschliche an!“

Frage ich den Anatomen, den Physiologen, der den menschlichen Körper wie ein künstliches Glashaus, in allen einzelnen Theilen und allen Lebensfunctionen, durch-schauen zu können schien, von welchem Punkte aus der erste Anstoß zu Bewegung meines Armes ausgehe, so fand er die Frage der ungehörig, weil es darauf keine Antwort giebt. Welches ist das Werkzeug in dem Herzen, das das Blut in die Arterien hinaustreibt. und nie in die zurückführenden Venen? Das vermitteln die Klappen in den Herzkammern ganz mechanisch. Wie finden sich aber in allen Herzen, gleich bey ihrer Entstehung, diese Klappen so unfehlbar auf eine und dieselbe Weise ein? Keine Antwort. - Wie geht es zu, daß der Magnet das Eisen anzieht? Keine Antwort. - Was ist es, das den Keim im Samenkorn entwickelt? Keine Antwort. - Was ist die Anziehungskraft der Weltkörper? ist sie erwiesen? ist sie nur angenommen? und wie wahr sind im letztern Falle alle die Folgerungen daraus? Was ist Bewegung? Was sind die Cometen? was ihr Schweif? Alle diese Fragen und tausend andere liegen uns so nahe, aber es beantwortet sie uns Niemand; ja wir wissen nicht einmal, ob diese Dinge unerforschlich, oder bloß bisher unerforscht sind.

„Wer so fragt, ist schwer zu befriedigen, ist es aber natürlich um so mehr, je unwissender er ist. Mit dem Maaße tieferer Einsicht in die Natur der Dinge wächst die Ehrfurcht vor der Unendlichkeit und Unermeßlichkeit, somit das Maaß der Bescheidenheit und die erhebende Freude an den Fortschritten menschlicher Forschung. Die Vorstellungen berichtigen sich; mit ihnen das Bedürfniß und die Wißbegierde; diese erweitern und erhöhen sich in eben dem Maaße, als die Anerkennung des Unerforschlichen sich fester in und begründet.“

Ich weiß nicht, wie es mit der Bescheidenheit des Naturforschers ist. Das Gefühl treibt mich zur Ehrfurcht, zur unbedingten Unterwerfung meiner beschränkten Einsicht, unter die Majestät der Vollkommenheit. Der Verstand hingegen sagt mir: fahre nur fort zu urtheilen und zu schließen, durch unzählige Irrthümer läuterst du doch nach und nach, im fortwährenden Verwerfen des Falschen, deine Überzeugungen, und näherst dich so der Wahrheit. Die Vernunft aber verwirft weder die Stimme des Gefühls, noch die des Verstandes.

„Es giebt gefährlichere und unschuldigere Irrthümer. Der Gesichtspunkt, von dem man ausgeht, der Weg, den man in der Forschung einschlägt, mögen wohl entscheidend seyn. - Sie scheinen mehr gelesen, als selbst beobachtet und auf eigenem Wege nachgedacht zu haben; Sie kennen daher vermuthlich die Schriften der neuern Naturphilosophen. Obgleich der Gegenstand dieser Forscher nicht sowohl die Natur, als vielmehr ein Gewebe höchst scharfsinniger, künstlicher Schlüsse und Folgerungen ist, so glaubten sie doch auf diesem Wege die ganz allgemeinen, großen und einfachen Gesetze der Natur zu entdecken, woraus nachher das wie und warum alles Daseyende bequem abzuleiten seyn würde. Im Ableiten und Schließen der wunderbarsten Dinge, aus den einfachsten Voraussetzungen, haben die speculativen Philosophen eine so außerordentliche Gewandtheit, daß man ihnen zutrauen muß, sie können alles Denkbare beweisen aus einem einzigen höchst einfachen, willkürlich zugegebenen Satze.“

„So setzt alle Speculation voraus: das Absolut-Wahre sey dem sterblichen Menschen erkennbar. Ist dieses wahr, so machen sie dir Alles wahr. Dieses aber ist es eben, was noch keiner bewiesen hat. Giebst du uns das nicht zu, sagen sie, so hört damit gleich alles Philosophiren auf. Freylich wohl! Aber welche Verbindlichkeit habe ich denn, die glänzendsten Resultate der Philosophie, den höchsten Triumph menschlichen Scharfsinnes, als wirklich und wahr anzuerkennen, wenn der Satz, der Alles bedingt, auf dem Alles beruht, nicht erwiesen, nur willkürlich angenommen ist? Das

Philosophen selbst hat seinen unbestreitbaren Werth von einer andern Seite, aber ihren Zweck erreicht die Speculation nicht. Die zwecklose Forschung ist also ein ganz entschiedener Irrweg, und die Natur läßt sich nicht philosophisch construiren.“

Das höre ich nicht ungern. Ich gestehe, daß ich alle Mühe gehabt habe, die Schriften dieser Naturphilosophen nur einigermaßen zu verstehen. Die schwierige, selbstgemachte Sprache ist mir oft wie ein dunkles Selbstgespräch vorgekommen, das keinen Andern etwas angeht. Oft hat mir auch geschienen, daß ich füglich vom Ende anfangen ließe, um zum Anfange zurück zu gehen und die ersten Voraussetzungen zu beweisen. Auf jeden Fall ist mir das Mehrste in diesen Schriften unverständlich geblieben, und es ist mir daher aus guten Ursachen lieb, wenn das Heil nicht gerade von ihnen zu erwarten ist.

„Von dem Standpunkte der Naturbeschreibung, der Physik und Chemie aus, bekam die höhere Naturforschung ein ganz anderes Ansehen. Der philosophirende Naturhistoriker legte unbestreitbare Thatsachen zum Grunde, beobachtete die äußern Erscheinungen mit Schärfe und Genauigkeit, verglich und folgerte, und ahnete das Wesen der Dinge und die einfachen großen Gesetze der Natur so richtig oder so falsch, als nun eben sein geistig Auge hellsehend oder trübe war. Er irrte auch, und seine Resultate hatten nicht viel Genügendes für den Philosophen. Aber er war auf dem rechten Wege. Seine Grundsätze, von denen alle Folgerungen ausgingen, waren Thatsachen. Sie wuchsen zu einem unschätzbaren Reichthum von Erfahrungen an. Jeder Andere konnte auf ihnen bauen, sie bereichern und benutzen, und war er gewaltig, sie zu ändern und großen Resultaten benutzen. So ward ein Haller ein größerer Naturphilosoph, als alle Philosophen der speculativen Schule; nicht dem schimmernden hohen Glanze der Resultate, aber der Wahrheit, der Gründlichkeit der Forschung nach.“ -

„Wer voraussetzt, daß dem Menschen keine Erkenntniß versagt ist, der will sie gleich haben, und kommt leicht auf den Irrthum, sie auf dem Wege der Speculation zu suchen, und so wird Gott und die Natur, der Mensch und die Welt a priori construirt. - Während alle diese glänzenden Systeme ihre Unhaltbarkeit bewiesen, indem immer jedes im folgenden unterging, schritt die bescheidenere Naturforschung, auf dem vielseitigen Wege der Beobachtung, hier schneller, dort langsamer, immer ruhig und sicher den Resultaten entgegen, die sie noch lange nicht erreicht hat, die sie vielleicht in undenklichen Zeiten nicht ganz erreichen wird, die sie aber ernst und unverwandt im Auge behält. So erweiterte sich das Reich der Naturwissenschaften zu einer Ausdehnung, die vor einem Jahrhundert fabelhaft erschienen wäre. So wurden die Elemente gespalten; so die unwägbaren Stoffe in unzähligen Beziehungen erwogen. So ward man mit dem Reiche der Wolken, so mit den Zauberscheinungen der Farben vertraut. So lernte man die Bahnen der fernsten Weltkörper mit bewundernswürdiger Genauigkeit berechnen, so das Vergrößerungsglas für die verstecktesten Wunder der Organisation gebrauchen. So drang man in die Familienverhältnisse der Pflanzen, so in das mannichfaltige Kunstgefüge der Crystalle ein. So war die Physiologie entstanden, und so entstand die Biologie.“ -

„Der speculirende Philosoph verachtet freylich unsere Resultate; er will nur gleich ans Ziel gelangen und die Krone ergreifen. Das möchte' ich auch. Aber mit dem Wollen ist es nicht gethan, und mit der Speculation auch nicht. „Einstweilen, bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält,“ geht der besonnene Forscher seinen Weg, von Beobachtung zu Beobachtung, ruhig fort. Er läßt es dahin gestellt seyn, wie tief dem menschlichen Geiste überhaupt, und dem Seinigen im Besondern, in das Wesen der Natur, in ihre ewigen Gesetze einzudringen vergönnt seyn wird. Die Resultate, zu denen der Mensch gelangen kann, sind nur auf diesem Wege zu erlangen; der Geist nur aus den Eigenthümlichkeiten der äußern Erscheinungen, die ein nothwendiger Ausdruck jenes sind, zu enträthseln. Was ihm verschlossen blieb, wird vielleicht einem Andern sich lösen, und was ihm jetzt unerforschlich bleibt, dafür öffnet sich sein Auge vielleicht zu anderer Zeit, vielleicht in einen andern Zustande.“

„So verfolgt er Schritt vor Schritt die sichere Bahn, rückt fast unmerklich fort, und sieht sich doch auch je zuweilen, wenn er gewaltig ist, oder die Umstände ihm günstig sind, auf eine lichte Höhe versetzt, überrascht, geblendet - und sieht jetzt nur immer höhere Höhen - und des Lichtes Glanz beschränkt seinen Blick noch mehr als tiefe Finsterniß. - Er fühlt sein Auge nur für Dämmerung geschaffen, und ergriffen ruft er aus: „Ich bin ein Mensch! darf der sich unterwinden, Gott zu ergründen?““

Das hat mich zwar schon die Geschichte der Philosophie gelehrt, daß mit den Irrthümern der Philosophen auch ihre Systeme zu Grunde gehen; daß eins das andere verschlingt, und keine dauernd bleiben, von allen die da kamen. Das mag wohl das Schicksal aller Menschenwerke seyn. Doch habe ich dagegen an ausgezeichneten Naturforschern gesehen, daß die Zeiten große Irrthümer an ihnen enthüllten, und ihre Bemühungen dennoch nicht verloren waren; und das scheint allerdings für einen großen Vorzug der Naturforschung vor der Philosophie zu sprechen. Gründete nicht Bonnet das ganze Gebäude seiner glänzenden Resultate auf die auffallendsten Irrthümer? Und dennoch fiel mit jenem hohen Gerüste nicht Alles in den Staub, was er allein uns lehrte. Sind nicht seine Schriften noch jetzt eine reiche Quelle der Belehrung? Ja sind es nicht seine Irrthümer selbst, in denen er groß und edel und tief blickend erscheint? Und ist nicht Haller mehr oder weniger in demselben Falle? Ja ich gestehe sogar, Kant erregt mir Ehrfurcht und Vertrauen zu den umhüllten Resultaten seiner tiefen, speculativen Forschungen, weil er die Natur in ihren äußern Erscheinungen suchte und kannte, und den Weg der Naturforschung so viel betrat, als es ihm nun einmal seine Geistesrichtung erlaubte. Gall hat einmal gesagt: es werde eine Zeit kommen, wo es keinen Psychologen geben könne, der nicht vor Allem Physiolog sey. So ließe sich denken, daß einst alle Philosophie durch Naturforschung begründet werden wird.

„Vielleicht! Wer möchte das geradezu ableugnen!“

So viel glaube ich annehmen zu müssen, daß die, dem Blicke des Sterblichen verborgenen, ewigen Gesetze der Natur höchst einfach und gering an Zahl seyn, daß sie uns aber, in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen, in denen sie so vielfach thätig ausgeübt sind, nothwendig eben so unendlich mannichfaltig erscheinen müssen. So giebt es gewiß nur sehr wenige Krankheiten, verhältnißmäßig gegen die unendliche Anzahl der Symptome. Auf jene richtet der erfahrene Arzt sein Auge, und sucht sie aus der verwirrenden Menge der letztern zu scheiden, während dagegen der Unwissende jedes Symptom als eine eigene Krankheit behandelt.

Mir scheint darum auch das Streben des Naturforschers dahin gehen zu müssen, ein und dasselbe große Gesetz der Natur, so viel wie möglich, überall zu erkennen, wo es auch noch so vielgestaltig und verändert in der Welt der Erscheinungen auftreten mag. Das Riesenmäßige der Aufgabe darf da nicht abschrecken, wo man sich des rechten Weges bewußt, und schon der Versuch verdienstlich ist. Darum hat mich früher Bernardin de St. Pierre gar mächtig angezogen mit den harmonies de la nature, in denen er dasselbe große Gesetz der Natur in den mannichfaltigsten Erscheinungen wieder findet, in Pflanzen, Thieren, Elementen, im Meere und im Luftkreise, im Menschen, ja selbst in den Erscheinungen menschlicher Geselligkeit, dieselben engen Beziehungen erkennt, so wenig wir auch gewohnt sind, eine Ähnlichkeit in diesen Dingen zu finden. Doch gestehe ich auch, er hat mich nicht befriedigt; über alle diese harmonies habe ich gar oft die Natur aus dem Auge verlieren müssen und nur den Autor übrig behalten.

„Das glaube ich wohl! Der geistreiche Franzose kann es nicht lassen, auf französische Weise geistreich zu thun und aus der Lösung erhabener Räthsel ein geistreiches Spiel zu machen. Es war sein großes Verdienst, sich zu der Idee zu erheben, sich die Aufgabe zu stellen, aber er näherte sich dem aufgesteckten Zielen kaum, und verliert sich in einem Labyrinth irriger Vorstellungen. Wie viel mehr Herder der Mann dazu war, zeigen seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, wiewohl wir eben aus denselben auch erkennen müssen, daß er, leider! zu früh sich mit Vertrauen in die Arme der speculativen Philosophie und in die, das Gefühl und die Phantasie mächtig hinreißende, Poesie geworfen hatte, um ein ganz ruhiger und unbefangener Beobachter zu seyn.“

„Ein anderer großer Deutscher, ein Seher, war berufen, uns zu lehren: daß die Ahnung großer, einfacher Naturgesetze, die auf gleiche Weise sich da wirksam und als dieselben zeigen, wo wir, nach hergebrachten Vorstellungen, die größte Verschiedenheit, ja keine Ähnlichkeit der Anlagen, am wenigsten eine Gemeinschaft der Gesetze, vermuthen, kein leerer Wahn, vielmehr wohlbegründete Gewißheit sey. Dieß lehrt uns der Roman: „die Wahlverwandschaften,“ - und wenn uns die Ausbeute für diesen Gesichtspunkt nicht so wichtig scheint, als sie wirklich ist, so bleibt so bedenken, daß der Leser noch lange nicht auf dem Standpunkte des Autors steht.“

Dieser Standpunkt des Autors eben, ist er überhaupt nicht dem unserer Geistes-cultur und Aufklärung zu hoch? und ist das, wer bürgt uns für seine Wahrheit? daß der Autor sich nicht irrte? Ist nicht jede Ansicht, die nicht hinlänglich geprüft werden kann, nicht viel besser, als eine

poetische Fiction? Wenn ich Beziehungen menschlicher Seelen aus chemischen Wahrnehmungen zu erklären wage, was hindert mich denn, die unterirdischen Gährungen und chemischen Prozesse der Vulkane neben die oft eben so gewaltsamen Ausbrüche, und doch immer im Zusammenhange ganz natürlicher Combinationen, des menschlichen Geistes zu stellen, und in beyden dieselben allgemeinen einfachen Naturgesetze zu suchen?

„Nichts in der Welt! Es muß aber auch nur zu etwas besserem, als bloß zu einer Reihe mehr oder weniger geistreicher Irrthümer führen.“

Ein vernünftiger Zusammenhang dafür ließe sich schon denken. Ich nehme an, die Erde hat ihre jetzige Gestalt, nach vielen gewaltsamen Veränderungen, von der Thätigkeit solcher chemischen Kräfte, deren Wirksamkeit wir noch jetzt in den Vulkanen und Erdbeben sehen, erhalten. Früher oder später als diese letzte allgemeine Umgestaltung des Erdballs, vielleicht nur in Ansehung seiner Oberfläche, entstand in einer Reihe vorbereitender Erscheinungen, auf derselben das Menschengeschlecht. Die Wahlverwandtschaften in der Construction des Erdballs construirten demnach auch den Geist des Menschen. Wer will entscheiden, ob diese Vorstellung wahr oder irrig sey?

„Von einer letzten Entscheidung kann da nicht die Rede seyn, wo überhaupt der Mensch nie zu einer Gewißheit gelangen wird. Da muß uns schon der höchste Grad von Wahrscheinlichkeit genügen, und das, was aus der ganzen Summe der Naturbeobachtungen die Vernunft als höchste Wahrscheinlichkeit anerkennt, uns einstweilen für Gewißheit gelten. Einstweilen sage ich, weil wir immer mehr Erfahrungen machen, die alten immer mehr durch neue berichtigen, und uns so der Erkenntniß des Wahren immer mehr nähern.“

Von dem jetzigen Standpunkte der Naturforschung also, meinen Sie, ließe sich meine gewagte Hypothese doch einigermaßen vertheidigen?

„Nein, wahrlich! so kühn bin ich nicht!“

Folgt sie denn aber nicht aus der Idee jenes Romanes?

„Nicht so ganz wie Sie es nehmen. Was in jenem wichtigen Buche ausgesprochen ist, sind Ahnungen, Andeutungen, wie diese nur der Dichter wagen, jene nur der Seher haben kann. Wenn dieser in glücklichen Augenblicken, wie durch Eingebung, eines der großen Räthsel, hinter dem nie erhobenen Vorhange, sich so vorzustellen wagt, daß es, vor dem Richterstuhle der Vernunft, seiner Lösung nahe gebracht zu seyn scheint, so durchdringen uns Schauer und Ehrfurcht vor dem geheimnißvollen Zusammenhange des Unerforschten; wir lassen den leichtsinnigen Vorwitz vorschneller Prüfung schweigen, und erwarten in Demuth neue Zeichen, entweder uns über die Unhaltbarkeit unserer leeren Ahnung zu belehren, oder des kühnen Sehers Blick in die äußerste Ferne zu bestätigen, zu rechtfertigen. Solcher Zeichen bedarf der Mensch, um sich selbst als thörigt oder weise zu erkennen, bedarf selbst der Gewaltige zum Maaßstabe seiner Erkenntniß, wenn er die Grenzen der Erfahrung überschreitet; und diese Zeichen sind wieder nichts mehr und nichts weniger als Erfahrungen. Erfahrungen sind die einzigen Grundpfeiler aller menschlichen Erkenntniß der Natur und des Menschen selbst. Benutzt können sie werden geistreich und geistlos, vernünftig und thörigt, verständig und irrig, durchdacht und gedankenlos; das giebt denn die große und bunte Mannichfaltigkeit der Resultate, oder giebt auch keine.“

Es ist gewiß, wie Sie's sagen. Dennoch halte ich viel auf Hypothesen, selbst auf gewagte, wenn sie nur im Geiste und Sinne der Summe der bisherigen Erfahrungen gewagt sind. Unmittelbar von einer Erfahrung zur andern, Schritt vor Schritt, scheinen nur die kleinsten und langsamsten Fortschritte gemacht zu werden. Dagegen waren, wenn ich nicht irre, die überraschendsten und wichtigsten Entdeckungen und Erfahrungen fast immer nur die Frucht kühner Muthmaßungen, die den Beobachter hinrissen und ihn zu den angestrengtesten Prüfungen, Untersuchungen und Berichtigungen erwärmten. Mochte er auch, mehr als nöthig, für seine Hypothese eingenommen seyn, und die Forschung dadurch einseitig werden; es fanden sich Andere, vielleicht mit andern vorgefaßten Meinungen, der Widerspruch läuterte doch die Untersuchung, und früher oder später kam man zu Resultaten, die ohne jene gewagte Hypothese nie, oder sehr viel später erst, ans Licht getreten wären.

„Das ist allerdings der Gang der Sache in den mehrsten Fällen.“

Es ist nicht zu leugnen, daß Thoren und Unwissende dieses Recht, Hypothesen zu wagen, über alle Gebühr mißbrauchen mögen; aber von solchen ist auch hier nicht die Rede. Die Summe der

bisherigen Erforschungen muß eine gewisse Richtung geben, denk ich mir, in welcher die neuen Entdeckungen nur liegen können; muß ein berichtigender Maaßstab seyn für die Wahrscheinlichkeiten; eine Fertigkeit werden, die Erscheinungen leicht und richtig aufzufassen. Darum muß also freylich der Beobachter eine ausgebreitete Kenntniß aller bisherigen Naturforschung haben, und auch die gefährlichsten Irrthümer kennen, zu denen mangelhafte oder einseitige Beobachtung, zu denen unregelmäßige Phantasie verleitet haben. Dann aber darf er sich die Aufmunterung zu Nutze machen: „Wage nur, zu irren und zu träumen! Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.“

„Der Weg durch Irrthümer zur Wahrheit ist der gebahnteste von allen, und wird überall betreten. Die bisher bekannten Irrthümer auf demselben kennen, ist das sicherste Mittel, sie zu vermeiden.“

Ich kenne sie wenig oder gar nicht; ich habe nicht selbst beobachtet und geforscht; ich habe gelesen, was mir der Zufall und eine ganz unregelmäßige Wißbegierde in die Hände brachte. Ich erinnere mich, einst den berühmten G - - - gefragt zu haben: Ob sich nicht der Naturforscher zu einem Gesichtspunkte erheben könne, aus dem alles Erschaffene als ein gemeinsames Ganze erscheint, wie wir es mit dem Worte „Natur“ kühn genug nennen, und aus dem alle die scharfen Trennungen, lebend und leblos, Pflanze, Stein und Thier u.s.w., die wir vielleicht nur aus Beschränkung unsers Gesichtskreises machen, verschwinden, alle Theile dem Ganzen homogen, Alle gleichen Gesetzen unterworfen, alle Individualitäten der Einzelnen, ihrer Bestimmtheit unbeschadet, in der Harmonie des Ganzen stehen müssen?

„Und was antwortete er Ihnen?“

Er war zu schonend, um mich durch eine bestimmte Antwort niederzuschlagen. Ich aber fühlte mich thöricht und klein neben ihm, und seine Güte ward mir eine Art Herablassung.

„Es giebt auch wirklich Fälle, in denen ein gütiges Benehmen etwas Hartes haben kann. Die Frage, wie sie gestellt ist, läßt sich freilich so nicht beantworten. Es läßt sich aber Manches sagen, das ihr von irgend einer Seite nicht ganz ungünstig wäre.“

Sie werden mich aufs Höchste verpflichten, wenn Sie mich über so wichtige Dinge belehren wollen. Ist es denn durchaus nothwendig, eine lebende und eine unbelebte Natur streng zu trennen?

„Allerdings ist es das für den beobachtenden Naturforscher, der nie vergessen darf, daß er weniger die Dinge selbst, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, als ihre Erscheinung wahrnimmt, die durch die Natur unserer wahrnehmenden Sinne noch besonders bedingt wird. Es liegt also diese Trennung der Dinge vermuthlich nicht in ihnen sowohl, als in uns; nicht in der Natur, sondern in der Beschränktheit unserer Beobachtungsfähigkeit. Noch mehr! Es muß eine Zeit gegeben haben, ehe Menschen, Thiere und Pflanzen, ehe irgend etwas, das jetzt ist, war, wo Leben ein Attribut der ganzen Erde, wo Alles auf ihr ungefähr gleich belebt oder gleich leblos, mithin alles wirklich belebt war, weil lebensfähige Materie und Lebenskraft unzertrennlich verbunden sind. Das ist das Chaos des Naturforschers, der sich die Lebenskraft überhaupt in jener Zeit nur so denken kann, wie es z. B. für die Wärme einen Zustand giebt, den man das Gebundenseyn derselben nennt: Gebundenseyn der Wärme ist nicht aufgehoben, nicht Vernichtung, Entweichung, Abwesenheit derselben, sondern nur anders modificirte Thätigkeit.“

„So die Lebenskraft im Chaos. Entbunden wurden sie nur durch die mannichfaltigen Gestaltungen, die die Materie annahm, in denen sie nun als Eigenthümlichkeit überall im allgemeinen Sinne thätig ist. Alles, das ganze Universum, besitzt Leben; denn wir wäre es sonst erklärbar, daß in der Thätigkeit des Weltalls, welche durch Einwirkungen erhalten wird, die aus der Unendlichkeit kommen, und in die Unendlichkeit übergehen, dennoch Gesetzmäßigkeit herrscht? Der erste Ursprung des Lebens überhaupt verliert sich in dem Ursprunge des Universums. Das aber, was uns als lebende Natur erscheint, war ein Produkt der Erde.“

Ich gestehe, es schwindelt mich bey der Kühnheit und Zuversichtlichkeit dieser Aussprüche, die ich kaum in meiner ungeübten Vorstellungskraft zu ordnen vermag. Daß der Ursprung des Lebens sich im Ursprunge des Universums verliert, scheint mir für den Standpunkt des Menschen ganz richtig, denn er weiß von beyden nichts, und beyde liegen für ihn daher in der Dunkelheit. Warum sagen Sie aber: was uns als lebende Natur erscheint, war ein Produkt der Erde? Warum nicht mit der Erde ein Produkt der Ursache des Weltalls?

„Was uns als lebende Natur erscheint, ist eine Modification der lebensfähigen Materie, nach Umständen, die auf unserm Planeten nicht bloß anders seyn können, sondern auch höchst

wahrscheinlich anders seyn müssen, als auf jedem andern Weltkörper. Wir sehen aber deutlich Spuren von der frühesten Entstehung lebender Geschöpfe auf der Erde, und erkennen an diesen Spuren, daß das Gesetz, nach dem die Entstehung, die Stufenfolge und Entwicklung der lebenden Natur auf dem Erdboden erfolgte, dasselbe ist, nach welchem jedes Individuum, das für unsern Standpunkt lebend ist, Perioden der Erzeugung, des Wachstums, der Metamorphose und Fortpflanzung durchläuft; daß die ganze lebende Natur durch eine Kraft hervorgebracht wurde, die noch jetzt auf gleiche Art wirksam, aber freylich in ihren Wirkungen weit beschränkter ist, als in den Zeiten der Urwelt.“

Perioden der Erzeugung u.s.w. sagen Sie; Wer erzeugte denn den ersten seiner Art?

„Haben Sie die Entstehung und Verwandlungen der Infusionsthierie nie beobachtet?“

Nein.

„Wo in Wasser, Luft und mäßiger Wärme irgend ein animalischer oder vegetabilischer Stoff in Fäulniß übergeht, entstehen unfehlbar Infusionsthierie. Zuerst erscheinen eigenthümliche Luftbläschen, und zugleich mit diesen kleine runde Körperchen ohne Bewegung, Mollusken, aus denen alle Theile der Thiere und Pflanzen zusammengesetzt sind. Diese bekommen erst nach und nach die willkührliche Bewegung, die sie uns als thierische Organismen ankündigt. Nach diesen kleinsten Thierchen erscheinen fast immer größere und anders gestaltete. Meistens schmelzen diese alle in einen gemeinschaftlichen, einer Haut ähnlichen, Körper zusammen, der lebendig bleibt und aus dem nach und nach lebendige Geschöpfe anderer Art entstehen, die uns aus der Classe der Zoophyten bekannt sind. Aus Eyern oder einem Samen könne diese Geschöpfe nicht entstehen, da gekochtes Fleisch, oder Infusion mit kochendem Wasser dieselben Resultate giebt; nur daß die Infusionsthierie alsdann in anderer Gestalt erscheinen, als in ungekochtem Wasser, weil der äußere Einfluß auf die formlose Materie ein anderer war. - Noch auffallender wird es Ihnen seyn, daß dieselbe Infusion, unter verschiedenen äußern Umständen, bald lebendige Thierchen, bald aber auch Schimmel und wirkliche Pflanzen erzeugt. So die pristleysche grüne Materie, die den wichtigen Einfluß des Lichtes auf diese Formation darthut, und das merkwürdigste Beyspiel eines allmählichen Überganges vom Thierreiche zum Pflanzenreiche, und von diesem wieder zum Thierreiche, zeigt.“

Wie auffallend verschwindet hier die weite Kluft, durch die wir Thiere und Pflanzen getrennt wähen!

„Allerdings! Wir können nach diesen, so vielfältig bestätigten und außer allen Zweifel gesetzten, Beobachtungen keinen Augenblick anstehen, anzuerkennen: daß die lebensfähige Materie überall eine und dieselbe, an sich gestaltlos, mit der Lebenskraft unzertrennlich verbunden ist, und daß ihr nur durch äußere Einflüsse eine bestimmte Form ertheilt wird. Nach der Verschiedenheit jener Einflüsse ist diese Form entweder eine animalische oder vegetabilische. Die ersten Rudimente der Einen sind die Infusionsthierie, die der Andern der Byssus und der Schimmel, und von diesen Rudimenten aus erhebt sich die lebende Natur und unzählige Mittelstufen auf der einen Seite bis zum Menschen, auf der andern bis zur Ceder und Adansonie.“ -

„Jene Rudimente bedürfen zu ihrem Entstehen keiner andern Einflüsse, als derer der leblosen Natur, was wir nämlich von unserm Gesichtspunkte aus so nennen; in diese höhern Formen hingegen ergießt sich die lebende Materie in jetzigen Zeiten nur unter der Mitwirkung lebender Organismen, d. h. durch Erzeugung von seines Gleichen. Durch diesen regelmäßigen Gang der Erzeugung hat die ganze lebende Natur eine Richtung bekommen, die die Entwicklung durch fortlaufende Metamorphose aus jenen ersten Rudimenten nicht bloß unnöthig, sondern auch schwierig, meistentheils wohl gar unmöglich macht. Daher sind nun auch die Entwicklungen der Mittelstufen in diesen Metamorphosen heut zu Tage dunkel, aber nicht so völlig unkenntlich, daß sich ihre Existenz in frühern Zeiten ableugnen ließe; denn so wie die Organisation der Zoophyten am meisten abhängig von äußern Einflüssen ist, so sehen wir auch an ihnen Verwandlungen durch dieselben hervorgebracht, die wir an Pflanzen und Thieren nicht mehr bemerken, und es ist erwiesen, daß Flechten, Tremellen, Schwämme, Würmer und andere Geschöpfe auch heut zu Tage noch gelegentlich unter Einwirkung von Kräften der leblosen Natur und aus formloser lebender Materie entstehen.“

„Es müsse ein lebender Körper, weil er Samen, Eyer oder Junge hervorbringt, auch selbst nothwendig auf dieselbe Art erzeugt seyn, ist ein ganz falscher Schluß. Die Eingeweidewürmer

können anfänglich durchaus nicht von ihres Gleichen hervorgebracht, noch von außen in den thierischen Körper gebracht seyn; sie werden in den Thieren unmittelbar aus den thierischen Säften erzeugt, wie denn jedes Thier seine ganz eigenthümlichen Eingeweidenwürmer hat, und pflanzen sich doch nachher wieder großen Theils durch Eyer und sogar durch lebendige Jungen in demselben thierischen Körper fort.“ -

„Ich will die Summe der außer allen Zweifel gesetzten Erfahrungen hier in wenigen Worten zusammenfassen: Es ist in der Natur eine stets wirksame und unzerstörbare Materie vorhanden, wodurch alles Lebende Leben besitzt. Sie ist unveränderlich ihrem Wesen, leicht veränderlich ihrer Gestalt nach, und wechselt unaufhörlich ihre Form. An sich formlos, ist sie jede Form des Lebens anzunehmen fähig. Gestalt bekommt sie nur durch den Einfluß äußerer Umstände. Bey der fortdauernden Einwirkung dieser Ursache verharrt sie in der Gestalt, nimmt aber eine andere Form an, sobald andere Kräfte auf sie wirken. - Wie wir Formen machen können, wodurch das Äußere der Körper eine beliebige Gestalt erhält, so hat die Natur innerlich Formen, vermittelt welcher sie nicht nur die äußerliche Gestalt, sondern auch die innerliche Beschaffenheit der Körper bildet.“

Und die noch erhaltenen Spuren von der frühesten Entstehung lebender Geschöpfe auf der Erde, von der sie Sprachen, und die beweisen sollen, daß sie nach eben diesen Gesetzen erfolgten, wo finden sich die? fragte Julius mit steigender Wärme.

„Einige Klaster oder Fuß mehr oder minder tief unter der Erdoberfläche unserer Erde. - So weit wir dieselbe kennen, besteht sie aus Schichten verschiedener Stein- oder Erdarten, von denen jede ihr Daseyn einer eigenen Revolution des Erdkörpers verdankt, die sie, in flüssiger Gestalt, über die Oberfläche ergoß, auf der sie im Laufe der Jahre erkaltete, wie sich das deutlich an den alten, erkalteten Lavaschichten auf und um den Vesuv, und an den, darüber hingeströmten, neuen glühenden Ergüssen als vorliegendes Beyspiel zeigt. Solche Ergüsse haben, bey allgemeinen Revolutionen des Erdkörpers, jedes Mal über den größten Theil der Oberfläche desselben Statt gefunden, und bey den vermuthlich jahrhundert- oder jahrtausend-langen Zwischenräumen vom einen zu andern, ist es begreiflich, daß die über einander liegenden Schichten noch viel deutlicher als verschieden zu erkennen sind, als die hier vorliegenden Lavaschichten, ja selbst daß sie ganz verschiedener Natur seyn müssen.“

„Das verschiedenen Alter der nach einander erfolgten Erdrevolutionen wird uns also deutlich angekündigt durch die Folge der Erdschichten, indem die älteste am tiefsten liegt, die jüngern, nach dem Maaße ihrer Jugend, sie immer höher bedecken, und die jüngsten von allen ganz zu Tage liegt. Hiernach ist denn Granit, Gneis u.s.w. das älteste Gestein, weil es am tiefsten liegt, und es wird darum auch Urgebirg genannt. Diesem folgt das Übergangsgestein, diesem das Flößgebirge, und diesem endlich die aufgeschwemmten Erdarten mit dem gemeinen Gesteine. Aber zwischen diesen allen giebt es eine Menge Mittelstufen, so wie jede besondere sich auch wohl zu verschiedenen Zeiten über sich selbst abgelegt hat.“ -

„Wenn sich nun in diesen verschiedenen Steinarten versteinte Überreste lebender Organismen so vollkommen in ihrer Gestalt erhalten haben, daß sie sich mit den Gestalten der heutigen lebenden Natur bequem vergleichen und in unsere Eintheilungen derselben ordnen lassen, so ist auch klar, daß wir uns eine nicht ganz unvollkommene Vorstellung, nicht bloß überhaupt von der lebenden Natur in der vorgeschichtlichen Zeit, sondern auch von ihren verschiedenen Veränderungs-Stadien, nach den verschiedenen Erdschichten, in denen sich Versteinungen finden, machen können. Zu der Zeit, als die Steinarten des sogenannten Urgebirges sich über die Erdoberfläche ergossen haben, hat es höchst wahrscheinlich gar keine lebende Organismen auf der Erde gegeben, da sie keine Spur von Versteinerungen derselben erhalten.“

„Die Reste von lebenden Wesen, die in den darauf folgenden, in den Übergangs- und ältesten Flößgebirgen vorkommen, gehören zu den Polypen und Schalthieren, oder doch zu einer Classe, die zwischen diesen in der Mitte stand; also Geschöpfe, die den Infusionsthierchen so nahe stehen, daß mehrere Gattungen derselben wahrscheinlich noch heut zu Tage aus denselben, durch Metamorphose, sich entwickeln können. Andere organische Wesen hat es damals gewiß noch nicht gegeben, da sich keine Spur davon in jenem Gesteine auffinden läßt. In den Felsen-schichten hingegen, die darauf folgen, finden sich schon vollkommene Fische und untergeordnete Meergewächse.“

„Dann folgen weitausgedehnte Steinkohlen-Flötze, die ganz und gar eine Pflanzenprodukt, ganze ungeheure untergegangene Wälder, sind. Aber auch hier finden sich in den älteren Formationen nur die einfachsten, in den spätern immer vollkommenere vegetabilische Organismen. In jenen nämlich nur Farrenkräuter und niedere Phytozoen, später erst wirkliche Pflanzen, und unter diesen wiederum immer die einfacher organisirten, die Palmen, zuerst. Landthiere haben in jenen Zeiten noch gar nicht existirt. Diese kommen erst viel später, in den jüngsten Schichten, den aufgeschwemmten Erdlagern, vor, die wiederum älter als das Menschengeschlecht sind, denn versteinte Menschenreste finden sich in keiner Erd- oder Steinart; nicht einmal Affen; vermuthlich auch keine Vögel.“

So jung ist das alte Menschengeschlecht!

„Allerdings!“

Und die niedern Organismen, wie man sie versteint findet, sind wirklich dieselben, wie wir sie heut zu Tage lebend sehen?

„Mit nichten! Unter allen Petrefakten der Übergangs- und ältesten Flötz-Gebirge kommt keine Art vor, die noch in der jetzigen lebenden Natur zu finden wäre. Es sind, wie gesagt, nur Polypen und Schaalthiere, die damals die einzigen lebenden Bewohner der Oberfläche des Erdkörpers gewesen zu seyn scheinen. Manche derselben sind von höchst wunderbarer, fremdartiger Struktur, wovon sich nichts Ähnliches unter den jetzigen Bewohnern der Erde mehr findet. Viele sind von einer Riesengröße, wozu keine ähnliche Organismen heutiges Tages mehr gelangen. Manche zeichnen sich durch eine sehr große Verbreitung aus, und die Menge der Individuen, welche in manchen Gegenden vorkommt, übersteigt alle Vorstellung und zeugt von der üppigsten Fruchtbarkeit der jungen Erde. Es scheint, als sey die ganze, auf der Erde vorhandene, Masse der lebensfähigen Materie, nach Entbindung der Lebenskraft, gleich eben so thätig in Gestaltung lebender Organismen gewesen, als zu allen folgenden Zeiten, nur in sehr viel geringerer Mannichfaltigkeit der Formen, nach dem, noch heutiges Tages wahrzunehmenden, Gesetz der Verwandlungen der Infusionsthierchen.“

„Da seitdem die Metamorphose der lebenden Natur zu einer so unübersehbar großen Mannichfaltigkeit der Gestaltungen gestiegen ist, so kann die Anzahl der Individuen einzelner Arten nicht mehr so unermesslich groß seyn, als sie es damals war. Alle jene Erstlinge der Erde gingen unter, und neue Geschlechter folgten ihnen.“ -

„Mit den folgenden, jüngern Gebirgsschichten ist es ganz anders; die enthalten sehr viele, noch jetzt, wenn nicht der Art, doch dem Geschlechte nach, lebende Geschöpfe versteint. Fische z. B. finden sich häufig in spätern Schichten, nie in den ältern Flötzgebirgen. Aber viele von ihnen, in den frühern Ablagerungen, hatten eine Riesengröße, wozu keine verwandte Fischart mehr gelangt, und andere gleichen auch überhaupt keiner lebenden Art mehr. Unter den Pflanzen waren die Farrenkräuter die ersten, nach ihnen folgten die Palmen, Rohre u.s.w., aber sie stimmen nie vollkommen genau mit den existirenden Arten überein. Mit den Landthieren, in den jüngern Gebirgslagern, unter denen wahrscheinlich Landinsekten und Amphibien den Anfang machten, ist es nicht anders. Alle Versteinerungen derselben, und der Säugethiere, welche fast alle zu den Geschlechtern der Schweine, Rinder, Wallfische, Faulthiere und Hunde gehören, stimmen nie vollkommen mit jetzt lebenden Arten zusammen. Sie sind meistens von Riesengröße und aus der lebenden Natur verschwunden.“

Bey alle dem wird es doch immer schwierig bleiben, sich zu erklären, wie die mannichfaltigen Formen der lebenden Natur entstanden.

„Allerdings! Doch braucht man auch nicht gerade klar zu sehen, wie etwas entstand, um mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen zu müssen, daß es nicht auf diesem, sondern nur auf jenem Wege entstehen konnte. Sieht man, wie sich in Aufgüssen von thierischen und vegetabilischen Substanzen zusammengesetzter Organismen aus einfachern entwickeln; erwägt man, daß die ganze lebende Natur ebenfalls bey ihrer Bildung stufenweise vom Einfachern zum Zusammengesetzteren fortgeschritten ist, so ist klar, daß alles Leben nur von den niedern Stufen der Organisation zu den höhern gelangen kann. Diese müssen also durch jene bedingt seyn. Aber wie können sie dieß anders seyn, als dadurch, daß der einfachere Organismus sich von Generation zu Generation immer mehr ausbildet? Wir müssen daher annehmen, daß die Zoophyten der Vorwelt die Urform sind, aus welchen alle Organismen der höhern Classen durch allmähliche Entwicklung entstanden sind.“

„Wir müssen ferner annehmen, daß jede Art, wie jedes Individuum, gewisse Perioden des Wachstums, der Blüthe und des Absterbens hat, daß aber ihr Absterben nicht Auflösung, wie bey dem Individuum, sondern Degeneration ist. Und hieraus scheint dann zu folgen, daß es nicht, wie man gewöhnlich annimmt, die großen Catastrophen der Erde sind, welche die Thiere der Vorwelt vertilgt haben, sondern daß viele dieselben überlebt haben, und daß sie vielmehr deßwegen aus der jetzigen Natur verschwunden sind, weil die Arten, zu welchen sie gehörten, den Kreislauf ihres Daseyns vollendet haben, und in andere Gattungen, zu höhern Stufen der Organisation übergegangen sind.“ -

„So ist Alles auf Erden flüchtig und vorübergehend, die Art wie das Individuum, und das Geschlecht wie die Art. Selbst der Mensch wird vielleicht einst vergehen und verwandelt werden. Aber regelmäßig war von jeher der Gang der Natur bey allen ihren Veränderungen, regelmäßig wird er bleiben bis ans Ende der Zeiten, und nicht ohne Grund läßt sich vermuthen, daß die Natur noch nicht die höchste Stufe der Organisation in dem Menschen erreicht hat, sondern in ihrer Ausbildung noch weiter fortschreiten und noch erhabnere Wesen, noch edlere Gestalten, einst hervorbringen wird.“

Wahrlich! das ist groß! rief Julius entzückt aus; Eine erhabne Ansicht! wie sie vielleicht noch kein Dichter hatte. -

„Eben weil die Natur selbst erhabener ist, als der Mensch, und die Wahrheit erhabener, als die Dichtung.“

Oder auch, weil der Mensch Dichtung nur unerreichtes Streben nach dem Ideal, das Ideal aber in der Natur, ihre Dichtung höchste Wahrheit, ihre Wahrheit höchste Dichtung ist. -

Der Fremde bemerkte jetzt, daß es bereits spät geworden sey; er erhob sich, reichte uns die Hand zum Abschiede mit liebeichem und offenem Wesen, das an diesem Greise etwas Inniges hatte, und setzte hinzu, es sey ihm angenehm, uns angetroffen zu haben. Hier fragte ich ihn aber, ob er nicht im Jahre 18.. in der nordischen Seestadt ... gewesen, und dort einen Knaben, den Pflegesohn einer armen Maler-Wittwe, bey sich gehabt habe? Im Laufe des Gespräches nämlich war mir diese Erinnerung wieder, wie ein liebes Bild aus alter Zeit, aus der ihm ganz eigenen Würde und Wärme, in die Seele gestiegen. -

Meine Frage schien ihm aufzufallen. Es war wirklich derselbe Fremde, der damals an der Wirthstafel von der Wittwe des armen Malers sprach. Er erinnerte sich meiner nicht; doch mochte er Ursachen haben, daß ihm meine Aufmerksamkeit auf ihn, nach so vielen Jahren, nicht gleichgültig blieb. Die Wärme, mit der wir den Wunsch, ihn wieder zu sehen, äußerten, blieb nicht unerwidert: „Ich habe ein Geschäft in Vietri, gehe von da nach Castellamare, und dann über den Golf nach den Inseln; treffen wir uns irgend wo?“ Unser nächster Zweck war, Pestum zu besuchen; andere Pläne hatten wir nicht. So ward beschlossen, daß wir unsern neuen Bekannten bey unserer Rückkehr von dort aufsuchen wollten.

In Salerno warnte man uns vor den Briganti auf dem Wege nach Pestum, und erzählte uns schauerhafte Geschichten von dort vorgefallenen Mordthaten. Wir wußten diese Übertreibungen zu würdigen, und ließen uns nicht irre machen. Da wir einen Wagen mit guten, raschen Pferden forderten, um in einem Tage hin und zurück fahren zu können, weil, der bösen Luft wegen, nirgends zu übernachten war, bot sich uns ein ansehnlicher junger Fuhrmann an, mit einer großen bequemen Chaise und vier schönen muthigen Pferden, die auf russische Weise alle neben einander eingespannt waren, die quadrigae der Alten. -

So rollten wir früh, vor Tage, auf der vortrefflichen Chaussee, durch die verhüllte schöne Gegend am Meere rasch hin, kamen aber bald auf sehr schlechte kleine Landwege, die uns durch heitere Gegenden führten, die aber theils der bösen Luft wegen wenig angebaut und noch weniger bewohnt werden. Eine abscheuliche Verzierung unsers Weges zu beyden Seiten waren Menschenköpfe auf hohen Stangen gesteckt, sowohl der hier hingerichteten Briganti, als der von ihnen aus Rache Gemordeten.

Wie setzten über den ziemlich reißenden Silario, den Silarus der Alten, der das Gebiet der Picentiner von Lucanien trennte. Immer öder und wilder ward die Gegend, und Herden von Büffeln weideten umher, oder standen bis an den Hals in Sümpfen, um sich zu kühlen. Aber die Formen der Bergkette, die vor uns diese weite Öde begrenzten, sind die schönsten, die großartigsten, die man sehen kann. Dazu fand sich rechts der Anblick des weiten Meeres ein, und wir standen vor den

bekannten Tempeln Poseidons, die ältesten Reste der Baukunst in Italien (mit Ausnahme der so genannten cyclopischen Mauern), zugleich aber auch die grandiosesten von allen, gegen welche die übrigen kleinlich erscheinen, und die in gewissem Sinne auch die schönsten sind.

In diesen Tempeltrümmern brachten wir den ganzen Tag zu, zeichneten sie, und lernten sie aufs Genaueste in allen Details kennen. Die Stadtmauer sahen wir nur aus der Ferne. Das Wasser des fiume falso zu kosten, das bald süß, bald salzig ist, waren wir nicht begierig; das unterließen jedoch die Flüchtlinge nicht, mit denen einst Spartacus sich an diesem Bache lagerte. Die Biferique rosaria Paesti Virgils haben wir nicht gesehen, ihr Daseyn nicht geahnet. Unser Vetturin lagerte sich mit seinen Rossen in der höchst elenden Osteria, wo auch die letztern das allzuschlechte Wasser nicht genießen konnten; wir hatten uns den mitgebrachten Mundvorrath nach den Tempeln bringen lassen.

Von hier aus übersahen wir die Gegend weit umher, und suchten mit den Augen die Stelle auf den Bergen zu errathen, wo einst Poseidon lag; denn was hier unten am Meere die Ringmauer einschloß, war die untere Stadt, der Hafenplatz. Welche Volksmenge belebte einst diese Gegend! vermuthlich geräuschvoller noch, als heutiges Tages Neapel; und jetzt die tiefe Todesstille rings umher! kein Laut eines lebenden Geschöpfes, der sie auch nur auf Augenblicke unterbräche! Hoch empor ragend über die Wüste, wie das Denkmahl hingeschiedenen Lebens, die riesenhaft großartigen Säulenhallen! ruhig und groß die weit hingelagerte Bergkette! das weite Meer allein schon ein ernstes Bild unerreichter Größe! Wem könnte dieß Bild zusammengestellter Größen je aus der Erinnerung schwinden! - Und wie nun die Sonne sank, die große blutrothe Scheibe auf das westliche Vorgebirge sich zu lagern schien, nur die alten Tempel röthlich angehaucht, aber Meer und Erde, Himmel und Berge in tiefes Grau versenkt waren, da ward es noch ernster und schauriger umher, bis Nacht sich um uns lagerte und nur noch das Vorgebirge sich mit schwarzen Umrissen auf dem röthlichen Schimmer am Himmel zeichnete.

Mit wildem Ungestüm schmälte unser Vetturin über die Verspätung der Abreise, und nöthigte uns, einen Büffelhirt zu miethen, der uns den Weg zeigen sollte, wie er sagte, aber eigentlich nur, um seinen gesunkenen Muth, der Briganti wegen, etwas aufzurichten. Die Köpfe auf Stangen, die wir am Morgen gesehen hatten, demonstirten uns diese Maaßregel als weise Vorsicht, und wir nahmen daher lieber zwey Büffelhirt mit, die in ihren schwarzen Mänteln von zottigen Thierfellen sich hinten auf unsern Wagen stellten, und mit gewaltigen Pechfackeln auf beyde Seiten leuchteten. Weit hinaus streifte das rothe Licht der Fackeln über die Ebene hin, und ungewöhnlich schnell, wie wir fuhren, wechselten die abentheuerlichen Schatten und Lichter. Alle schien weit und breit dadurch in derselben raschen Bewegung. Ganze Herden aufgeschreckter Büffel rannten herbey, und schnaubten uns wild und zornig an. Unsere Pferde wurden immer mehr scheu und unruhig. Plötzlich hörten wir ein durchdringend schallendes Pfeifen rechts, gleich darauf links in einiger Entfernung am Wege, und zugleich sahen wir auch schon mehrere Gestalten in vollem Laufe unserm Wagen zueilen.

Unser Betturin erblaßte, und rief uns zu: habt ihr kein Feueergewehr, um einen Schreckschuß zu thun? Versichert euch wenigstens einer Fackel, damit wir nicht im Finstern bleiben. Nun, Madonna, steh uns bey! damit ließ er den scheuen Rossen die Zügel schießen, die schnaubend mit uns über Stock und Stein dahin sprengten. Wir hatten unterdessen eine der Fackeln ergriffen, und unsere Sackpistolen ein Paar Mal abgefeuert. So kamen wir, unter dem gefährlichsten Schwanken und kaum zu ertragenden Erschütterungen unsers Fuhrwerks, wieder an den reißenden Silario, an dessen steilem Ufer die Pferde so plötzlich hielten, daß wir von unserm Sitze auf den Boden fielen. Unsere Büffelhirt waren unterdessen steif und stramm auf dem Wagen, wie auf dem festen Erdboden, stehen geblieben, und jetzt wurden sie uns unentbehrlich, sie mußten uns nämlich eine Furth anzeigen. Nach einer Viertelstunde gelangten wir endlich an eine solche, die aber nicht dieselbe war, durch die wir am Morgen gefahren waren.

Hier verlangte der Kutscher von einem unserer Begleiter, einem wahren Riesen, er solle durchwaten und uns den Weg im Wasser zeigen. Dieser fing gleich damit an, den Preis für diesen Dienst zu behandeln, war aber so einfältig, nur einen Ducato zu fordern, wovon wir ihm jedoch die Hälfte voraus bezahlen mußten. Das Wasser stieg ihm bis unter die Arme, und uns in den Wagen. Beyde Ufer waren so steil, daß es so vortrefflicher Pferde bedurfte, um noch glücklich durchzukommen. Überhaupt mußte es wie ein Wunder angesehen werden, daß wir den Briganti

entgangen, nicht umgeworfen waren, und das Fuhrwerk unbeschädigt erhalten hatten. Wir fanden nun einen fahrbaren Weg, schickten die Büffelhirtin, reichlich belohnt, zurück, und setzten unsern Weg fort.

Unsere Hoffnung einer Entschädigung für das Ungemach, in den guten Betten zu Salerno, ward bitter getäuscht; denn als wir an eine elende Osteria gelangt waren, erklärte unser Vetturin, seine Pferde seyen angegriffen, die Fackeln consumirt, keine Nothwendigkeit fernerer Nachtreisen vorhanden, er werde Tages Anbruch hier abwarten. Wir boten alle ersinnlichen Mittel auf, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber es war alles vergebens, wir mußten uns fügen. - Der Wirth lachte laut auf, als er unser Abentheuer erfuhr. Warum habt ihr denn auch die Büffelhirtin mitgenommen, die die bekannten Gehülfen aller Briganti sind? und warum habt ihr Fackeln angezündet, um alles Gesindel wie absichtlich herbey zu locken? - Wir machten unserm Kutscher Vorwürfe darüber, denn er hatte alle diese Anstalten getroffen, und Fremden war nicht zuzumuthen, das Lokal mit allen Umständen zu kennen. Er dagegen überhäufte uns mit ungleich heftigern Vorwürfen, daß wir ohne alle Ursache so lange in den alten Tempeln geblieben wären. Wir mußten uns abermals fügen. -

In der Osteria war nichts zu haben, als abscheulicher Branntwein, ein Korb voll unreifer Birnen und Schnee, das Getränk zu kühlen, welches letztere nie fehlen darf, wo auch sonst Alles fehlt. An Brod war nicht zu denken, und das Wasser war ungenießbar. Zudem war das Haus so voll Ungeziefer, daß wir es nicht zu betreten wagten. Wir etablirten uns also wieder im Wagen, der in einen Schoppen gefahren war, wo auch die Pferde mit ihrem Führer blieben, und hielten uns an den einzigen Rest unsers Mundvorrathes, einer großen Wassermelone. - Unser Vetturin hatte unterdessen eine Menge Balken und Stangen, Stricke und Nägel herbey geschleppt, und barricadirte mit großer Sorgfalt die beyden Thore des Schoppens von innen. Was giebt's denn hier zu fürchten? fragten wir ihn. Beym heiligen Januar! rief er mit gedämpfter Stimme, schweigt doch, oder redet mindestens leise! -

Als er das große Werk der Vorsicht vollendet hatte, trat er zu uns, und flüsterte uns zu: der Wirth ist bekannt für einen Spitzbuben, der die Briganti beherbergt und sich gut mit ihnen steht; da ist es denn immer gerathen, Vorsicht zu gebrauchen. - Wenn ihr das aber wißt, warum bleibt ihr denn hier, und setzt euch und uns der Gefahr aus? - Das geht nun einmal nicht anders; die Gefahr, die uns hier droht, finden wir auch im Freyen, da man bereits auf unserer Spur ist, und in der dicken Finsterniß haben wir noch die dazu, daß ich den Weg verlieren und mit den wilden Thieren ein Unglück haben kann. Gut verschanzt sind wir; sollten wir angefallen werden, so leisten uns eure vier Pistolen und mein langes Messer, die uns im Freyen nicht viel helfen würden, hier gute Dienste. Ich denke aber, es soll so weit nicht kommen; ich habe dem Wirthe von unsern langen Büchsen im Wagen und von eurem Löwenmuth erzählt, bey denen ihm die Haare zu Berge standen. Seyd also nur ruhig, löscht das Licht aus und schlaft, wenn ihr könnt; ich gehe unterdessen auf und nieder, horche mit beyden Ohren, und höre ich etwas Bedenkliches, so wecke ich euch. -

Was war zu thun! das verrätherische Licht mußte allerdings ausgelöscht werden. Da uns nun aber tiefe Finsterniß umlagerte, während wir uns über zu nehmende Maßregeln besprachen, unterbrach unwillkürlich ein sanfter Schlummer unsere Berathung, und wir erwachten erst, als uns Girolamo in der Morgendämmerung weckte und die Rosse bereits vor dem Wagen scharreten und schnaubten. Wir befriedigten schnell die unverschämten Forderungen des brummenden Wirthes, und rollten rasch zum Schoppen hinaus. - Unterwegs erfuhren wir, daß die Osteria in der Nacht von mehrern Männern besucht worden sey, die leise gesprochen, sich aber dem Schoppen nicht genähert hatten. Unser Vetturin unterließ nicht, diese Leute für die Briganti zu halten, und sein kluges Benehmen triumphirend geltend zu machen; er war von rosenrother Laune, und knüpfte an das Erlebte eine Menge Mordgeschichten ohne Ende.

Salerno, je nachdem man den Standpunkt wählt, scheint mit großen, schönen Gebäuden entweder von den Bergen herabzusteigen, oder aus den Schluchten derselben hervorzutreten ans Meergestade, an dem es sich weit ausbreitet. Die sanfte Wölbung des breiten Golfes gewährt von allen Seiten den reizendsten Anblick, und die Formen der amphitheatermäßig aufsteigenden Bergmassen gehören zu den schönsten dieser zauberischen Gegend. Meine Vorliebe für den

Sonnenuntergang bewog mich, gegen Abend, da Julius einer leichten Unpäßlichkeit wegen im Gasthofe blieb, südlich der Stadt am Meeresufer mich zu ergehen.

Etwa eine halbe Stunde von der Stadt liegt dicht am Meere ein steiler Hügel mit einem kleinen Fort. Ist das Fort mit Wache besetzt? fragte ich einen mürrischen Aufseher des Chausseebaues. Nein, antwortete mir dieser, es ist ein alter, verlassener Torrione. Da ich mich nun dem Hügel näherte, konnte ich das Fort in der Nähe nicht mehr sehen, und folgte dem Fußstege, der sich durch Gebüsch um den Hügel wand und mich von der andern Seite auf dessen Höhe führte. Da stand ich plötzlich vor einer kleinen Zugbrücke über einem tiefen Graben, die Brücke war wie aus der offenen Thür des festen Thurmes herausgefallen, dessen jenseitige Thür gleichfalls weit offen stand, und so erblickte ich, durch den Thurm hindurch, die jenseitige Bastion mit vier Kanonen, die aufs Meer gerichtet waren.

Auf der kleinen Zugbrücke saßen zwey junge Soldaten, der Hitze wegen bis aufs Hemd entkleidet, der Langenweile wegen mit Würfeln beschäftigt, und sahen mich verwundert an. Bon soir, Messieurs! est-il permis d'entrer? fragte ich, um nur etwas zu sagen, denn ich merkte schon, daß hier nicht einzugehen war. Si foit! entrez toujours! antwortete mir der eine von ihnen, und stand auf, um mir Platz zu machen. Ich war aber nicht begierig, dieser Einladung zu folgen, und als hätte ich die Antwort mißverstanden, grüßte ich, und ging auf dem Fußstege zurück, auf dem ich gekommen war.

Die Sonne hatte sich schon dem Meere genähert, in welches sie binnen einer halben Stunde untertauchen sollte. Goldgesäumte lichte Wolken waren auf dem Azur des Himmelsgewölbes verbreitet. Ein sanfter Rosenschimmer begann die Berge und die Stadt zu verklären. Es war der schönste Abend, den man selbst hier erleben kann. Ich wollte ihn nicht ganz für das Skizzenbuch, das ich unterm Arme hielt, verlieren, und doch war mein Standpunkt am Strande zu niedrig. Ich erstieg eine Anhöhe in der Nähe, setzte mich auf einen Stein, und breitete das Buch auf meinen Knien aus.

Ich hatte aber nicht bemerken können, daß sich drey Soldaten in vollen Waffen leise hinter mir heranschlichen. Plötzlich packten sie mich am Kragen und schrieen mir in die Ohren: à la forteresse, espion! - Was war zu thun! an Widersetzlichkeit war nicht zu denken. Indessen machte ich ihnen doch begreiflich, daß sie mir mit den Händen vom Leibe bleiben mußten, indem ich ihnen alsdann um so lieber und besser folgen würde. So geschah es denn auch, und im starken Schritt und tiefen Schweigen erreichten ich nach einer Viertelstunde, in der Mitte meiner Begleiter, wieder das Fort, die Zugbrücke, den Thurm und die Bastion, auf welcher man mich ungehindert zuließ. -

Die ganze Besatzung bestand aus einem Corporal mit sechs Mann, alles junge Conscripte, die den niedern Dienst verstehen mochten, in der Behandlung meiner Person jedoch eine auffallende Unsicherheit verriethen. Darauf bauete ich meine Hoffnung, mich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Der Corporal, ein kleiner, feingebauter Mann, dem Anscheine nach von gesittetem und anständigem Wesen und ziemlich gebildeter Sprache, aber gewiß nicht über achtzehn Jahre alt, hatte erklärt: ich müsse die Nacht im Thurme bleiben; die Sonne sey bereits untergegangen, er könne heute nicht mehr nach Vietri gehen, dem General Compère den Rapport zu machen; das werde er morgen in der Frühe thun. Ich nahm ihn daher in einen entfernten Winkel der Bastion, um ihn allein zu sprechen, und sagte ihm:

Ich bin ein invalider französischer Hauptmann, und habe die Ehre gehabt zwölf Jahre lang der großen Nation zu dienen. (Er verzog den Mund zu einem ungläubigen Lächeln, ich aber fuhr ernst und feyerlich fort:) Ich kennen also den Dienst sehr genau, habe ich Euch daher auch alleine sprechen wollen, und Euch alle für junge Leute von Ehre erkannt, die den Dienst aber nicht so genau kennen können, als ich, aus alter Erfahrung. Bedenkt nur selbst, in welchem Zustande habe ich das Fort gefunden? ohne Schildwache; keiner von Euch in Uniform; Niemand hat mich angerufen, Niemand am Eintreten oder Fortgehen verhindert. Erst außerhalb der Festung habt Ihr mich arretirt. Das durftet Ihr nicht. Damit habt Ihr nur ein Versehen mit einem andern gut machen wollen. Auch jetzt laßt Ihr mich auf der Bastion zu, statt mich im Thurme zu halten, was ganz gegen den Dienst ist. Ihr seht daraus, daß meine Verlegenheit keine andere ist, als daß ich die Nacht nicht hier, sondern im Gasthofe zubringen will; denn sobald Ihr Euern Rapport gemacht habt, klärt sich die Sache von selbst auf. (Er war sehr ernsthaft und nachdenklich geworden.) Ihr

haltet mich für einen Spion, der die Gegend umher in militairischer Hinsicht aufnimmt. Es wäre mir ein Leichtes, Euch zu beweisen, daß ich nur aus malerischer Liebhaberey mir ein Andenken aus dieser schönen Gegend mitnehmen will; (hier öffnete ich mein Skizzenbuch, und gab es ihm zur Einsicht) davon ist aber jetzt nicht die Rede. Ihr haltet mich für verdächtig, und in dieser Voraussetzung setzt Ihr Euch der größten Verantwortlichkeit, durch den Aufschub des Rappports, aus, da Ihr nicht wissen könnt, was in Folge meiner Arrestation dieser Nacht noch geschehen kann. Wollt Ihr das auf Euch nehmen?

Der unerfahrene junge Mann war leichter zu überzeugen, als ich's hatte hoffen dürfen. Ihr habt vollkommen Recht, Capitain, antwortete er, ich gehe auf der Stelle zum General. - Das ist mir lieb, versetzte ich, und ich will auch keinen Gebrauch von Allem machen, was ich hier gesehen habe. Eine Discretion, die Ihr gewiß als keinen unerheblichen Dienst zu schätzen habt. Da aber eine Gefälligkeit der andern werth ist, so verschafft mir aus Salerno, wo Ihr durchgeht, meine Abendmahlzeit, auf eine Weise, die Euch selbst sehr vortheilhaft seyn muß. - Ich riß ein Blatt aus meinem Skizzenbuche, und schrieb mit großen leserlichen Buchstaben an Julius, im einfachsten französischen Style: der brave Krieger, der dir dieß Blatt überbringt, wird dir sagen, wo ich bin, und was mir Noth thut; ich bitte dich, sogleich nach Vietri zu fahren, und meine Befreyung vom General Compère auszuwirken, wobey du dem Corporal die Bequemlichkeit machen kannst, ihn in den Wagen zu nehmen; vorher aber schicke mir durch den Bedienten meinen Mantel und etwas gute Leibesnahrung. -

Meinen Reisegefährten, sagte ich dem Corporal, findet Ihr in dem großen Gasthause. Leset dieß Blatt, und gebt es ihm ab. Ihr werdet bey dieser Gelegenheit nicht bloß den Weg nach Vietri und hieher zurück schneller und bequemer zurücklegen, sondern auch, was Euch sehr wichtig seyn muß, dort Erkundigungen nach mir einziehen und genau erfahren können, wer ich bin. - Das war klar. Mein Corporal machte sich unverzüglich auf.

Da saß ich nun in der Dämmerung auf einer demontirten Kanone, die neben dem Thurme lag, blickte auf die Spiegelfläche des Meeres, und überdachte meine Lage, die nichts Reizendes hatte, als die überaus angenehme, milde Luft, die mich umgab. Die Zeiten waren schlimm. Die wüthenden Calabresen begingen täglich ärgste Excesse aus Partheysucht gegen die Franzosen. König Joseph war bereits, als König von Spanien, abgereiset, und König Murat noch nicht eingetroffen, die Zeit zu feindlichen Unternehmungen schien um so günstiger, wenigstens mußte sie Vorsicht gegen jeden Verdächtigen um so größer seyn. Die Unzufriedenen hatten sich auf einem Felsen im Meere, der Insel Ponza, gegenüber der Festung Gaeta, befestigt, und dort einen bequemen Hafen angelegt, den alle englische Schiffe benutzten. Von dort aus machten sie, befehligt von einem Prinzen Satriano, dem der König Ferdinand, von Sicilien aus, den Titel: König von Ponza, gegen hatte, die keckesten und verwegensten Expeditionen, verbreiteten gedruckte Bekanntmachungen in Neapel, holten bey hellem Tage einen Polizey-Beamten aus seinem Hause in der Stadt, und führten ihn geknebelt, in einen Mantel gehüllt, in der Mitte Mehrerer, durch die volkreichsten Straßen ans Meer, in ihre Barke und zum Hafen hinaus. Sie wußten in Ponza immer die tägliche Parole in Neapel, und machten alle Pässe und Sicherheitscharten aufs künstlichste nach. Ja sie erschienen, vor Kurzem erst, in einer stark bemannten Kanonier-Schaluppe, gaben die Parole, näherten sich dem Wachtschiffe, als um ihre Pässe untersuchen zu lassen, enterten aber sogleich, übermannten das Schiffsvolk, lichteten die Anker und entführten so aus dem Golf das Wachtschiff im Angesicht des volkreichen Neapels und der wachsamen französischen Polizey. Diese war dagegen im höchsten Grade verbittert, verdoppelte ihre Sorgfalt, und verfuhr mit eingefangenen Verdächtigen nicht anders, als mit überwiesenen Verbrechern, die ohne Umstände niedergeschossen, später aber, zu nachdrücklicher Warnung durch den Anblick, aufgehängt wurden.

Ich frage mich nicht ohne Ängstlichkeit: was steht mir bevor? und erhob den Blick aus der finstern Nacht, die die Erde umhüllte, zu den leuchtenden Gestirnen am Firmament. Da schlich einer der Soldaten leise heran, und war im Begriff, mir mein Skizzenbuch durch Überraschung zu entreißen; aber ich bemerkte diese Absicht noch eben zu rechter Zeit, um sie zu vereiteln. Ich fuhr in heftig an, und sagte ihm alles, was mir die Vorsicht nur einiger Maßen erlaubte. Er aber rief mir höhnisch zu: allons! ne faites pas le méchant! Gestern erst haben wir einen Vogel Eures Gleichen erwischt, und gleich am Abend baumelte er schon. Seht nur hin, da hängt er am Galgen! und der

sah, wahrlich! viel mehr comme il faut aus, als Ihr. Ich folgte mit den Augen der Richtung des zeigenden Fingers, konnte aber in der Dunkelheit nichts unterscheiden. Doch hatte ich eine Empfindung dabey, als rieselte mir's eisig durch die Adern, und ich starrte noch mit weit aufgerissenen Augen nach der Gegend hin, als ich ein bewegtes Fackellicht in der Ferne bemerkte, und mit hoch klopfendem Herzen ausrief: Seht! da kommt die Ordre zu meiner Befreyung.

Es kam immer näher und näher; es war ein zweyrädriges Calessino mit einem Pferde; von den zwey Gestalten darin hielt eine die Zügel, die andere die Fackel; aber mehr sah ich nicht, denn es ging hinter den Hügel. Ich wollte in den Thurm, und dem Kommenden entgegen, die Thür war verschlossen. Eine kleine Weile wartete ich noch in höchster Spannung, da klärte sich's auf - es war nicht Julius! es war nur mein Bedienter mit einem großen Korbe voll Eßwaaren und einigen Bouteillen guten Weines. Er rief mir zu: Ich habe gleich hinlänglichen Vorrath für die ganze Gesellschaft mitgenommen, ich glaube, es könne zu was gut seyn. Unwillig wandte ich mich von ihm ab, und sagte: ich mag nicht essen. Er erzählte mir aber, indem er nicht nachließ mir zu folgen, mit aller Umständlichkeit die Einzelheiten von des Corporals Auskunft im Gasthofe und Julius eilige Abfahrt nach Vietri.

Nach und nach kehrten mir Ruhe und Heiterkeit wieder, ich sah den Thurm von innern erleuchtet, trat hinzu und war nicht wenig erstaunt, einen mit Gläsern und Flaschen, einer Pastete, ein Paar gebratenen Kapaunen, einem Reisaufwurf, und sechs, in leere Bouteillen statt der Leuchter gesteckte Wachslichter, besetzten Tisch zu finden, und Johann, der das alles für seinen Kopf besorgt hatte, mit einer Serviette im Knopfloch, sehr geschäftig eine Bank und ein Paar große Steine statt der Stühle, herbey wälzen zu sehen. Die Soldaten standen mit großen Augen und offenen Mäulern in einem Winkel des Thurms, und die höchste Verwunderung malte sich auf ihren Gesichtern. Ich mußte laut auflachen, und rief aus: Es wird doch hoffentlich nicht die Henkersmahlzeit seyn! Nehmen Sie Platz, Messieurs! -

Nach kurzem Besinnen rief einer der Soldaten: Par dieux et le diable! wir wären wohl rechte Narren, wenn wir uns lange nöthigen ließen! damit setzten sich nicht bloß Alle an den Tisch, sondern machten auch Miene, gleich über den Vorrath herzufallen. Halt! rief ich mit lauter Stimme, hier commandire ich! wer untersteht sich, gegen Subordination zu agiren! Johann mußte sich auch an den Tisch setzen, mir gegenüber, und die Speisen der Reihe nach vorlegen, jedem seine reichliche Portion, wobey er mich, mit Auszeichnung, zuerst bediente. Ich hatte sämmtliche Flaschen zu mir genommen, und schenkte meinen Gästen, der Reihe nach, reichlich, aber doch mit Maß, ein. Ihr Erstaunen war unbeschreiblich; ohne ein Wort der Erwiderung fügten sie sich in meine Anordnung. Wie schmeckt es? fragte ich endlich. Nun lobten sie den Wein und die Speisen über die Maße, und wurden laut.

Um sie aber noch ferner, so viel wie möglich, im Zaume zu halten, suchte ich die Unterhaltung zu beherrschen, und, indem ich immer einen gewissen hohen Ton beybehielt, machte ich ihnen bemerklich, daß wir uns vor allem näher kennen lernen mußten, Jeder daher Nachricht von seinem Leben und seinen Schicksalen zu geben hätte. So wendete ich mich gleich an meinen Nachbar mit den Fragen: wo er her sey? wer seine Eltern und Verwandten seyen u.s.w., bis eine ziemlich vollständige Lebensgeschichte zu Stande gebracht war. Dann ging es eben so in der Reihe fort. Es gab dabey manchen Scherz, und es wurde viel gelacht, mäßig getrunken, und jeder ungeduldige oder schläfrige Zuhörer durch Fragen oder Bemerkungen aufmerksam erhalten. Auch unterließ ich nicht, ihnen zu rathen, die Schildwache zu halben Stunden ablösen zu lassen, denn so hatte man mehr zu thun.

Noch war die Reihe der Erzählung nicht an mich gekommen, als die Thür des Thurms sich leise öffnete, und Julius und des Corporals verwunderte Gesichter sichtbar wurden. Meine Gäste erhoben sich mit Geräusch; ich aber rief ihnen lachend entgegen: Endlich! endlich! arrivez donc! soyez les bienvenus! Johann beeilte sich, brachte zwey frische Couverts in Ordnung, und holte aus dem Korbe, was er für die Erwarteten zurückbehalten hatte. Ich bat den Corporal leise, seine Soldaten zu entfernen; wir waren bald allein mit ihm, und nun erfuhr ich, daß ich zwar frey sey, mich aber morgen früh um sieben Uhr bey dem General zu melden hätte. Die Details der Bemühungen meines Freundes bey demselben, verschieben wir auf die Rückfahrt, und nachdem die neu Angekommenen sich erfrischt hatten, zogen wir unter allerley Höflichkeiten des Corporals ab, zur höchsten Verwunderung der ganzen übrigen Besatzung, der alles wie ein Traum vorkam.

Ich dankte nun meinem Gefährten für den wichtigen Dienst, den er mir geleistet hatte, glaubte aber etwas an ihm zu bemerken, das wie Kälte oder Empfindlichkeit aussah, wovon ich die Ursache nicht errathen konnte. Nach und nach erwärmte er sich wieder im Laufe der Erzählung, schilderte seinen Schreck, als er mein Abentheuer erfahren, die Angst und Besorgniß, in der ihn die üble Laune des Generals und die offenbare Gefahr meiner Lage erhalten, die guten Dienste des Corporals und seine Nachrichten, die er im Gasthofe über uns eingezogen, welche bey dem General das Beste von Allem gewirkt hätten; dann seine Freude über die Ordre, mich auf freyen Fuß zu stellen; die Gemüthsbewegung, in der er in größter Eil nach dem Fort gefahren; endlich seine Verwunderung über den Leichtsinn, wie er es nannte, in dem er mich mit den Soldaten bankettirend im Thurme angetroffen. Meine innige Rührung über seine liebevolle Theilnahme an mir, war ihm jedoch die vollste Anerkennung derselben; er sah bald mein Betragen in einem mildern Lichte, und als wir in Salerno eintrafen, hatte er sich weidlich belustigt an meiner Erzählung des im Thurme Erlebten.

Um sieben Uhr, am folgenden Morgen, stiegen wir in Vietri die Treppe im Hause des Generals Compère hinauf, und trafen auf einem Absatze derselben den jungen Corporal an, der mich hier erwartet hatte, um mich an mein Versprechen zu erinnern, von den Unregelmäßigkeiten im Dienste, die ich auf dem Fort bemerkt, nichts laut werden zu lassen. Ich versicherte ihm, daß es dieser Erinnerung gar nicht bedürfe, da mich schon die Dankbarkeit zu seinem Schuldner mache, und ich mich freuen würde, irgend einmal Gelegenheit zu finden, ihm diese Gesinnung durch die That zu beweisen. Erheitert stiegen wir, uns trennend, er die Treppe hinab, wir hinauf. -

Der General fuhr mich hart und rauh an: Sind Sie der gestrige Gefangene vom Fort Joseph? - Ja. - Was hatten Sie dort zu suchen? - Ich suchte eine Höhe, die Gegend umher zu zeichnen, und da man mir gesagt hatte, der auf dem Hügel sichtbare Thurm sey eine verlassene Trümmer, so ging ich unbedenklich hinauf. - Dabey können Sie aber allerley bedenkliche Absichten gehabt haben. Von solchen sprach er nun im rauhen Tone, und behandelte mich, wie denn Generale in unsichern Zeiten Verdächtige zu behandeln pflegen. Er war nicht heftig, aber grob. Mir stieg das Blut in die Wangen, was mein besorgter Gefährte bemerkte, und, sich mir nähernd, halb laut in russischer Sprache mich bat: ich bitte dich, doch ja vorsichtig zu seyn, und deine Sache nicht durch unzeitige Heftigkeit zu verderben.

Der General trat um einen Schritt näher, und donnerte uns an: Ihr sollt nicht miteinander sprechen, und Euch verabreden, sonst - - Nun war's aber doch aus mit meiner Mäßigung. General, rief ich nicht ohne einige Heftigkeit aus: Sie behandeln mich wie einen Verbrecher, mich, der ich der Beleidigte bin, und alle Genugthuung zu fordern habe. - Was? Genugthuung? Das wird mir denn doch zu arg! - Freylich ist's zu arg, daß Sie einen Fremden mißhandeln, von dem Sie weder Namen, noch Vaterland, Stand, Weg und Geschäft kennen, den Sie nicht einmal nach seinem Passe fragen. - Gebt her! rief er mürrisch. Indem Jeder von uns seinen Paß hervorholte, und ihn ihm überreichte, trat Jemand ins Zimmer, der uns vertraut und herzlich begrüßte. Es war der Fremde, den wir unter dem Orangenbaum des Klosters gesprochen hatten. - Auf ein Wort! sagte der General zu ihm, und führte ihn in ein anstoßendes Cabinet.

Nach einer Viertelstunde ungefähr, in welcher wir mit den Officieren im Zimmer einige gleichgültige Worte gewechselt hatten, trat der Fremde wieder ein, mit freudestrahlendem Angesichte. Welcher von Ihnen ist Julius von X.? fragte er, und als er's erfahren hatte, überreichte er ihm seinen Paß, gab mir darauf den meinigen, und sprach: der General ist unpäßlich, und kann nicht bey dem Frühstück erscheinen; er bedauert Sie aufgehalten zu haben, und läßt Sie bitten, Ihre Reise ungehindert fortzusetzen. Hierauf drückte er Jedem von uns die Hand mit Wärme, und fragte: Sind Sie nicht Vettern? ich glaube, mich aus alter Zeit zu erinnern, daß Ihre Familien verwandt sind. - Wie, rief Julius verwundert aus, waren Sie in Liefland? oder sind Sie gar unser Landsmann? - Ich habe nur wenige Jahre dort gelebt, antwortete er, eine Zeit, die mir noch in der Erinnerung sehr werth ist. Doch davon nachher! -

Wir hatten deutsch gesprochen, was den Officieren zu mißfallen schien. Ein Obrist vom Generalstabe trat zu uns, und sagte in seiner Sprache: Verlieren wir nicht die edle Zeit, meine Herren! das Frühstück erwartet uns. - Wir gingen durch einige Zimmer, und fanden dann plötzlich den bereiteten Tisch in einem langen, freyen Bogengange, reich mit vollen Reben umrankt; vor uns das weite Meer, Salerno und die schönen Berge; unter uns, am Berghange, bis ans Meer, ein

duftender Orangen-Hain. Eine kurze Zeit lang vergaßen wir über diesen bezaubernden Anblick alles Andere. Doch wurden wir bald in die allgemeine heitere Unterhaltung gezogen, und der gute Wein von Monte Somma, im Bewußtseyn des guten Ausganges des Abentheuers, in der Gesellschaft unsers neuen Freundes, der mit der hinreißenden Heiterkeit eines Weisen das Gespräch leitete, trank sich in dieser reizenden Umgebung mit ungleich erhöhtem Genuß.

Herr Doctor, sprach der Obrist gegen Ende der Mahlzeit, ich bliebe gern bis Castellamare Ihr Begleiter; wenn Sie aber heute wieder in der Hitze, wie gewöhnlich, den Weg zu Fuße machen wollen, so ziehe ich doch vor, im ersten besten Calessino ihn schneller und bequemer zurück zu legen. - Wir beeilten uns, die beyden freyen Plätze in unserm Wagen anzubieten, und sie wurden freundlich angenommen. Doch hatte der Arzt, als welchen wir hier den Freund kennen lernten, noch Geschäfte im Orte und in der Gegend, die ihn mehrere Stunden aufhalten mußten. Wir verabredeten daher unser rendez-vous um halb sechs Uhr, bey einer schönen, einzeln an einer Brücke, am Ausgange des Ortes, stehenden Pinie, und trennten uns einstweilen, von sehr verschiedenen Empfindungen bewegt. -

Unten im Hause trafen wir Johann, den das Verlangen, den Ausgang meiner Angelegenheit zu wissen, und bey der Hand zu seyn, wenn ich ihn etwa hier brauchen könnte, hergeführt hatte. Ich trug ihm auf, die Rechnung im Gasthofe zu berichtigen, den gewandten Girolamo mit seiner quadriga aufzutreiben und sich mit dem Wagen um fünft Uhr bey der Pinie einzustellen. Ich streifte unterdessen mit Julius in den Bergen herum, und schwelgte noch einmal in diesem Paradiese.

Unser sehnliches Verlangen, uns mit dem heimathlichen Freunde zu verständigen, und ihn näher kennen zu lernen, sollte noch lange unbefriedigt bleiben. Der Obrist war von einer Gesprächigkeit, die nichts neben sich aufkommen ließ. Das war uns anfänglich sehr verdrießlich; doch kam er auch, da er von allen möglichen Dingen sprach, auf die Belagerung von Gaeta, 1806, bey der er selbst sehr thätig gewesen war. Er schilderte sie sehr lebhaft, und stellte alles so klar und deutlich dar, daß wir ihm bald mit viel Vergnügen zuhörten. Von dem Prinzen von Hessen-Philippsthal sprach er nur mit größter Achtung und Ehrfurcht. Es bleibt immer der schönste Lorbeer, den uns die Hand des Gegners reicht. -

Kaum waren wir in Castellamare eingetroffen, so ward auch unser Freund von einer Menge Fremder, die sich fast zu jeder Jahreszeit an diesem Badeorte versammeln, umringt und fortgeführt. Wir verabredeten nur, am Morgen um sechs Uhr uns in dem großen Caffee zu treffen. -

Am Abend besuchten wir noch die Ruinen von Stabbia, die kaum mehr zu finden sind. Hier kam der ältere Plinius ums Leben, durch die Eruption des Vesuvs im Jahre 79, dieselbe, die Stabbia, Pompeji und Herculunum zugleich verschüttete, dem Berge seine jetzige dreygipflige Gestalt gab, und die allein schon jeder Nachwelt merkwürdig bleiben würde durch die beyden Briefe des jüngern Plinius an den Tacitus, die die schöne Beschreibung dieser Eruption enthalten, wie er sie, bey den damaligen Soldatenquartieren, auf punta de' penati bey Cap Miseno, erlebte.

Schon wurden, früh am Morgen, die eisenhaltigen, dampfenden Schwefelbäder für die noch schlummernden Badegäste bereitet, als wir in einer Barke mit vier tüchtigen Ruderern von der Küste abstießen, um im Angesicht Neapels, des dampfenden Vesuvs, der Küste von Forrent und der felsigen Capri, über den weiten Golf hin, dem inselreichen Gestade Baja's uns zu nähern. Wer diesen unbeschreiblich schönen und reichen Anblick gehabt hat, begreift leicht, wie man so tief in denselben versinken kann daß man alles Andere vergißt.

So mochten auch wir bereits eine halbe Stunde. Oder länger, in tiefem Schweigen hinaus geblickt haben, als unser neuer Freund, der das Steuer führte, sich mit der Frage an Julius wendete: „Haben Sie nicht, als Sie schon in früher Jugend bey der Garde in St. Petersburg angestellt waren, von einem Arzte auf dem Gute Ihres Vaters gehört, der Ihrer Geschwister Lehrer war, als noch Ihre vortreffliche Mutter lebte? -

Wie sollte ich nicht! rief Julius aus, und ward plötzlich tief bewegt von diesen Erinnerungen der Heimath und der Jugendjahre. Wiewohl ich diesen Müller nie gesehen habe, so wird er mir doch eben so unvergeßlich bleiben, als er's meinen Geschwistern ist, deren Dankbarkeit durch keine Zeit geschwächt werden kann, und den mein guter Vater noch in der letzten Stunde seines Lebens segnete. - Mit einer Thräne der Rührung und von Freude verklärtem Antlitz betrachtete der Greis den bewegten jungen Mann, schloß ihn in seine Arme und sagte: „Nur in Liefland hieß ich Müller, aber überall bin ich doch derselbe.“ -

Es versteht sich, nachdem die ersten Herzensergießungen jede Neugierde erstickten, daß wir nun gegenseitig uns mit Fragen bestürmten. Kaum hatten wir das Wesentliche von dem berichtet, was der Greis von uns, besonders von der Familie X., zu wissen wünschte, als er auch unsere Ungeduld befriedigen mußte. - Sind Sie denn, fragten wir, seitdem Sie Liefand verließen, immer in Italien gewesen? - „Nein, erwiderte er; ich habe seitdem die meisten Reiche unsers kleinen Welttheils besucht.“ -

Bey jedem fernern Worte, das er sprach, stieg unsere Theilnahme, unsere Neugierde, möglichst viel von ihm zu erfahren, immer höher, und er war so gütig, uns einen großen Theil seiner Lebensereignisse mitzutheilen. Noch schwebt seine edle Gestalt, sein ausdrucksvolles schönes Angesicht, mir lebendig vor; noch tönt seine volle männliche Stimme in meinem Ohr; noch sind mir viele seiner Worte buchstäblich erinnerlich; doch haben die Jahre vieles seiner Erzählung verwischt, und die Lücken in derselben vermag mein Gedächtniß nicht mehr auszufüllen. Indessen ist das, was mir davon geblieben ist, wohl das Wesentlichste, und scheint mir der Mittheilung im hohen Grade würdig. Ich lasse ihn selbst sprechen, und unterbreche seine Erzählung nicht durch unsere Zwischenreden auf dem Golfe.

Der verlorne Sohn.

- La ablacion mejor y la primera,
Que se debe ofrecer al alto cielo,
Es alma limpia y voluntad sincera.
(CERVANTES.)

„Aus eigener Erinnerung weiß ich von meiner Kindheit in meinem väterlichen Hause nur, daß deutsch darin gesprochen wurde, daß ich mehrere Geschwister hatte, daß mein Vater, ein stattlicher Mann, außer dem Hause viel beschäftigt war, wir ihn nur bey der Mittagsmahlzeit und Abends ein Stündchen sahen, wo er über aus liebevoll und zärtlich, hatten wir aber gesündigt, ernst und streng mit uns war. Meiner Mutter erinnere ich mich noch weniger, vielleicht weil ihr Anblick mir noch gewöhnlicher und alltäglicher war; doch weiß ich wohl, daß sie ein großen Schlüsselbund am Gürtel führte, früh Morgens still mit mir im Kämmerlein betete, das Butterbrod jedem von uns sorgfältig zuschnitt, und bey Tisch vorlegte. Auch pflegte sie bey ihren häuslichen Geschäften zu singen, und lehrte mich, da ich kaum richtig sprechen konnte, ein Lied, das ich, mein ganzes Leben hindurch, täglich sang.

Ich war einmal, aus kindischem Leichtsinn, meinen Eltern entlaufen, und nach mehreren Tagen eines fortgesetzten Umherlaufens und Brod-Betteln, wie ich mich dunkel erinnere, in eine große volkreiche Stadt gekommen, wo der Hafen und die Schiffe meine ganze Aufmerksamkeit und Neugierde erregten. Ich wäre für mein Leben gern auf ein Schiff gekommen. Ich bat einige Matrosen, die ich deutsch sprechen hörte, sie möchten mich mitnehmen; sie aber lachten erst, und wiesen mich dann rauh zurück. Ich ließ nicht ab, immer wieder Andern dieselbe Bitte mit demselben Erfolge vorzutragen; die Mehrsten verstanden mich nicht. Endlich wagte ich es, in ein leeres Schiffsboot zu steigen, das mit einem Strick an einen eisernen Ring der Hafenmauer gebunden war. Ich setzte mich still auf die Bank am Steuer, und war innigst froh und in mir selig. Bald kamen Leute mit Waarenballen, die ins Boot geworfen wurden; man sprach eine ganz unverständliche Sprache zu mir, und auch ich wurde nicht verstanden; aber man ließ mich sitzen und ruderte in die Rhede, auf ein gewaltig großes Schiff los, an dem auch ich an Bord ging. Meine Freude war grenzenlos.

Ein besser gekleideter Mann auf dem Schiff sprach ein gebrochenes Deutsch zu mir, wovon ich nur mit Mühe einzelne Worte verstand. Er lachte, und ließ mir nach einiger Zeit zu essen geben. Meine leichten Kleider waren bereits vertragen; ich bekam sehr grobe Schifferkleidung und ward Cajütenjunge. Meine Freude verkehrte sich bald in bitteres Leid; ich wurde grausam mißhandelt und weinte unaufhörlich; doch weiß ich noch, daß es nach und nach besser ging, und daß ich manche Freude hatte, besonders am Erklettern der Strickleitern, am Angeln und allerley gefährlichen Übungen. -

Wie lange die Reise dauerte, weiß ich nicht zu sagen; ich dachte nicht daran, daß sie endigen könne, und hielt diesen Zustand für das Leben selbst. Endlich ließ man doch in einen Hafen ein. Nach und nach gingen Alle, der Reihe nach, ans Land, und kamen wieder an Bord. Mich ließ man auf dem Schiffe, wo mich die Langeweile plagte. Doch ließ man sich endlich einmal erbitten, und nahm mich mit an Land. Als ich hier wieder festen Boden unter den Füßen hatte, Bäume, Häuser, häusliche Einrichtung, Pferde und Wagen, Vieh und Gärten sah, da war meine Freude noch größer, als da ich zum ersten Mal zu Schiffe ging. Ich brach in Thränen aus, und wußte nicht, wie mir geschah, daß ich so glücklich war und doch weinen mußte.

Man bekümmerte sich nicht um mich; ich war unter Fremden; da ergriff mich plötzlich die Sehnsucht, das Land recht zu genießen und einmal aus allen Kräften recht lange auszulaufen, was mir, nach der langen Beschränkung auf dem Schiffe, als die größte Glückseligkeit vorkam. Ich rannte also darauf los, immer fort, so lange meine Kräfte reichten, immer landeinwärts, und warf mich endlich athemlos auf den Rasen. Gras und Kräuter kamen mir überaus schön und merkwürdig vor. Da weidete ein Pferd; ich stand auf und näherte mich ihm; es lief scheu davon, ich lief nach, über Wiesen und Äcker, über Hecken und Gräben, in einen Garten, wo das Pferd in einen Winkel des Zaunes gerieth, ich ihm ganz nahe kam und einen Schlag vor den Kopf bekam, der mich bewußtlos niederstreckte.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit verbundenem Kopf in einer elenden Hütte bey armen Leuten. Ich fragte nach dem Schiffe und meinen Genossen, erhielt aber keine Antwort. Ich hatte während der langen Seereise etwas Englisch gelernt, das half mir aber auch hier nichts, und die Sprache, die ich hier hörte, schien mir kaum aus wirklichen Worten zu bestehen. Man reichte mir Nahrung, die mir auch ganz fremd war, und mir nicht behagte, so gut sich auch mein Appetit erhielt. Am folgendem Morgen führte mich mein Wirth, nach einem Marsche von mehreren Stunden, in eine Stadt, die mir sehr groß schien. Dieser erste Anblick verwischte sich bald aus

meinem Gedächtniß, doch weiß ich noch, daß mir hier Alles unbegreiflich fremd vorkam. Man führte mich vor mehrere Männer in auffallender Tracht, die sich mir aber eben so wenig verständlich machen konnten, als mir dieß mit ihnen gelang. Endlich ward einer gerufen, der etwas Englisch wußte, mich leidlich verstand, sich mir aber nur mit vieler Mühe bald deutlich machen konnte. Dieser führte mich mit sich fort und machte mir begreiflich, ich sey sein Knecht. -

Wir gingen lange durch eine andere Gegend der Stadt, kamen ins Freye, und gingen durch eine bergige, fast baumlose Gegend, erblickte von Zeit zu Zeit das Meer in einiger Entfernung, und trafen nach einigen Stunden bey der Wohnung meines Begleiters ein, an der ich von außen nichts als eine außerordentlich hohe Mauer von weitem Umfange entdecken konnte. Er aber wußte ein Thürchen zu finden, das er aufschloß, und nachdem wir eingetreten waren, wieder sehr sorgfältig verschloß. Ich stand in einem Krautgarten, wie mir's schien, der auch einige fremde Bäume enthielt. Darauf folgte ein kleiner Teich und ein Brunnen, der in denselben abfloß, dann eine Scheune und ein Stall für allerley Vieh, und durch eine Art Hühnerhof traten wir in ein Paar Wohnzimmer neben einer Küche.

Außer meinem Begleiter, der der Eigenthümer dieser Niederlassung, die ganz umschlossen von der hohen Mauer war, zu seyn schien, gab es keine andere Bewohner derselben, als einen noch viel älteren Mann und eine alte Frau, beyde von hoher Gestalt und Furcht einflößendem rauhen Wesen, und ein Paar große Hunde. - Man fing gleich damit an, mir Beinschellen anzulegen, die nur sehr kleine Schritte zu machen erlaubten, und mir meine Wohnung anzuweisen, in einem vertieften, sehr weiten Gewölbe, das nur wenig Licht hatte, aber mit allerley großem Geräth angefüllt war. Man warf einen Haufen trockenen Schilfes in eine Ecke; das war mein Lager.

Aus diesem niedrigen Gewölbe kam ich nur sehr selten ans Tageslicht. ;eine Arbeit war: Wolle kratzen und spinnen, Körbe und Matten flechten, große Haufen gemischter Samenkörner auslesen, Baumwolle sondern und in große Ballen packen, und eine Menge ähnlicher Verrichtungen, die oft meine Kräfte überstiegen. Besonders peinlich war mir das Zerstoßen gewisser, mir unbekannter Substanzen in einem großen Mörser, aus dem dabey zuweilen Gerüche aufstiegen, die mich anekelten und mich zuweilen einer Ohnmacht nahe brachten, was fast täglich geschah. Ein Topf voll eines, zu Anfange mir höchst ekelhaften, Breyes und ein Krug Wasser ward mir jeden Morgen gebracht, und das war meine Nahrung für den ganzen Tag.

Meine Gesundheit erlag besonders den unaufhörlichen Mißhandlungen und einer Art Verzweiflung, in die ich darüber gerieth. Ich schwand zum Schemen hin, wurde aber fast noch mehr mißhandelt, da ich krank ward. Größeres Elend läßt sich kaum denken, als was ich erlitt; dennoch sang ich mit zitternder Stimme mein Lied bey der Arbeit.

Einst saß ich bey meinem großen Mörser; ich ruhte ein wenig; die Beine schmerzten mich gar sehr von den Schellen, eiterten und bluteten wie immer; das Ungeziefer verzehrte mich fast, und die Lumpen wollten mir nicht mehr auf dem Leibe hängen bleiben; ich blickte zu dem Gitter hinauf, dem spärlichen Tageslichte zu, und sang, nicht ohne Beschwerde der schmerzenden Brust, mein Lied:

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet;
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet;
Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle. -
Einen Vater haben wir,
Einen Schöpfer alle.

Wohl mir! auch auf mich, sein Kind,
Schauet Gott hernieder.
Um mich her die Menschen sind
Alle meine Brüder.
Und ich könnt' ich n nicht mit Lust
Meinen Vater nennen,

Fühlt' ich nicht in dieser Brust
Bruderliebe brennen;

Blutete mir nicht das Herz
Bey des Bruders Leiden;
Blieb' ich kalt bey seinem Schmerz,
Kalt bey seinen Freuden.
Glücklich oder elend, ihr
Seyd mir immer Brüder;
Nur noch theurer seydt ihr mir,
Drück euch Leid darnieder.

Ich gedachte besserer Tage, und fühlte meine Thränen herabrinnen. Ich hatte nicht bemerkt, daß ein Fremder zu mir geführt worden war, der schon eine Weil da stehen mochte. Jetzt sah ich ihn, wie auch er eine Thräne trocknete. Er trat zu mir, und in deutscher Sprache, mit der sanftesten Stimme, die ich je hörte, fragte er mich, indem er meine Hand ergriff: Willst du zu mir kommen, auf mein Schiff? Du sollst es nicht schlecht bey mir haben. Man überläßt dich mir gern. - Ich küßte die wohlthätige Hand, und benetzte sie mit Thränen, aber ich vermochte kein Wort hervor zu bringen. Er entzog mir die Hand mit Sanftmuth; vermuthlich ekelte ihn vor meinem Schmutz und Ungeziefer. Armer Junge, sprach er, du bist ja krank und schwach!

Eine Weile schwieg er, als besänne er sich, dann sagte er schnell: Morgen laß ich dich abholen! und verließ mich. - Bald kamen fremde Männer mit lauten Stimmen herunter, die ich an ihrer Tracht und ihrem Benehmen für Matrosen erkannte. Das Herz klopfte mir hoch vor Freude, aber ich war in einer Art Schwäche und Stumpfheit, die meiner Freude kaum einen andern Ausdruck zuließ, als Thränen.

Die Matrosen sprachen viel; ich verstand einzelne Worte, bald aus dem Englischen, bald aus dem Deutschen, wie ich glaubte, aber verständigen konnten wir uns doch nicht. Einer reichte mir auf einer Schale gebratenes Geflügel, und in einem Krüge ein köstliches Getränk, das ich nicht kannte. Das that sehr wohl. Darauf machten sie sich an meine Beinschellen, sie zu lösen. Das wollte erst nicht gehen; dann holten sie verschiedenes Werkzeug herbey, verursachten mir unsägliche Schmerzen, wobey ich in Ohnmacht fiel. Später führten sie mich, der ich jetzt ohne die Schellen kaum gehen konnte, an ein großes Faß, in dem sie ein laues Bad bereitet hatten, schnitten mir die letzten Lumpen ab, und stellten mich in das Faß. Dann trug mich ein Matrose, nachdem mir ein anderer eine wollene Decke umgeworfen hatte, in die obere Zimmer, in ein reinliches Bett. Von meinen bisherigen Peinigern, den drey Bewohnern dieses Aufenthaltes, sah ich keinen.

Ich schlief wenig, war in einem aufgeregten Zustande, hatte schreckliche Träume, wenn ich einschlief, suchte mich wach zu halten, weil ich dann ruhiger war, und fühlte mich dabey sehr schwach und krank. Ich sang mein Lied nur in Gedanken. - Die Matrosen brachten mir am Morgen zu trinken. Mit Mühe kleideten sie mich in gute neue Kleider, die mir zu groß waren. Auch geführt konnte ich nicht gehen. Sie machten aus Schilf und Rohr eine Art Tragsessel, setzten mich darauf, und so kam ich, nach sehr langer Zeit, wieder unter Gottes freyen Himmel. Ich besah ihn mir nach allen Seiten, aber das Sonnenlicht that meinen Augen wehe. Ich bedeckte sie mit der Hand, und blickte nur von Zeit zu Zeit um mich. So gelangten wir nach einiger Zeit ans Meer, wo eine Schaluppe uns erwartete, sie uns sehr bald an Bord eines nahen großen Schiffes brachte.

Hier fand ich meinen ersten Wohlthäter wieder, der mich mit derselben sanften Stimme fragte: wie geht's nun? - Ach! sagte ich schwach: ich glaubte, ich hätte Sie nur geträumt! - Hier sollst du, sprach er, bald her gestellt werden, hoffe ich; der Arzt ist geschickt, die Kost gut, der Capitain gefällig und hülfreich. - -

Das sind ungefähr die letzten Worte, deren ich mich noch erinnert habe, denn von diesem Augenblicke an weiß ich nichts von allem mehr, was um und mit mir vorging.

Hierauf liegt mir, wie ein halb vergessener Traum, eine Zeit im Gedächtniß, aus der ich mich nur ganz dunkel einzelner Momente ohne Zusammenhang erinnere, doch weiß ich noch, daß ich damals sehr krank war, und daß es sehr lange gewährt hat, ehe ich nach und nach zu einem helleren

Bewußtseyn gekommen bin. Auch von Andern erhielt ich nur dürftige Auskunft über das, was während der langen Zeit meiner Bewußtlosigkeit mit mir vorgegangen war. -

Es war nämlich in Bombay, wo ich nach und nach mich wieder bewußt ward, auf einem vortrefflichen Bett, in einem schönen, saubern Zimmer. Eine reinlich gekleidete, ältliche Frau war einen großen Theil des Tages bey mir, oder kam doch fleißig und fragte, ob ich etwas bedürfe. Außer meinem Arzte besuchte mich täglich ein heiterer und wohlgesinnter junger Mann, für den ich eine lebhaftige Neigung bekam. Er hieß Müller. Ich werde ihn nie vergessen! Er war Buchhalter in dem reichen englischen Handlungshause des Herrn Kraft.

Bey einem Besuche in dem großen, vortrefflichen öffentlichen Krankenhause der Stadt, in dem er ein Geschäft haben mochte, zog ein kranker Knabe seine Aufmerksamkeit auf sich, den man für still-wahnsinnig, aber nicht unheilbar hielt, und von dem man ihm sagte, daß er nie spräche, einige Mal täglich aber ein Lied singe, das immer dasselbe zu seyn schien. Da er mich noch betrachtete, stimmte ich bewußtlos mein Lied an, das den gefühlvollen Deutschen aufs tiefste rührte, sowohl weil er in mir einen unglücklichen Landsmann erkannte, als auch, weil er das schöne Lied zum ersten Mal, und hier gerade am rechten Orte, hörte.

Er wartete den Arzt ab, um von ihm nähere Auskunft über mich zu erhalten, konnte aber nichts Anders erfahren, als daß ein dänisches Schiff mich hier abgesetzt, und ein Passagier auf demselben mich in das Krankenhaus gegeben, und ihm gesagt habe: ich sey, leider! unheilbar, und könne nur noch kurze Zeit leben; sey aber etwas im Stande, mein verlöschendes Leben länger zu fristen, so sey es die Landluft und sorgfältigere ärztliche Behandlung, als auf dem Schiffe möglich sey. Dieser Fremde habe sich nicht näher über mich erklären wollen, oder können, habe dem Arzte zwey Hundert, ins Bureau des Hauses drey Hundert Dukaten gegeben, sich versprechen lassen, daß man mich mit der allergrößten Sorgfalt behandeln wolle, mich nochmals mit Innigkeit in seine Arme geschlossen, und sich dann tief gerührt entfernte. Der Arzt setzte hinzu, ich hätte mich seit den drey Monaten im Krankenhause sehr merklich gebessert, er hoffe mich herzustellen, doch käme ihm meine fortdauernde Bewußtlosigkeit sehr bedenklich vor.

Müller eilte zu dem Arzte seines Hauses, zu dem er ein außerordentliches Zutrauen hatte, und führte ihn an mein Bett. Dieser beobachtete mich mehrere Tage lang mit angestrenzter Aufmerksamkeit, und erklärte dann: er halte mich nicht für unheilbar, doch müsse ich ganz anders behandelt werden, als bisher. Er habe darüber den Ärzten des Krankenhauses vergebliche Vorstellungen gemacht, dürfe aber, da er nicht in demselben angestellt sey, nichts für mich thun. -

Müller, der unterdessen mein Lied öfter gehört hatte, übersetzte es auf seine Weise, und theilte es Herrn Kraft mit, der dabey äußerte: Der Knabe muß aus gutem Hause seyn. Da nun Müller ihm noch erzählte, daß sein Hausarzt mich herzustellen gedenke, dieß aber im Krankenhause nicht geschehen könne, von meiner Entfernung aus demselben also wahrscheinlich mein Leben abhängen, so erhielt er die Erlaubniß, mich in sein Haus bringen zu lassen.

Hier war ich denn nun auch nach und nach, mit vieler Mühe und Sorgfalt, so weit hergestellt worden, daß mein Bewußtseyn allmählig zurückkehrte, und man nur durch vorsichtige Behandlung und stärkende Mittel meine völlige Genesung zu bewirken hoffte, was denn auch nach einigen Monaten vollkommen gelang. Dieß alles habe ich später erst erfahren. Sehr verwundert war man, daß ich von mir selbst und meiner Herkunft nichts wußte. Daß ich meinem väterlichen Hause so kindisch leichtsinnig entlaufen war, sprach laut gegen mich, doch änderte es nichts in dem liebevollen Betragen meines Freundes.

Eines Abends saß ich Genesender am offenen Fenster. Es war vielleicht das erste Mal, daß ich lange außer dem Bette bleiben durfte. Über eine Menge Häuser hinweg sah ich das Meer, herrlich glänzend vom schrägen Strahl der sinkenden Sonne. Eine balsamische, milde Luft wehte mich an, und schien mich zu durchwehen, wie neues Leben. Ich war überaus weich gestimmt, wehmüthig-freudig. Meine Wärterin, die zufällig etwas länger als gewöhnlich mit ihrem Strickstrumpfe auch am Fenster saß, hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen alles anhaltende Schweigen.

Sie unterbrach daher die wohlthätige Stille, und sprach: Weißt Du wohl, warum ich Dir so gut bin, und mir so viel Mühe mit Deiner Pflege gebe? Alles Dankbarkeit, mein Söhnchen! Ich habe ein dankbares Herz, und Dankbarkeit ist die erste Tugend des Menschen. Du weißt es nicht, darum erzähle ich's Dir: Du allein bist Ursache, daß ich in dieß große, reiche Haus gekommen bin, und dadurch bin ich nun wohlhabend für mein ganzes Leben. Du bist erst wenige Tage hier gewesen,

als die Frau vom Hause, Mistreß Kraft, die das Clima nicht vertragen kann, nach England abreisete, und die Beschließerin mitnahm. Da hat nun Herr Müller nicht eher geruht, bis er eine Deutsche auffand, die als Beschließerin angestellt wurde. Die bin ich, und bey meinem Kontrakte ist mir streng vorgeschrieben worden, Dich zu warten und zu pflegen, und jeden Augenblick, den ich abmüßigen könne, bey Dir zuzubringen. Dazu sind mir auch vorläufig viele Geschäfte im Hause noch nicht aufgelegt worden, die ich erst bekommen werde, wenn Du ganz gesund seyn und mich nicht mehr brauchen wirst. -

Nun begann die gesprächige Frau sich weitläufig über Müllers Vortrefflichkeit auszulassen; wie er ein junger Mann, und doch schon Buchhalter sey, und das unbedingt Vertrauen des Patrons besitze; wie er besonders mir ein Wohlthäter ohne Gleichen geworden sey, mir, der ich ein ganz fremder, unbedeutender, so gut als aufgebener Junge im Krankenhause gewesen, an den er unglaublich viel Mühe und Geld, aus purem guten Herzen gewendet, ihm durch den berühmtesten Arzt in ganz Bombay das Leben retten lassen, und das alles ohne auch nur die geringste Vergeltung je hoffen zu können, noch zu wollen. Dann fragte sie mich nach dem Manne, der mich, von dem dänischen Schiff aus, ins Krankenhaus gegeben, und da ich ihr keine Auskunft geben konnte, entfernte sie sich, um ihren Geschäften nachzugehen, und versprach, bald wieder zu kommen.

Ich war aber über alles, was mir die Frau gesagt hatte, in tiefes Nachdenken versunken. Sie hatte, ohne es zu wissen, den ersten Keim der Dankbarkeit und schwärmerischer Liebe zur Wohlthätigkeit tief in meine junge Seele eingesenkt. Alles, was ich darüber dachte und empfand, war ein dunkles, verworrendes Chaos; aber hell und strahlend aus dem Dunkel erhoben sich mir die Gestalten meines ersten Wohlthäters vom dänischen Schiff, meines Freundes Müllers, und an dessen Hand, des Leben rettenden Arztes.

Ich war im höchsten Grade bewegt, und wußte meine Thränen nicht zu mäßigen, da die Körperschwäche mich so gar reizbar und weich machte. Da fiel mir zum ersten Mal, seit meiner Entfernung aus dem väterlichen Hause, meine Mutter ein. Ich weinte noch heftiger; aber ich erinnerte mich zugleich der, mir damals ganz unverständlichen Morgengebete. Ich faltete sogleich meine zitternden Hände, sah zum purpurnen Abendhimmel hinauf, und versuchte zu beten. Ach! ich wußte ja nicht, zu wem ich beten wollte! Was aber auch meine bebenden Lippen gestammelt haben mögen; in tiefster Seele lag mir die volle Inbrunst des Gebetes, und ich fühlte mich bald, wunderbarer Weise, wohlthätig beruhigt.

Ich lächelte wieder auf's Meer hinaus. Mechanisch, und kaum mir dessen bewußt, sang ich wieder mein Lied vor mich hin; aber zum ersten Mal hatte ich selbst ein Ohr dafür. Die Worte fielen mir auf; ich versuchte mir ihre Bedeutung klar zu machen. Um mich her die Menschen sind alle meine Brüder; dabey dachte ich an meine Wohlthäter, und jubelnd rief ich aus: Einen Vater haben wir, Einen Schöpfer Alle. Ich verstand mein Lied nicht, und doch wurde es mir jetzt erst unbeschreiblich lieb. Ich fühlte, daß es mir ein unschätzbares Gut sey, und begriff das selbst nicht. Aber aus diesen dunkeln Gefühlen senkte sich etwas Unnennbares tief in meine Seele, das mir auch nachher nie klar geworden ist, das mir aber diesen Abend die Dankbarkeit und die Wohlthätigkeit eben so unvergeßlich von der Stunde an machte, als es mich mit der innigsten Liebe für meinen Wohlthäter beseelte. Diese Empfindungen knüpften sich aber zugleich so fest an die Worte und an die Melodie meines Liedes, daß ich es seitdem nie singen konnte, ohne daß sich nicht auch jene Empfindungen mit aller Lebhaftigkeit, die sie an diesem Abend hatten, bey mir einstellten, und ich singe seitdem mein Lied mehrere Male an jedem Tage meines Lebens, wenn auch nur in Gedanken.

Die Langeweile und der Thätigkeitstrieb der Jugend bewog mich bald, mich nach Beschäftigung umzusehen. So lernte ich zuerst von der Beschließerin Strümpfe stricken. Dann brachte sie mir alles, was zum Flechten von Körben und Matten erforderlich ist, und ich arbeitete daran mit Eifer und Heiterkeit. - Müller besuchte mich wohl zwanzig Mal an jedem Tage, aber immer nur auf wenige Augenblicke. Er war immer so liebevoll, so munter dabey, scherzte auf eine so sanfte und angenehme Weise, forschte mit so liebevoller Sorgfalt nach Allem, was ich bedürfen könnte, kam allen meinen Bedürfnissen mit so viel Güte entgegen, und hatte immer mit lächelnden Lippen so viel Heiteres mitzutheilen, daß ihm mein Herz entgegen klopfte, sobald mein Ohr nur seinen Fußtritt vernahm, oder mein Auge seine Gestalt aus der Ferne erblickte.

Aber er war auch von einer Beweglichkeit des Geistes, des Körpers, ja aller Gliedmaßen, dergleichen mir nie an einem andern Menschen vorgekommen ist. Bey eiserner Ausdauer im

Geschäft, indem er mit unüberwindlicher Beharrlichkeit ein und dasselbe unfehlbar bis zu Ende führte, mußte er doch immer noch eine Menge anderer zugleich betreiben, und war nur in dem Maße glücklich und zufrieden, als er seine Aufmerksamkeit in's Unendliche theilen, seine Sorgfalt möglichst weit ausbreiten, und die seltene Kunst, die er in hohem Grade besaß, recht Vieles zugleich mit dem besten Erfolge zu betreiben, üben konnte. Er hatte dabey eine außerordentliche Aufmerksamkeit für alles, was in seinen Gesichtskreis fiel; seinem geübten Auge, seinen beweglichen und regen Sinnen überhaupt, seiner schnellen Prüfung, seiner Theilnahme entging nichts. Aber es war schwer, seine Aufmerksamkeit bey einem Gegenstande fest zu halten; noch schwieriger, ein Gespräch mit ihm zu leiten. Man bedurfte schon von der angestrengtesten Aufmerksamkeit, seiner geläufigen Zunge mit dem Ohre zu folgen, und es war kein Leichtes, eine etwas ausführliche Antwort auf seine schnellen Fragen anzubringen. - So hatte ich denn auch nur immer auf seine Frage zu antworten gehabt, denn meinen kleinen Anliegen oder Bitten war seine Sorgfalt immer zuvorgekommen. -

Es entging ihm daher auch mein Thätigkeitstrieb nicht; und um zu wissen, womit ich beschäftigt werden könnte, that er eine Menge schnelle Fragen hinter einander, und ohne daß ich anders als mit Schweigen oder mit Nein zu antworten Zeit gehabt hatte, wußte er in weniger als zwey Minuten, daß ich durchaus unwissend sey. Dem wollen wir bald abhelfen, sprach er, wenn Du nur selbst Lust hast, etwas zu lernen. Er holte eilig Schreibzeug herbey, schnitt in größter Geschwindigkeit eine Feder, schrieb das Alphabet kleiner Buchstaben in englischer Schrift groß auf einen saubern Bogen, zeigte mir, wie ich die Feder eintunken, absprützen, halten und führen solle, und hieß mich die Buchstaben nachmalen; er werde bald wieder kommen und nachsehen. -

Ich machte großen Augen zu dem allen, und konnte nicht begreifen, was es sey. Der Reiz der Neuheit spornte mich aber zu wiederholten Versuchen an, die alle mißlangen, wie man leicht denken kann. Als Müller wieder kam, schüttelte er den Kopf, nahm einen andern Bogen, schrieb eine lange Zeile m und n darauf, unter wies mich nochmals, führte mir selbst die Hand, daß so eine ganze Zeile zu Stande kam, schärfte die Feder, und hieß mich fortfahren, bis er wieder käme. -

So ging es Tag vor Tag ununterbrochen fort, mit einer Geduld und Nachsicht, und mit einer Ausdauer in liebevollen Ermunterungen von Seiten meines Freundes, die mir jetzt noch unglaublich vorkommt. Eine große Ermunterung für mich lag in seiner Erzählung alles dessen, was mit der Schreibkunst auszurichten, daß sie die einzige Möglichkeit der Mittheilung in die Ferne, und was wiederum hierdurch zu bewerkstelligen sey. Der größte Sporn zum angestrengtesten Fleiße blieb mir aber immer meines Lehrers eigene, immer liebevoll ausgedrückte, Theilnahme an meinen Fortschritten oder Fehlern. Denn ich erkannte hierin das einzige Mittel, ihm meine glühende Dankbarkeit und zärtliche Liebe zu kennen zu geben. Ich arbeitete also mit rastlosem Eifer, und machte daher ungewöhnliche Fortschritte, da Müllers Beyfall mich täglich beglückte, mehr als sich's mit Worten ausdrücken läßt.

Als ich endlich leidlich deutsch und englisch schreiben konnte, hatte ich auch, ohne es zu wissen, und ohne ein gedrucktes Buch gesehen zu haben, lesen gelernt. Denn wie ich einen Buchstaben schreiben lernte, lernte ich ihn auch aussprechen, und so ging es mit den Sylben, so mit den Worten. -

Der erste Gebrauch, den ich von meiner erworbenen Kunstfertigkeit machte, war der, daß ich heimlich mein Lied, so gut es gehen wollte, und so sauber als ich's nur immer zu Stande bringen vermochte, aufschrieb, und an einem schönen Morgen meinen Freund damit überraschte. Mit lebhafter Rührung schloß er mich in seine Arme, und schwieg einige Augenblicke. Dieser Moment ist mir einer der unvergeßlichsten meines Lebens. -

Von nun an ward meine Zeit genau eingetheilt. Von einem jungen Manne, der nicht viel mehr wußte, als er mich lehren sollte, lernte ich ganz mechanisch Sprachen; Deutsch, Englisch und Französisch nämlich, und Rechnen. Doch geschah dieß nur unter Müller's ganz specieller Aufsicht und Anordnung. Zu bestimmten Stunden des Tages ließ er mir Unterricht geben, in allen denen aber, wo er Geschäfte außer Haus machte, war ich sein steter Begleiter. In den Abendstunden war ich unermüdet in eigener Übung meiner Unterrichts-Gegenstände, bis sich das Bedürfniß, auch von andern Dingen, die in das Gebiet meiner Erfahrung kamen, Kenntniß zu bekommen, immer dringender einstellte. Da gab mir Müller Bücher, in denen die Gegenstände meiner Wißbegierde

abgehandelt waren, ohne ängstliche Wahl in die Hände. Diese verschlang ich mit Ungeduld, wozu nach und nach die Abendstunden ausschließlich angewendet wurden. -

So mangelhaft nun auch diese Anleitung war, so wurde mir doch Alles mächtig anziehend, alles, was mich umgab, was es auch seyn mochte. Welche Welt ging vor meinen Sinnen auf! wie bunt und unendlich! Sie war freylich ein Chaos, aber es verging gewiß keine Viertelstunde, die mir nicht irgend etwas in diesem Chaos klar und deutlich machte. mein Gedächtniß war das beste, und so wurde ich das, was ich werden konnte, ungleich schneller, als dieß sonst zu geschehen pflegt. Auch fehlte es mir an mancherley Körperübung nicht. Ich erinnere mich noch deutlich meiner großen Freude und Müllers staunender Überraschung, als ich zum ersten Mal auf ein Schiff im Hafen kam, wie eine Katze an den Strickleitern hinauf kletterte, mich im Mastkorbe umsah, mit Lust mich auf den Rahen erging und allerley gefährliche Dinge unternahm. Seitdem bekam ich täglich Gelegenheit zu den mannichfaltigsten körperlichen Übungen, in denen ich es bald zu einer ausgezeichneten Gewandtheit brachte.

Eines Morgens stürzte die Beschließerin jammernd und wehklagend in mein Zimmer: Man wolle sie, eines unbedeutenden Versehens wegen, aus dem Hause treiben, rief sie: ich möchte doch Herrn Müller bitten, ihr dieß Mal nachzusehen; es solle dergleichen nie wieder vorfallen, wenn man sie nur behielte. Ihr Jammern drückte sich auch meinem weichen Gefühle, vielleicht mit noch größerer Lebhaftigkeit, ein, und so lief ich nach Müller's Zimmer. Er war abwesend. Ich wollte ihm nachlaufen, wußte aber nicht, wo er zu finden sey. Da kam mir plötzlich der Gedanke, Herrn Kraft selbst mein Anliegen vorzulegen. Ich ließ ihn um Gehör bitten, und wurde vorgelassen. -

Ich hatte Herrn Kraft nur selten gesehen, und nie selbst gesprochen. Er war ein sehr langer, schöner und wohlgewachsener Mann, mit gebogener Nase, wenig Haar, blond. Er war immer sehr einfach, aber mit großer Sorgfalt und Sauberkeit gekleidet. Er sprach wenig, aber mit Bedeutung, sehr gebieterisch, aber nie rauh oder hart. Er war weder kalt noch untheilnehmend, schien es aber. Eine ganz eigene Art Stolz, die er in hohem Grade besaß, war mit einer reinen Anerkennung des Verdienstes Anderer, wo es sich auch finden mochte, gemischt, doch sprach er sie nie in Worten aus, so wie er überhaupt nie lobte, nie tadelte, sondern Beyfall und Mißfallen nur durch Betragen und Handlungen verrieth.

Sein ganzes Wesen hatte etwas Edles, schien aber mehr angenommen, als natürlich. Er war ganz Kaufmann, hatte eine Art ungeduldigen Verlangens nach England zurück zu kehren, wollte dieß aber nicht eher, als bis er seine Reichthümer zu einer gewissen festgesetzten Summe gesteigert haben würde, um damit in seinem Vaterlande nach seinen Wünschen und auf seine Weise auftreten zu können. Zugleich aber lebte er hier schon einstweilen mit großem Aufwande, und verschleuderte die größten Summen für Pferde, Geschirr von Silber und Gold u.s.w., was mir, der ich bereits zu denken angefangen hatte, wie ein Rechnungsfehler vorkam. -

Er stand vor seinem Pulte und schrieb, als ich eintrat, legte seine Feder hin, wendete sich nach mir um, stützte sich mit dem Arm auf's Pult und sah mich schweigend an. Lebhaft bewegt schilderte ich ihm die Sorgfalt der Beschließerin, mit der sie mich gepflegt hatte, meine Pein, sie unglücklich zu sehen, und bat ihn, mit hervorbrechenden Thränen, sie im Hause zu behalten. -

Das geht nicht! - Er schwieg wieder, und ich sah ihn mit großen Augen verwundert an. Diese Antwort war mir unerwartet, das ganze Benehmen fremd und auffallend; meine Gedanken und meine ganze Aufmerksamkeit bekamen eine andere Richtung.

Ohne die geringste Veränderung in Ton und Stellung fuhr er nach einer kurzen Pause fort: Ich höre vom Herrn Müller, daß Du fleißig, aufmerksam, gewandt und zuverlässig, und nicht ohne Kenntnisse bist. Im Hospitale habe ich Dich frey gemacht, und Deine fünf Hundert Dukaten auf Renten genommen. Das ist Dein Eigenthum. Was willst Du nun beginnen? - Das Geld will ich der Beschließerin geben, rief ich lebhaft aus, und eine wohlthätige Wärme durchströmte meinen ganzen Körper. - Davon spreche ich nicht, erwiderte er, indem meine Naivität seinen Mund einen Augenblick in ein kaum merkliches Lächeln zog; Du bist ein freyer Mensch, und mußt doch irgend etwas in der Welt thun, erlangen oder werden wollen. Willst Du die Handlung erlernen, so hast Du in meinem Hause die beste Gelegenheit. Willst Du etwas Anderes, so sprich bey Zeiten, damit man Dir rathen und helfen könne. - Ich will bey Müller bleiben, und ihm in Allem helfen, so viel ich kann. - So sprich mit ihm. - Hierauf ergriff der Lakonische wieder seine Feder, und ich schlich mich fort.

Meinem geliebten Müller erzählte ich gleich, da ich ihn auf seinem Zimmer fand, meine Unterredung mit dem Patron, und bat ihn dringend, mir die fünf Hundert Dukaten auszahlen zu lassen, die ich in meiner Absicht gemäß anwenden wollte. - Du bist ein guter Junge, sagte er, aber ein schlechter Kaufmann, selbst im Debit der Dankbarkeit und Wohlthätigkeit.

Was ist Dankbarkeit und Wohlthätigkeit? Fragte ich; aber er antwortete darauf nicht, denn Definition waren nicht seine Sache. Er unterrichtete mich vielmehr ganz praktisch, wie es damit zu halten sey, indem er erzählte, wie er in dieser Hinsicht zu thun pflege. Befriedigen konnte mich das nun zwar keineswegs; denn was ich als eine unschätzbare Wohlthat verehrte, z. B. die Sorgfalt der Beschließerin für mich, das schlug er sehr gering an, und zwar nach baarem Gelde, nicht höher, als wofür man hier eine Krankenwärterin miethen könnte. Die Summe aber, die ich ihr geben wollte, schien mir überaus geringfügig, weil ich gar keine Mühe bey dieser Spende hatte. Mein Freund dagegen bewies mir, wie hoch diese Summe, in klugen Händen, nach bestimmter Frist gesteigert werden könne, wie ich nach so viel Jahren thätiger Arbeitsamkeit ein reicher Mann werden müsse, der in jedem Jahre fünf Hundert Dukaten, oder doppelt so viel, unter mehrere Dürftige vertheilen und viele Familien glücklich machen könne. Ferner, daß ich bisher auf Kosten Anderer lebte, ohne es ersetzen zu können; daß ich ein freyer, selbstständiger Mann werden müsse, auf dessen Kosten nun auch Andere leben könnten; dieß aber nur durch zweckmäßige Thätigkeit und Erwerb geschehen könne; kurz, er machte mich in dieser Unterredung ganz und gar zum Kaufmann, was ihm besonders durch das Argument gelang: Irgend etwas muß Du doch haben, um damit anzufangen; wenn Du aber jetzt Alles weg gibst, so hast Du nichts. -

Bey alle dem fragte ich aber doch ganz kleinlaut: Was wird denn aber aus der armen Beschließerin? - Die Frau taugt nichts, erhielt ich zur Antwort; sie geht nur darauf aus, viel Geld zu sammeln, und bedient sich dazu sehr unerlaubter Mitteln; sie stiehlt. Sie hat sich schon manche Veruntreuung zu Schulden kommen lassen, verdient daher viel härtere Strafe, und muß schon froh seyn, daß sie nur den Dienst verliert. - Diese Entdeckung schmerzte mich tief. Mitleiden und Dankbarkeit einer Seits Abscheu vor dem Diebstahl anderer Seits, brachten mich in eine Verwirrung, aus der ich keinen Ausweg sah.

Nach einigem Besinnen sagte ich: sie weiß wohl nicht, wie abscheulich das Stehlen ist, hat einen Handel anlegen wollen, und nichts zum Anfange gehabt. - - Wie schlecht das Stehlen ist, weiß sie sehr gut, antwortete er mir: aber sie will in ihr Vaterland zurückkehren, und viel Geld aus Ostindien mitnehmen. - Capitain Harris segelt ja morgen nach Europa ab, kann sie nicht auf sein Schiff verdungen werde? - Freylich wohl! aber wir können ihr doch nicht Vorschub thun, für sie zahlen, und dadurch stillschweigend den Diebstahl begünstigen. - Aber ich, ich! rief ich entzückt aus. Sogleich rannte ich fort zum Capitain Harris, machte die Sache mit ihm aus, überraschte mit der Nachricht die Beschließerin, die jedoch nichts weniger als dankbar schien, was mich sehr niederschlug, und bat den Freund Müller um Geld.

Er zahlte mir die Renten aus, die meine fünf Hundert Dukaten bisher getragen hatten; sie betrugen so viel. Als die Reise kosten sollte. Ich trug die ganze Summe zu meiner Wärterin, und schüttete sie ihr in den Schoß. Der Glanz der Goldes erheiterte sie ungemein; sie machte bald Anstalten zur Abreise, und am folgendem Morgen führte ich sie an Bord. Sie war bey dem Abschiede gerührt auf ihre Weise, nahm mich allein, und flüsterte mir ins Ohr: Ich bin nicht so mittellos, als man glaubt; ich habe ein rundes und artiges Sümmchen zusammen gebracht, und bin ganz froh, nach Deutschland zu kommen. In Eurem Hause wäre doch nichts zu verdienen gewesen. Das kannst Du nur den Herren Kraft und Müller sagen.

Diese beyden trennten sich aber einige Zeit später. Herr Kraft hatte so viel Geld zusammen gehäuft, und so viel Gesundheit und Kräfte zugesetzt, daß er seinem Lebensplane nach endlich nach Europa zurückkehrte. Müller hatte bey ihm, auch für seine eigene Rechnung, vortreffliche Geschäfte gemacht, war aber zugleich dem Patron von so außerordentlich großem Nutzen gewesen, daß dieser noch zuletzt etwas Außerordentliches für ihn thun zu müssen glaubte. Er machte ihm ein Geschenk mit seinem großen, schönen, sehr bequem eingerichteten Hause, sammt allem Hausgeräth, Ställen, Pferden und Fuhrwerk, und überließ ihm, für die eigene Handlung, die alte, Vertrauen genießende Firma, mit allen Handelsverbindungen.

Nichts aus Geiz, vielmehr aus Geschmack an einer einfachen Lebensweise, schränkte sich Müller, nach der Abreise des bisherigen Patrons, auf nicht viel mehr als das Nothwendige ein,

behielt nur einige Reitpferde, veräußerte alles Prunkhafte an kostbarem Hausrath, Fuhrwerk u.s.w., entließ den größten Theil der zahlreichen Dienerschaft, vergrößerte und verbesserte dagegen aber den Garten, der ihm von jeher viel Vergnügen gemacht hatte. Mich machte er zum zweyten Buchhalter seiner großen Handlung.

Unter seiner fortgesetzten Leitung fing ich auch nach und nach an, ein wirklicher Buchhalter zu werden, da ich auch theoretisch aus den besten europäischen Büchern die Handlungswissenschaft eifrig studirte. Er hielt mich demnächst ernstlich an, auch für mich selbst Handelsgeschäfte zu machen, und gab mir unaufgefordert Gelegenheit, an jeder seiner Speculation Antheil zu nehmen, und eigene zu machen, die er mir allein überließ. So lebten wir, im Genusse eines engen Freundschaftsbandes, thätig und zufrieden, nach dem Sprichworte, das Müller immer im Munde führte: Bete und arbeite, so wird dich Gott segnen.

Herr Kraft war während seines vieljährigen Aufenthaltes in Indien kränklich geworden, wie dieß den mehrsten Europäern zu widerfahren pflegt, die die Ursache davon dem Clima zuschreiben, das sie ungesund nennen, die wahre Ursache aber, die nachtheilige Lebensweise, zu der sich fast alle verleiten lassen, nicht anerkennen wollen, um die eingebildeten, aber doch sehr vergänglichen, Annehmlichkeiten derselben nicht aufzuopfern. In Europa gewohnt, sich allen sogenannten Lebensgenüssen zu ergeben, die sie sich nur immer verschaffen können, bringen sie diese Gewohnheiten auch nach Indien, wo sie nur die Reichthümer suchen, die ihnen in ausschweifendem Maße jenes genußreiche Leben verschaffen sollen, womit sie hier sogleich, wenn ihnen jene zufließen, den Anfang machen.

Herr Kraft lebte denn auch in diesem Sinne. Er stand früh mit der Sonne auf, was in Tropenländern bekanntlich regelmäßig um sechs Uhr ist, und machte seinen täglichen Spazierritt am Strande, von dem er zwischen sieben und acht zum ersten Frühstück zurückkehrte, das nächst Thee oder Kaffee noch kalte Küche und mehrere substantielle Speisen enthielt. Sodann arbeitete er drey oder vier Stunden ununterbrochen; das war sein Tagewerk. Um ein Uhr versammelt man sich zum sogenannten Tessen, eine Mahlzeit der solidesten Art, von Schinken und kaltem gebratenen Geflügel, einer Menge geräucherten Sachen, Beefsteaks, gebackenen Fischen, allerley Pasteten, den stärksten Liqueurs, Ale und Porter, Bordeauxweinen, Dry Madera u.s.w., was alles die Europäer mit der größten Unmäßigkeit genießen, ein Paar Stunden dabey verweilen, eben so lange danach schlafen, und sodann, gegen und nach Sonnen-Untergang, auf Spazierfahrten und unter leeren Gesprächen, den so überfüllten Körper der freyen Luft aussetzen, um ihn zu neuen Kämpfen gegen die Völlerey zu stärken. Denn um acht Uhr versammelt man sich erst, besonders dazu umgekleidet, zu der eigentlichen Hauptmahlzeit, bey der noch sehr viel mehr und mannichfaltiger gegessen und getrunken wird. Den Tafelfreuden folgen andere gesellschaftliche, besonders solche, die zerstörend auf Leib und Seele wirken, bis um Mitternacht Jeder, mehr als von der schwersten Arbeit erschöpft, sein Lager sucht. Frühzeitiger Marasmus ist fast unfehlbar die Folge dieser Lebensweise, und würde es in jedem Clima seyn.

Meinem Freunde Müller war von Jugend auf ungewöhnliche Mäßigkeit zur andern Natur geworden; daneben hatte er in den verschiedenen Ländern Europas immer den Grundsatz befolgt, sich der Lebensweise der Eingebornen, die immer dem Clima und den Örtlichkeiten angemessen ist, in der seinigen möglichst zu nähern. Diese Gewohnheiten kamen ihm doppelt zu Statten in tropischen Ländern, was das Clima Mäßigkeit und einige Aufmerksamkeit fordert.

So machte er am frühen Morgen zwar auch seinen Spazierritt, wußte aber bey dieser Gelegenheit immer einige Geschäfte abzumachen. Sein Frühstück war Kaffee oder Thee mit etwas leichtem Backwerk, worauf seine Arbeitsstunden folgten. Beym Tessen genoß er nur die leichtern Speisen mäßig, und trank dazu, in der kühleren Jahreszeit eine halbe, in der heißern eine ganze Flasche feinen Bordeauxwein. Darauf spielte er ein Paar Partien Billard, und arbeitete auf seinem Zimmer bis nach fünf Uhr, wo er wieder zu Pferde stieg, eine Menge Geschäfte in der Stadt und am Hafen besorgte, am Strande einen Spazierritt machte, etwa um 8 Uhr, gewöhnlich auf der Esplanade oder in seinem Garten, sich eine leichte Speise, etwas Reiß oder dergleichen, bereiten ließ, und ein kühlendes Getränk genoß, wobey er Schach spielte. Um zehn Uhr warf er noch einen Blick in seine Bücher, ordnete seine Arbeiten für den folgenden Tag, und ging zu Bett.

Den Sonntag brachte er eben so einförmig zu, nur daß er nie Geschäfte machte, als im seltenen Nothfall. Früh ging er in die Kirche. Der übrige Tag ward genau wie ein Wochentag zugebracht,

aber die sieben oder acht Arbeitsstunden waren am Sonntage der Lesung classischer oder wissenschaftlicher Werke gewidmet.

Einige Wochen der gesunden Jahreszeit brachte er in jedem Jahr auf Reisen zu. Jedes Mal besuchte er eine andere Gegend, lernte sie auf Genaueste kennen, knüpfte unter Eingebornen neue Verbindungen an, und unterrichtete sich auf mannichfaltige Weise. Er entfernte auf solchen Reisen alles von sich, was ihn an seine gewohnten Beschäftigungen erinnerte, und nahm nur zwey Bücher mit, ein naturhistorisches Werk, und ein Buch mit weißen Blättern, das er immer mit reichen Bemerkungen und mit anziehenden Umrissen von Landschaften, Thieren, Pflanzen und Menschen angefüllt zurückbrachte. So war er, obgleich dem Ansehen nach von schwächlichem Körperbau, immer gesund an Leib und Seele, immer heiter und thätig, und hielt das Clima für eins der gesunden auf dem Erdballe.

Nicht Jedem würde diese Existenz genügt haben. Es giebt unstreitig geistreichere, höher gebildete, genialere, tiefdenkendere Männer, als mein Freund Müller es war; aber gewiß hat es nie einen bessern redlichen, wahrhaft gefühlvollern und einfach verständigern Mann gegeben, als er es war. Auch er gedachte Reichthümer zu erwerben, denn er war ein Kaufmann. Er wollte diese aber nicht besitzen, um ein schwelgerisches Leben führen zu können; sie sollten ihm die goldene Unabhängigkeit verschaffen, in der er das Glück seines Lebens, eine schöne häusliche Existenz auf einem schönen Fleck der Erde, nach freyester Wahl, am sichersten zu finden glaubte. Er war erst acht und zwanzig Jahre alt.

Ein Paar Jahre nach Herrn Kraft's Abreise beschloß Müller seine gewöhnliche jährliche Erholungsreise weiter auszudehnen, als es bisher geschehen war. Eine alte Vermuthung, sagte er mir, ist mir vor einiger Zeit zur Gewißheit geworden. Mehrere große Handlungshäuser der Hindu, Parsen und Armenier in Bombay haben nur einen gemeinschaftlichen Eigenthümer, der noch andere Handlungshäuser in andern Städten Ostindiens hat, in allen aber immer abwesend ist, und die Geschäfte durch ganz vorzüglich geschickte und zuverlässige Agenten und Factoren betreiben läßt, von denen immer Einer für den Eigenthümer des Hauses gilt, dem er vorsteht, so daß jedes Haus eine eigene Firma, keins aber den Namen des wahren Eigenthümers führt. Dieser muß also ein Mann von unermeßlichen Reichthümern und zugleich von einem ganz eigenen Charakter seyn, da man nie etwas von ihm hört. Er kann aber auch politische Plane oder geheimen politischen Einfluß haben, der durch so große Eigenthümer leicht zu erlangen ist. Auf jeden Fall muß es in einem oder andern Sinne höchst wichtig seyn, diesen Mann kennen zu lernen.

Als ich über die Existenz eines solchen Mannes durch zufällige Aufschlüsse Gewißheit erhalten zu haben glaubte, wendete ich mich an einen alten Parsen, mit dem ich seit Jahren in Handelsverbindungen und freundschaftlichem Umgange stehe, der mich also sehr genau kennt, und der einem jener Handlungshäuser des Unbekannten vorsteht. Er konnte die Wahrheit meiner Muthmaßung nicht ableugnen, wollte mir aber den Namen und Aufenthaltsort des eigentlichen Eigenthümers seines Hauses nicht nennen. Endlich erlangte ich so viel von ihm, daß er mir versprach, den Unbekannten in meinem Namen um die Erlaubniß zu bitten, ihn besuchen zu dürfen. Dieser hat mein Gesuch sehr freundlich angenommen, und mir ein Haus in Tatta am Indus nennen lassen, wo ich das Weitere erfahren soll. Aus der Zeit, die bis zur Antwort verflossen ist, schließe ich, daß der Aufenthaltsort des Mannes, den ich besuchen will, noch sehr weit von Tatta entfernt seyn muß; ich mache mich also auf eine weite Reise gefaßt.

Die Witterung war überaus günstig. Wir traten schon im Februar die Reise an, in der Hoffnung, sie vielleicht vor Ende Aprils zu beendigen, wo es schon sehr heiß zu seyn pflegt. Wir schifften uns auf einem Ostindienfahrer ein, der an der persischen Küste anzulegen hatte, trafen nach einer kurzen Fahrt wohlbehalten an der Mündung des Indus ein, und erfragten dort einige kleine Fahrzeuge, die uns mit unserm geringen Gepäck und sehr zahlreichem Gefolge vollends den Strom hinauf, nach Tatta führten.

Diese kurze Seereise wurde mir in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Es war die erste nach meiner Kindheit, und diese lag wie ein trüber Nebel, voll Schreckens-gestalten, in weiter Ferne hinter mir. Alte Erinnerungen drängten sich zu einem verworrenen Bilde in meiner Phantasie zusammen. Mein unbekannter Retter stand in fabelhafter Größe und Wohlthätigkeit vor meiner Seele. Eine nie gefühlte Sehnsucht nach meiner Heimath, nach den unbekannten Pflegern meiner Kindheit, erfüllte mich. Mehr als ein Mal an jedem Tage brachten stille Thränen meine Wehmuth

zum Ausdrucke, wenn ich mein Lied vor mich hinsang. Zu andern Stunden wieder trat ich mit Lust in die Reihen des Schiffsvolks, theilte ihre Arbeiten, und erstieg lebhaft Masten und Rahen, denn die, zuweilen auch im Hafen von Bombay geübte, Geschicklichkeit in diesem Dienste war mir aus jener alten Zeit geblieben.

Ein anderer Gegenstand lebhafter Theilnahme, und doch auch der Unruhe und Wehmuth, waren mir die, zum Theil feyerlichen, Morgen- und Abend-Gebete des Schiffsvolks und unsers Gefolges, Menschen von zehn bis zwölf verschiedenen Religionen. Jeder glaubte Gott zu dienen. Jeder drückte seinen Dank und seine Bitten auf seine eigene Weise aus. Jeder war in seiner Religion unterwiesen. Jeder knüpfte daran den Begriff seines irdischen und ewigen Daseyns, seiner Kaste, oder seiner ihm enger Angehörigen, einer Welt süßer Gemeinschaft in den heiligsten Hoffnungen und Wünschen. Ich allein fühlte mich vereinzelt, von Allen ausgeschlossen. Wenn sich Gruppe der Betenden sammelte, hielt ich mich freylich wohl an meinen Freund und Wohlthäter; immer aber war mir doch, als dulde er mich nur aus Liebe und Gutmüthigkeit; denn ich wußte, daß ich mich nicht mit Recht zu ihm gesellen fordern konnte. Warum mußten sich denn aber auch die Menschen von Gott so absondern? „Einen Vater haben, Einen Schöpfer Alle!“ So sang ich in solchen Stunden mein Lied leise vor mich hin, aber mit tiefer Wehmuth, nicht mit der freudigen Zuversicht, wie in der Einsamkeit, wenn sich mein Herz in namenlosen Dank und reiner Liebe ergoß.

Es hatte nicht fehlen können, daß nicht zwischen Müller und mir dieser Gegenstand öfters zur Sprache gekommen wäre. In Bombay begleitete ich ihn Sonntags in der Frühe in die Kirche, und bestürmte ihn nachher, in der ersten Zeit, mit meinen Fragen. Er verschob die Beantwortung derselben lange, und ich hatte ihn zuweilen wohl in Verdacht, daß er Zeit brauche, sich darauf zu besinnen. Endlich einmal, in günstiger Stimmung, sprach er ungefähr Folgendes zu mir:

Gott ist ein Geist, allmächtig, allwissend, allgütig. Wir Menschen können dem Allmächtigen nicht dienen. Der Allwissende kennt die geheimsten unserer Gedanken; für ihn beten wir also nicht. Wir beten nur für uns selbst, zur Erleichterung unserer Herzen. Das hat der Allgütige gern, denn er liebt seine Geschöpfe, die Menschen, hat Nachsicht und Langmuth mit ihnen, auch wenn sie sündigen, und lohnt ihre Tugend dadurch, daß er ihnen Gelegenheit giebt, noch tugendhafter zu werden. Ihre Bitten gewährt er ihnen aber nur, wenn es ihnen zuträglich ist, was der Allwissende, der auch der Allweise ist, nur allein weiß, die Menschen aber, die nicht in die Zukunft sehen, nie zu erkennen vermögen.

Die Menschen auf Erden haben von allen Dingen, die sie sehen und hören können, sehr verschiedene Vorstellungen; wie sollten ihre Vorstellungen von Gott, einem Geiste, den sie nicht sehen und nicht hören können, nicht um so mehr verschieden seyn! Welche von diesen Vorstellungen die richtigste ist, steht den Menschen am wenigsten zu entscheiden zu, da der Allwissende allein sich genugsam kennt. So ist es mit den verschiedenen Religionen, die die Menschen, nach ihren verschiedenen Vorstellungen von Gott, verschieden gemacht haben. Auf die mangelhaften Religionen der Menschen, seiner Geschöpfe, sieht Gott nicht; der Allwissende sieht nur auf den Menschen und seine Gesinnung, seine Unschuld und guten Willen.

Dennoch, fuhr mein Freund fort, braucht jeder Mensch eine der vielen bestimmten Religionen, sich zu ihr besonders zu bekennen, wie er ein Vaterland, eine Familie, eine Muttersprache braucht, um die Tugenden und Vorzüge zu erlangen, die aus diesen Verhältnissen entspringen. Das wirst Du, wenn Du älter wirst, schon selbst einsehen lernen. So wie jeder Mensch seine Muttersprache spricht, nach Regeln, die er nicht gemacht hat, sein Vaterland hat und liebt, das er sich nicht ausgesucht hat, so muß er auch die besondere Religion seiner Väter, seiner Angehörigen, bekennen. Das muß er um seiner selbst, das müssen die Menschen um ihrer selbst willen thun, da es ihnen heilsam ist. Gott zu gefallen, thut man das alles nicht; nicht Gott, sich selbst zu gefallen ist man gut und redlich, unschuldig, rein, tugendhaft, gewissenhaft, was man alles auch ohne Vaterland und ohne besondere Religion seyn kann.

Es wäre ein Leichtes, Dich in einer Religion unterrichten und in die Gemeinschaft ihrer Bekenner aufnehmen zu lassen; aber das würde nicht die Religion Deiner Väter und Angehörigen seyn. Wenn ich das begünstigte, so würde ich mir einst den Vorwurf machen müssen, Dich Deinen Religionsverwandten durch Eilfertigkeit entzogen zu haben. Ich werde fortfahren, durch meine Correspondenten in Europa Nachforschungen nach Deiner Herkunft anzustellen; bis uns das

gelingt, mußt Du Dich gedulden, mußt fortfahren, ein redlicher Gottesverehrer zu seyn, bis Du weißt, nach welcher Methode es zu seyn, Du geboren wurdest. Da es jedoch sehr wahrscheinlich ist, daß Du aus einem deutschen und christlichen Hause bist, so glaube ich es, auch bey der größten Gewissenhaftigkeit, verantworten zu dürfen, daß Du einstweilen, neben den Gesetzbüchern anderer Religionen, die Du hier kennen zu lernen die beste Gelegenheit hast, die heilige Schrift der Christen näher und genauer, als alle übrigen, kennen lernst. Am nächsten Sonntage wollen wir damit den Anfang machen.

Am nächsten Sonntage, nach der Kirche, schlug Müller seine Bibel auf, und fing das erste Buch Mose mir vorzulesen an, nach der Übersetzung des Doctors Martin Luther, wie er sagte. Nach Beendigung des ersten und zweyten Capitels fragte er mich, ob ich alles wohl verstanden hätte? Das hatte ich nun freylich nicht; ich hörte mit Erstaunen zu, aber es verwirrte sich mir alles im Kopfe. Das geht mir nicht viel besser, sagte Müller. Das ist vor mehr als drey tausend Jahren in hebräischer Sprache so gedichtet worden. Damals gab es Vorstellungen und Redensarten, die wir heute nicht mehr verstehen. Was ich darin nicht verstehe, oder nicht als vernünftig anerkennen kann, das lasse ich dahin gestellt seyn, und denke, es müsse sehr verständig seyn, nur aber, des Alterthums und der Sprache wegen, mit unverständlich. Dabey beruhigte ich mich, und ich rathe Dir, es auch so zu thun.

So fuhr er fort, mir das ganze erste Buch vorzulesen, jedoch nicht ohne zahlreiche Unterbrechungen, wo ihn der Gegenstand erwärmte, oder er eine Erklärung nach seiner Art nöthig fand, oder ich ihn um eine solche bat. So erinnere ich mich noch, daß mir die Idee des Opfers auffallend war, die er mir auf seine Weise so erklärte: Der dankbare, aber im Nachdenken ungeübte Mensch hielt das beste seines Besitzes so werth, daß er meynte, es müsse auch Gott, den er sich ganz menschlich dachte, Freude an solchem Besitz haben, die er ihm denn auch, zum Dank für die von ihm verliehenen Wohlthaten, machen wollte. Das Mittel, solche Geschenke zu dem Unsichtbaren gelangen zu lassen, wurde aber nicht eher ausgefunden, als bis man auf den wunderlichen Einfall kam, die Gabe zu verbrennen, damit der Rauch davon auffliege zu der vermeintlichen Wohnung Gottes, der die Gabe dann, in dieser Gestalt, wohlgefällig aufnahm, meynte man. Dieser Aberglaube des Opfers hat sich sehr lange erhalten. Der Undankbare wollte sich aber aus Eigennutz Gott gefällig machen, opferte auch, aber ohne die Gesinnung der Dankbarkeit, die allein dem Allgütigen wohlgefällt, auch ohne Opfer. Das siehst Du denn bildlich vorgestellt an der Geschichte der Brüder Cain und Abel. - Vom alten Testamente wurde mir sonst nur das Hauptsächlichste aus dem Prediger Salomon und dem Buche der Weisheit bekannt gemacht,

Das neue Testament, woraus jedoch die Offenbarung wegfiel, las mir sodann an Sonntagen mein Freund mit eigenem großen Vergnügen vor, erwärmte sich bey dem Leben, den Lehren und Leiden Jesu bis zur lebhaftesten Rührung, hielt sich aber fast ausschließlich an die Sittenlehre der Schrift. Es waren die schönsten und glücklichsten Stunden meines Lebens, und ihre Weihe ward um so weniger gestört, ihr Eindruck um so weniger geschwächt, da Müller alles Wunderbare und mir Unverständliche auf seine beseitigte und mich darüber nach seinem Beyspiele zu beruhigen wußte.

Bey Gelegenheit der Wunder z. B. sagte er: Die meisten Wunder Jesu sind Heilungen; ich glaube daher, daß er ein ganz vorzüglicher Arzt gewesen ist, woraus sich seine Heilungen natürlich erklären, da in der Erzählung die Dauer jeder Heilung mit tiefem Schweigen übergangen ist, entweder weil der Erzähler nichts davon wußte, oder, wenn er als Augenzeuge spricht, die Art der ärztlichen Praxis nicht zu dem Zweck seiner Erzählung gehörte. Jesus, der Edelste und Weiseste, der je auf Erden wandelte, war höchst wahrscheinlich auch der Gelehrteste seiner Zeit, mußte besonders, als Arzt, die Kräfte der Natur genauer kennen, als seine Zeitgenossen. Was er mit diesen Kenntnissen Auffallendes ausrichtete, mußten seine Jünger, die vortreffliche Menschen, aber ganz unwissende Fischer und Handwerker waren, und dem unwissenden Volke, das ihn anhörte, Wunder seyn, und von Wundern mußten sie auch in ihren Erzählungen da sprechen, wo ein aufgeklärter und unterrichteter Mann, wie etwa Nicodemus, nichts weniger als Wunder gesehen haben würde. Aber nur von Jenen, nichts von Diesen, sind die Nachrichten, die wir darüber haben. Die Evangelisten sind gewiß die ehrwürdigsten und glaubwürdigsten Autoren, aber auch der

Wahrheitsliebendste kann das vorgefallene nur so berichten, wie er's auf seine Weise gesehen und verstanden hat. -

Einst machte Müller, nach gehöriger Vorbereitung, ein auffallendes Kunststück aus Hallens natürlicher Magie; ich war vor Erstaunen und Bewunderung außer mir, er aber fragte lachend: Du hast doch wohl nicht gar geglaubt, Wunder zu sehen? Hierauf erklärte er mir den Zusammenhang der Sache, die ganz natürlich zugegangen war. Da hierbey aber für mich sehr merkwürdige, nie geahnte, Naturkräfte benutzt worden waren, gestand ich ihm, daß die Erklärung mich in noch größeres Erstaunen versetzte, als zuvor das Kunststück. So ist's recht! sagte Müller; Du bist auf gutem Wege! fahre fort, Dich zu unterrichten! bald wirst Du mich Wunder lehren. -

Wie er sich's mit allen Wundern leicht und bequem machte, so auch mit der Gottheit Christi. Heißen nicht alle guten und frommen Menschen in der Schrift Kinder Gottes, im Gegensatz der Kinder der Menschen oder Weltkinder? Was ist also natürlicher, als den erhabensten und besten aller Menschen vorzugsweise den Sohn Gottes zu nennen? das geliebteste, vorgezogenste Kind Gottes, der Erbe seines Reichs, sein Lieblingssohn, wie man sich's nur allzu menschlich vorstellte. Wie unmittelbar, auf welche Weise der göttliche Gesandte zu seiner wohlthätigen Sendung berufen war, konnte nur er allein wissen, und jede Erklärungsweise von Menschen ist ein thörichter Vorwitz. Das hätte, um der Schwachen, um der Beschränkten willen, freylich deutlicher ausgesprochen werden sollen; denn diese wollten Gott nun wirklich für den leiblichen Vater Jesu, den leiblichen Gatten seiner Mutter gelten lassen, und um diese Widersprüche zu lösen, halfen sie sich mit Wundern. Ihnen ist und war zu allen Zeiten nichts bequemer, als überall Wunder anzunehmen, wo ihr beschränkter Verstand den Zusammenhang oder den Sinn der Worte nicht faßte. Daß aber auch die Verständigen den Aberglauben zuließen, lag in den Umständen der Zeit.

Jesus, der erhabene Weise, konnte nicht die Absicht haben, eine besondere Religion stiften zu wollen, da es der besondern Religionen immer zu viele giebt. Er wollte die Menschen vernünftiger machen und sie erlösen von den schädlichsten Irrthümern. Seine Anhänger aber, die nach ihm seine Lehre predigten, besaßen seine Weisheit nicht in dem Maße, und wußten sich nicht anders bey dem unwissenden Volke, das eine neue Religion sehen wollte, zu helfen, als daß sie dieser Vorstellung nachgaben. Unter den vielen bestehenden Religionen hatte aber jede nur dadurch Eingang gefunden, daß sie sich auf die abentheuerlichsten Wunder stützte, und um unter ihnen auch vom Volke, von den Schwachen und Kurzsichtigen in demselben, geachtet zu werden, mußte die neue, die christliche Religionslehre ebenfalls hohe Wunder aufzuweisen haben. Jesus selbst beklagt sich über diese Wundersucht. Seine Schüler haben wahrscheinlich mit Bedauern die Wunder geduldet, um den höchsten Wahrheiten der Lehre Jesu dadurch Eingang zu verschaffen, und von dem Einfluß derselben in spätern Jahren mehr Vernunft und Wahrheitsliebe erwartet.

Eigentlich christlich, im engern Sinne des Wortes, war ich durch diesen Unterricht freylich nicht geworden. Indessen enthielt er doch alles, was mein Gefühl nähern und beleben, meine Vernunft frey erhalten, meinem Verstande eine Richtung geben und mich zum Gottesverehrer machen konnte. Mit gleicher Liebe und Theilnahme wohnte ich jeder Art von Gottesdienst bey, und bedauerte nur, daß Christen, Juden, Mohamedaner, Hindus, Parsen u.s.w. nicht alle einen und denselben gemeinschaftlichen Religionsglauben hatten. In den Kirchen der Christen; in den Pagoden der Hindu; am Meeresstrande, wenn die Parsen den Aufgang der Sonne mit Hymnen feyerten; bey den Gebeten der Juden und Mohamedaner, die ich zufällig bemerkte, überall ward ich von demselben Gefühl hingerissen, überall sang ich leise vor mich hin mein Lied, nicht ohne jedes Mal lebhaft von seinem Inhalte ergriffen zu werden. Aber hier auf dem Schiffe war es die sorgfältige Absonderung der verschiedenen Religionsbekenner im beschränkten Raume, die mir so wehe that und das Herz beklemmte. Hier fühlte ich zum ersten Mal, daß mein liebes Lied Widerspruch führte. Dazu kam die lebhafte Erinnerung an meine traurige Jugend, die heiße Sehnsucht, diejenigen kennen zu lernen, denen ich das Daseyn, denen ich mein Lied verdanke, die mich mehr als Andere lieben müßten, die mit mir beten, zu mir gehören, in nichts von mir und meiner Gottesliebe sich unterscheiden könnten.

Als wir uns Tatta nährten, begegnete uns ein Zug Männer in mancherley asiatischen Trachten. An ihrer Spitze zeichnete sich ein sehr schöner Mann aus, der mit der Würde des Alters die Kraft und Fülle der Jugend, besonders aber ihre Wohlgestalt, vereinigte. Alles, was die Hindu auszeichnet, der schlanke Bau, die feinen Züge, die kleinen Hände und Füße, die etwas ins oliven-

bräunliche fallende Hautfarbe, die Ruhe, Heiterkeit und Sanftmuth des ganzen Wesens, das ungezwungene liebevolle Entgegenkommen gegen Fremde, alles war an diesem Manne auffallender, als ich's je gesehen hatte, und als ob es nur ihm ganz eigenthümlich sey. Er war ganz weiß gekleidet, und wir bemerkten keinen auszeichnenden Schmuck an ihm, wie die Hindu sonst dergleichen anzulegen pflegen. Er redete uns mit überaus wohlklingender Stimme an: Nuilkar Jeswunt Govindah Mulhar, mein Gebieter hat uns entsendet, Euch zu ihm zu führen, wie es Euer Wunsch ist. Der Weg nach Cashmire ist noch lang, vergönnt Euch einige Ruhe in Tatta, und uns, Euch in meines Gebieters Hause daselbst, in seinem Namen zu dienen.

Müller wollte in dieser, ihm durchaus fremden Stadt nur so lange verweilen, als nöthig war, sie kennen zu lernen. Dazu war ihm der schöne Hindu behülflich, der uns fast nie verließ, und uns in dem großen Hause seines Gebieters aufs Ausgezeichnetste bewirthete. Wie man in Ostindien zu reisen gezwungen ist, zumal in unbekannten, fernen Gegenden, so hatte denn auch Müller dazu ein zahlreiches Gefolge von Dienern aller Art und Bewaffneten bey sich, mit denen er nun aber seinem unbekannten Gastfreunde nicht lästig werden wollte, da er erfahren hatte, daß derselbe nicht in einer Stadt, sondern auf dem Lande wohne. Der Hindu lächelte zu diesen Bedenklichkeiten, und sprach: Hundert Mal mehr Gäste würden meinen Gebieter nicht belästigen; wünscht Ihr aber, Euer Gefolge los zu seyn, so begegnet Ihr damit dem Wunsche meines Gebieters, den ich nicht auszusprechen wagte. Soll Euer Gefolge von hier aus nach Bombay eingeschifft werden, so bitte ich, überlaßt mir die Besorgung. Ohne sich zu besinnen, erwiederte Müller: Einen Bedienten, an den ich gewöhnt bin, wünsche ich bey mir zu behalten, nebst einem jungen Freunde; die übrigen überlasse ich gern Deinem dankenswerthen Erbiethen. Mit Wärme dankte der Hindu ihm für diesen Beweis des ehrenvollen Vertrauens, und ich gestehe, mich setzte er in Verwunderung; doch kannte ich die Einsicht und Erfahrung meines Freundes, und beruhigte mich schweigend darüber.

Wir wurden auf einem prächtig verzierten, mit zwölf Ruderern und den raffinirtesten Bequemlichkeiten versehenen Schiffe, auf dem Indus eingeschifft, begleitet von einem zweyten, das mit Gepäck, Vorräthen u.s.w. belastet war. Nach einigen Tagesreisen, in denen wir meistens in weite unbewohnte, und wie es schien wenig fruchtbare, Gegenden hinausblickten, verließen wir den Indus, und folgten dem Tschenab, dann dem vielgekrümmten Laufe des Tschylum. Wir durchschnitten Multan und das große, merkwürdige Gebiet der Sheiks, von Süden nach Norden; weite Ebenen in der Ferne, heitere Dörfer und Städte, von der schönsten Vegetation und zahlreichen Herden umgeben, in der Nähe des Flusses. Immer romantischer ward die Gegend, je mehr wir uns den Gebirgen näherten. Reizende Labyrinth der schönsten Berggegenden durchströmte der immer reißender werdende Strom, bis wir an den Fuß des ungeheuern Himalaya's gelangten, wo sich uns das weite ausgebreitete Thal, der schönste Garten der Erde, unerwartet öffnete.

Gleich zu Anfange dieser angenehmen Reise hatte Müller unsern Führer über seinen Gebieter befragt, aber nichts Befriedigendes erfahren, als daß er ein sehr reicher Banyane sey, und in der Stille das Leben auf seine Weise genieße; ohne sich in Welthandel oder in die Angelegenheiten Anderer einzulassen. Da sonst nichts aus ihm herauszubringen war, benutzten wir seine Gegenwart, über die Gegend, die wir durchfuhren, uns Auskunft geben zu lassen. Wir erstaunten über den Verstand dieses geistreichen Mannes nicht weniger, als über den außerordentlichen Umfang von Kenntnissen und Edelmuth seiner Gesinnung. Als wir ihm und seinen seltenen Vorzügen Gerechtigkeit wiederfahren ließen, Übereinstimmung der Gesinnung zeigten und uns lebhaft von ihm angezogen fühlten, näherte auch er sich uns mit Wärme und Innigkeit, und sein bisher bloß höflich-zuvorkommendes Wesen nahm einen Charakter der Liebe und des Wohlwollens an, der einen ganz eigenen Zauber über unsern Umgang verbreitete, wie ich dergleichen noch nie erlebt hatte.

An mehrern Orten wurden wir von Bewaffneten angehalten. Zuweilen brauchte sich unser Führer nur zu zeigen, um ungehindert zu passiren. Oft zeigte er aber auch ein geschriebenes Blatt zu diesem Zweck vor, oder einen Ring, oder eine Waffe, oder er ließ unbedeutende Geschenke auf's Ufer hinüber werfen. Nie sprach er dabey; überall aber ward er, wie es schien, mit Ehrfurcht begrüßt. Wir erkannten daraus, daß er überall bekannt und geehrt war, und bekamen dadurch eine noch größere Meynung von seinem Gebieter.

Als wir uns in dem Gebiete der Sheiks befanden, war Müller neugierig, von unserm Begleiter Nachrichten darüber einzuziehen, weil er die der Reisebeschreiber nicht für die sichersten hielt. Der Hindu machte uns eine sehr reizende Schilderung von den großen Schönheiten der Natur im Innern des Landes, eben so von dem Fleiße und der Betriebsamkeit der Bewohner, so wie auch von der ehemaligen Pracht ihrer Städte und Paläste; eine um so traurigere aber von dem jetzigen anarchischen Zustande des Reichs, das nur noch gehalten wird durch die außerordentliche Tapferkeit seiner Bewohner, die bey jeder Gefahr von außen mit unbedingter Einigkeit Alle für Einen stehen. Das Merkwürdigste dieses Landes, beschloß unser Begleiter, bleibt indessen der Stifter der dort herrschenden Religion, der jedoch nichts weniger als die Absicht hatte, eine Religion zu stiften.

Ganz recht! sagte Müller: von diesem Nahak habe ich gerade hier in Ostindien nur die dürftigsten und widersprechendsten Nachrichten verbreitet gefunden. Vor drey Hundert Jahren unserer Zeitrechnung lebte er noch, so viel ist gewiß. Seine Lehren scheinen die Achtung jedes wohlgesinnten Menschen zu verdienen, und ganz unschuldig an dem Mißbrauche zu seyn, in welchem man sie zu Gründung einer neuen Religion, und sodann, wie es überall unter solchen Umständen geschehen ist, zu einer politischen Revolution vorgewandt hat. Was mich mehr interessirte, wäre, etwas persönliches von diesem merkwürdigen Manne zu erfahren.

Nahak, versetzte der lebenswürdige Hindu, war zu Shukguhr in Lahore in der Dunkelheit geboren, und arm an irdischen Gütern; dagegen aber begabt mit dem ungemein zarten und edeln Sinne, der ihn nur nach Weisheit trachten und Wahrheit suchen hieß; alles Andere aber, was Menschen hoch zu schätzen pflegen, hatte dagegen für ihn keinen Werth. Schon in früher Jugend liebte er vor Allem die Weisheit der Alten, und machte ihre Erfahrungen, ihre Sagen, zum Gegenstande seiner Prüfung. Er prüfte und unterschied aber mit einer Schärfe und Genauigkeit, die ihn wiederum von allem Menschen unterschied. In Allem, was der Mensch hat und kennt, zog ihn am meisten das an, was er von göttlichen Dingen hat und kennt.

Bald aber genügte ihm die Weisheit der Braminen, die heiligen Bücher der Hindu nicht mehr. Er machte als Jüngling Reisen im größten Theile unsers südlichen Welttheils. Er lernte die Lehren der Parsen und Muhamedaner genau kennen. Keine Glaubenslehre gab seinem Gemüth das Beruhigende der Überzeugung, aber in allen fand er den Keim des Göttlichen und Ewigwahren verhüllt, und diesen hielt er fest. Die künstlichen Irrthümer der spitzfindigen Schriftgelehrten, die frömmelnden Träumereyen, alle selbstmartern und Weltentsagungen der zweydeutigen Schwärmer, die prunkreichen Feyerlichkeiten, mit den Priester das Volk blenden, um sich in dessen Augen selbst zu vergöttern - das alles streifte er von der Wahrheit ab, die Allem zum Grunde lag.

So kam er in seine Heimath zurück, und bemühte sich hier, die Wahrheit zu enthüllen, ihr die Augen der Menschen zu öffnen.

Nahak lebte in stiller Abgezogenheit, ohne Begierde nach Reichthum und Würden, zu welchen ihm seine höhere Einsichten den Weg bahnte. Er brachte seine Tage zu mit Reisen in Städten und Dörfern seines Vaterlandes, und lehrte die Wahrheit und Weisheit nach dem Lichte, das sich in ihm offenbart hatte. Der gesunde Menschenverstand konnte der Kraft seines überzeugenden Wortes nicht widerstehen, und das unverdorbene Gefühl mußte die Seelengröße des Mannes bewundern, der nichts für sich begehrte, nur Werke der Menschenliebe that und für das Wohl Anderer lebte. So gewann er Jünger und Anhänger. Er gab sich nicht das Ansehen, eine neue Religion in die Welt bringen zu wollen, sondern nur die älteste und ewig geltende von Menschengesetzen zu reinigen, und die Bekenner aller Glaubensarten um das höchste Gut der Geister zu vereinigen.

Er predigte Tugend, Liebe und Gehorsam. Die bürgerlichen Ordnungen ließ er unangetastet. Sie waren in seinen Augen nothwendig, aber veränderlich. Er ließ, den Sitten und Gesetzen der Hindu zuwider, Muhamedaner und Parsen und andere Glaubensgenossen Theil an seinen Lehren nehmen, weil Niemand von der Erkenntniß des Wahren, und von der Gnade des höchsten Wesens, durch Stand und Vaterland und Staatsverfassung ausgeschlossen seyn könne. Ich bin berufen, sagte er, alle Namen, welche dem höchsten Wesen gegeben werden, in einen einzigen Namen aufzulösen, in den Namen Gottes, also auch den Glaubenszwist der Moslemin und Hindu zu tilgen. Mögen sie ihre heiligen Bücher lesen! Aber das bloße Lesen hilft ihnen nichts ohne Gehorsam gegen die darin enthaltenen Lehren der Liebe gegen alle Geschöpfe Gottes. Es kann kein sterblicher selig werden, als durch reinen Sinn und heilige That. Der Allmächtige fragt nicht, welchem Volksstamme,

welcher Glaubensparthey der Mensch angehöre; er fragt nur: Was hat er geleistet? Nur derjenige ist ihm nahe und ein echter Hindu, dessen Herz voll Gerechtigkeit ist; nur derjenige ist ihm nahe und ein echter Muselman, der ein heiliges Leben führt.

Mit dieser religiösen Duldsamkeit umarmte er alle Menschen, gewann er Alle. Er wollte nur, daß Jeder in der bürgerlichen oder kirchlichen Verfassung, unter welcher er lebt, ein vollkommener Mensch, ein Freund Gottes sey.

Zur Verbreitung dieser Grundsätze bediente sich der weise Nahak keiner außerordentlichen Mittel. Er lebte einfach und anspruchslos, wie jeder andere unbemittelte Mann. Es fiel ihm nicht ein, sich für ein höheres Wesen auszugeben; doch leugnete er nicht, daß er mit ungewöhnlichen Geisteskräften, das Wahre vom Irrthume zu scheiden, begabt sey. Dieß konnten diejenigen nicht leugnen, welche durch ihn des Bessern belehrt wurden. Darin sahen die Beurkundung seiner göttlichen Sendung, und er fand darin seinen Beruf, die ihm gewordene Einsicht in göttlichen Dingen unter seinen Brüdern, den Menschen, zu verbreiten. Er verrichtete keine Wunder, und verachtete die, welche von Kindern des jemals gethan worden seyn sollten. Ja er lehrte, daß die, welche mit Wundergaben glänzen, dazu durch den bösen Sinn oder Geist, der in ihnen wohnte, verführt und gestärkt worden seyen.

Eben so wenig bediente er sich gewaltsamer Mittel zur Belehrung der Menschen, oder sich vor Verfolgern in Sicherheit zu setzen. Ein Lehrer heiliger Wahrheiten, sagte er, bedarf keiner andern Mittel, als der Heiligkeit seiner Lehre und ihrer jedes Gemüth ergreifenden Kraft. Ich bin gewaffnet, aber nicht mit gemeiner Waffe, um Andern zu schaden; mein Schild ist der Verstand, mein Schwert die Wahrheit; ich kämpfe gegen Bosheit und Wahn, und besiege meine Feinde, indem ich sie mir zu Freunden mache.

Von Muhamed sagte Nahak der Weise: Ihn hat Gott ins Leben gesendet, daß er Gutes thue, und durch den Coran die Erkenntniß des einzigen Gottes verbreite. Aber er hat Willkührliches gethan, und alle menschlichen Geschöpfe in Unruhe gebracht. Darum hat er Unterdrückung und Grausamkeit eingeführt, und das Morden selbst unschuldiger, dem Menschen hülfreicher Thiere. Es ist abscheulich, auch da Vieh zu tödten und es zu verzehren, das dem Sterblichen zugethan ist und ihm die Beschwerden des Lebens erleichtert, wie das Rind am Pfluge, die Milch gebende Kuh und das dienstreiche Roß. Keinem Geschöpfe soll man wehe thun; denn der Athem Gottes ist in jedes Wesen ausgegossen.

Nahak verwarf den Dienst der Götzen und aller selbstgeschaffenen Gottheiten, und alle Verehrung, die man dem Erschaffenen weiht, statt des Schöpfers. Es ist nur ein einziges höchstes Wesen; kein Anderes kann außer ihm seyn, oder wider seine Macht anstreben. Alles Geschaffene athmet durch seine Liebe, und sieht den Wohlthäter nicht. Es läßt sich kein Bild von ihm machen aus Stein oder Farbe, noch eine Vorstellung durch Worte. Er ist allenthalben wie allenthalben, immer wie immer, und wohnt an einem Orte nicht mehr, als am andern.

Einst machte ein Muhamedaner dem weisen Nahak Vorwürfe, da er diesen am Boden liegen sah, die Füße gegen das Haus Gottes gekehrt. Nahak erwiderte ruhig: Sieh dich um, und zeige mir eine Stätte, wo Gottes Haus nicht ist.

Er lehrte: das Leiden der Welt sey die selbstverschuldete Wirkung ihres wahnsinnigen Kampfes gegen das Göttliche und alle ewige Ordnung des höchsten Wesens. Lasterhaftigkeit und Unterdrückungsgeist habe sich auf Erden erzeugt und verbreitet. Die Entstellungen der verschiedenen Religionen, die Ausgeburten menschlicher Verdorbenheit, hätten das Reich der Thorheiten und Laster in der Welt vollendet. Darum sey also auch der Gottesdienst weder der Hindu noch der Moslem dem höchsten Wesen wohlgefällig; es sey darin nicht Freyheit und Reinheit, sondern Knechtschaft und Verderbniß der menschlichen Natur.

Drey Hauptlehren waren das Wesentliche, worauf er Alles, was er sagte, bezog: Andächtige Verehrung des höchsten aller Wesen, des Einzigen; Liebe der Menschen, ohne Unterschied des Vaterlandes und der Kasten, denn die menschlichen Geister sind einander alle gleich vor dem Urgeist; reiner Sinn von innen und äußere Reinlichkeit, weßhalb er auch häufige Abwaschungen empfahl, aber mit Wärme gegen alle Selbstqualen und Entsagung der unschuldigen Lebensfreuden sprach. Wie er lehrte, so lebte er auch. Das hohe Ansehen, welches er ohne andere Macht, als die der Überzeugung, bey seinem Volke hatte, mißbrauchte er nie. Er nahm nie Ehrenämter an. Er suchte und floh kein Märtyrertum. Er duldete keine Verehrung seiner Person. Er starb in der

Dunkelheit seines thätigen Lebens, ohne Glanz, und hinterließ nichts, als das Andenken seiner Tugenden und viele Schüler.

Lebhaft bewegt wendete sich der Erzähler von uns ab, um im Stillen seine Abwaschung zu verrichten. Eine Weile saß Müller, in Gedanken vertieft, dann sagte er mit Gefühl zu mir: Es ist doch ein lebenswürdiges Volk, das einen solchen Lehrer ehrt, und nicht verfolgt! - Das verstand ich damals noch nicht. -

Je näher wir dem Gebirge kamen, um so neugieriger wurden wir, wie es unser schöner Strom durchbrechen werde. Denn die Massen des Gebirges wurden immer schroffer und höher. Endlich krümmte sich der Strom mannichfach; wir waren von steilen Wänden eng eingeschlossen, und drängten uns durch ein Labyrinth, das uns den Himmel nur gerade über uns sehen ließ; als dieser plötzlich sich erweiterte, und die Berge zu verdrängen schien, um sein magisches Bild in einen weit verbreiteten Spiegel zu senken. Wir befanden uns wirklich auf einem großen See, der in dem Umfange einiger Meilen von hohen Gebirgen eingeschlossen war. Das Schauspiel war groß; aber durch ein reizendes Bild im Kleinen erschien es noch größer, wie dieses um so kleiner.

In der Mitte des Sees, auf unsichtbaren Pfeilern fest gegründet, schien auf den sanft wallenden Fluthen zu schwimmen ein reizend blühendes Gärtchen mit einer Einsiedeley. Die Blüthendüfte zogen uns schon aus der Ferne magisch an. wir besuchten den Einsiedler, einen hochbejahrten Greis, dessen weißer Bart bis an den Gürtel reichte, und dessen Scheitel entblößt war. Er begrüßte uns mit Anstand, und schien festlich umgeben mit Blumen und Früchten, die in diesem Gärtchen, das kein rauhes Lüftchen berührte, zu jeder Jahreszeit blühen und reifen. Er hatte uns nichts als das zu bieten. Unsere Goldstücke schlug er aus. Aber die Lebensmittel, die unser Führer ihm ausschiffen ließ, nahm er dankbar an. Besonders war ihm der Bethel angenehm. Der See ist angefüllt mit den vortrefflichsten Fischen, und Geflügel aller Art belebt die Lüfte, aber für den Einsiedler sind sie nicht da; denn der Einsiedler tödtet keines seiner Mitgeschöpfe, und nährt sich nur von Pflanzen.

Nachdem wir hier den Durchbruch des Tschylum durch's Gebirge passirt hatten, traten wir in das zwanzig und einige Meilen lange, eyförmige Thal von Cashmire ein, das rings umher eingeschlossen ist von den höchsten Gebirgen, nördlich von der Kette des Himalaya, dessen mit ewigem Schnee weit glänzende Häupter die höchsten des Erdballs sind. Der Frühling hatte bereits begonnen. Eine Menge Pflanzen war in früher, weit her duftender Blüthe. Die lauen Lüfte erschallten von den Stimmen gefiederter Sänger, nicht bloß schnarrender Papagayen, sondern aller europäischen Singvögel, die man jenseits der Wendekreise selten hört.

Wir hatten Muße genug, die herrliche Gegend zu betrachten, aber keinen günstigen Gesichtspunkt. Denn auch wenn wir den Mast unsers Schiffes erstiegen, war unserer Neugierde der Gesichtskreis noch zu beschränkt. Zur Rechten zwar übersahen wir die Abhänge des südlichen Gebirges deutlich; links aber, gegen Norden, dehnten sich die reizendsten Ebenen, reich von Bächen und Flüssen bewässert, in größter Mannichfaltigkeit, bis in die weiteste Ferne aus, wo der Himalaya in bläulichem Dufte dämmerte. Unser Führer suchte durch unterrichtende Erzählungen zu ersetzen, was unserm Auge und unsern guten Fernrohren entging. Am Abend des folgenden Tages verhiess er uns eine Land und weite freie Aussicht.

Schon um fünf Uhr Morgens waren wir bereit, und bald war auch unser leichtes Frühstück eingenommen. Finsterniß deckte die Gegend, als wir einer Fackel folgten, und nach und nach immer steiler aufwärts stiegen. Die engen Pfade, auf denen wir hinter einander fortschritten, waren feucht von nächtlichen, niederschlagenden Dünsten. Es war anfänglich frisch; die ermunternde Kühle eines deutschen Frühlingmorgens. Bald aber begannen wir langsamer zu schreiten, da wir uns erhitzt fühlten. Nach mehr als einer halben Stunde erlosch die Fackel, und wir gewahrten bald darauf, in der Morgendämmerung, ein geräumiges Gebäude, aus dem mehrere Personen uns zum Empfange entgegen eilten. Dieß Haus ist das Eigenthum meines Gebieters, sagte uns unser Begleiter, und führte uns in eine große Halle, wo mancherley Erfrischung bereit standen. Wir hatten nur kurze Zeit hier verweilt, als Müller bemerkte, die Dämmerung scheine bereits dem Tage zu weichen, worauf wir sogleich die weichen Sitze verließen und eine breite Treppe zum Dache erstiegen.

Unsere Überraschung war nicht gering, als wir uns in einem reizenden Blumengarten befanden, der das Haus statt eines Daches bedeckte. Das ist Landessitte, sagte unser Führer, als er unser

Erstaunen bemerkte. Wir aber wußten kaum, was wir sahen, und wo wir mit dem Auge verweilen wollten. Fern im Osten, über dem gewaltigen Kantal, war der Himmel ein Purpurmeer, ein Rosenhimmel auf dem tiefen Azur des Gewölbes, und leichte weiße Wölkchen schwebte hie und da leicht angeröthet und schon mit Gold gesäumt. Alles rings umher nahm Theil an dieser Rosengluth; Alles war ein Spiegel des Himmels. Im Rosenlichte des schönen Stromes, der uns hergetragen hatte, gleitete auf demselben unser reich verziertes, buntes Schiff mit vollen Segeln hinauf; ich war im Begriff, zu fragen: warum es uns verließ? als plötzlich die ersten Strahlen der Sonne über das Gebirge herüber blitzten, das Schiff und den Spiegel in Gold entzündete, und mir mächtig ins Auge blendeten.

Den ersten Strahlen der Sonne folgten bald mehrere. Schon erhob sie sich über die zackigen Umriss der Berge des Kantal, und ergoß ein Lichtmeer über die bunte schöne Welt. Wir befanden uns auf dem Gipfel eines kegelförmigen Berges, von dem das Panorama ununterbrochen im Kreise herum lief, und an dessen Abhänge wir nach allen Seiten herabsahen. Das südliche Gebirge war uns sehr nahe, das nördliche hatte sich mit uns in seiner blauen Ferne erhoben. Gewaltige Palmen neben unserm Hause breiteten ihre Kronen wie Schirmdächer über den Garten aus, in dem wir uns befanden. Hier hatte eine Unendlichkeit an mannichfaltigen duftenden Blumen ihre Kronen dem Lichte erschlossen. Ganze blühende Büsche beschatteten hier stille Gartensitze, und hie und da rauchte ein Schornstein aus Blumenbeeten hervor. Vögel vom prächtigsten Gefieder umschwärmten uns, und begrüßten laut das Gestirn des Tages. Bunte Papagayen knackten auf den Bäumen Mandeln und Nüsse, und ließen ihre schnarrenden Stimmen hören, und unter uns wiegten sich prächtige Pfauen auf schlanken Zweigen.

Die große, weite Landschaft war wie verklärt im Morgenlicht. Einzelne erhabene Gegenstände waren im hellsten Lichte, während ihre langen Schatten die westlichen Nachbarn verhüllten. Die vergoldeten Ströme strahlten mannichfach ununterbrochene Lichtmassen blendend umher. So hell die westlichen Berge beleuchtet waren, so tief verhüllt in Schatten waren noch die östlichen, und aus diesen Schatten strahlte ein breiterer Lichtstrom, als alle Ströme; es war der große See von Sirinagur, an dessen südlichen Ufern nun auch die weit ausgedehnte Stadt, in geringer Ferne, sichtbar ward, indem sich Paläste, Gärten, Thürme und ganze Stadttheile mit hohen Thoren nach und nach immer mehr zum Lichte erhoben.

Nun belebte sich auch die Scene mit Menschen auf vielfache Weise. Große Felder mit Reiß, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo und Pfefferstauden in den Ebenen; Reiß, Gerste, Weizen und Roggen auf den Bergen, waren voll rüstiger Arbeiter. Auch Winzer waren mit dem Rebenbau eifrig beschäftigt, und Schwarze arbeiteten in den Palmenpflanzungen. Große Herden Schafe, Ziegen, Kühe wurden zu entfernten Weiden getrieben. Die Ströme wurden mit Kähnen und bunten Schiffen befahren. Überall auf den Heerstraßen, von großen Bäumen beschattet, zogen Reiter, Hakery's, Elefanten, Palankins und ganze Züge beladener Kamele und Ochsen. Alles war geschäftig und lebendig. Überall sah man größere und kleinere Häuser und Gärten zerstreut, oft sehr große und schöne, wie es von der Höhe schien, und die ganze Gegend umher, so weit sie der Blick beherrschte, schien nur ein Garten, eine Stadt oder ein Dorf, im ungeheuren Maßstabe, zu seyn.

Ich war entzückt, hingerissen, und unwillkürlich ertönte mir mein Lied aus der Kehle. So, dacht' ich, müsse den singenden Vögeln am heitern Morgen zu Muthe seyn. Unser Führer fragte Müllern nach mir, der ihm ausführlich von mir zu sprechen schien, worauf der Hindu sich zu mir wendete, mich in seine Arme schloß, und mit sanfter Stimme zu mir sprach: Bleibe hier bey uns, mein Sohn; du sollst einen Vater und eine Mutter finden. Ich drückte ihm die Hand mit wärmster Innigkeit. Weiter aber sprachen wir nicht.

Er hatte uns verlassen. Müller war eifrig beschäftigt, Bemerkungen aufzuzeichnen. Ich verließ das Haus, um in der Gegend umher zu streifen. Ich suchte einen Pfad, die südlichen Berge in bedeutender Höhe zu ersteigen. Dazu mußte ich aber erst lange hinab gehen, und dann, nachdem ich eine Ebene durchschritten, wieder sehr steil aufwärts steigen. So kam ich in große Wälder, die mir durchaus keinen Blick ins Freye gestatteten, selbst wenn ich Bäume erkletterte. Dadurch ward ich gereizt, immer höher zu steigen, um eine freye Aussicht zu erhalten. Von der andern Seite reizte mich der Wald unaufhörlich, durch immer neue Schönheiten, zum Verweilen, was denn auch zuweilen geschah, da mir die Anstrengung des schnellen Steigens augenblickliche Ruhe, um Athem zu schöpfen, von Zeit zu Zeit nothwendig machte.

Es ist nicht möglich, sich einen Begriff zu machen von der Üppigkeit der Vegetation in diesen Wäldern, wenn man sie nicht gesehen hat. Vom Äquator bis zum funfzigsten Grade nördlicher Breite giebt es kaum eine Baumart, die sich hier nicht wild wachsend fände, wie dieß die topographisch-climatische Verschiedenheit der so nahe gerückten, durch tiefe Thäler und Ebenen getrennten, sehr beträchtlichen Höhen natürlich mit sich bringt *). Aber man erkennt sie hier fast nicht wieder, so

*) Theil I. Seite 223.

groß und voll und saftig ist hier jeder Baum in allen einzelnen Theilen. Jede gemeinste Pflanze duftet hier. Gras und Blumen im Walde sind der köstliche Teppich. Große, breitblättrige Schlingpflanzen, mit den schönsten Blüten, umranken hier die Bäume, und verketten sie unter einander. Dennoch wissen Hasen, Rehe, Dammhirsche, Antelopen und viel andere vierfüßige Thiere und Tausende der schönsten Arten bunter Vögel hier so leicht und schnell herum zu schwärmen, als wenn diese Hindernisse nicht da wären. Eichhörnchen überall! Papagaye und Fasanenarten vom allerschönsten Gefieder! Affen in Menge, in den possirlichsten Sprüngen und Stellungen! Doch giebt es kaum einen prächtigern Anblick, als Hunderte von Pfauen beysammen auf den nächsten Bäumen, sich auf schlanken Zweigen wiegend im Sonnenschein, der den Glanz der schönen Farben ihrer herabhängenden Schweife, in schwankender Bewegung, zu blendender Pracht erhebt.

Endlich, nach ermüdender Wallfahrt, gelangte ich auf einen freyen Platz im Walde, und als ich mich gegen Norden wendete, einige Schritte weiter, auf einen weit vorragenden Granitfelsen, mit blumigem Rasen bekleidet. Wer möchte die entzückende Lust schildern, als ich von hier aus ganz Cashmir zu übersehen und zu meinen Füßen ausgebreitet glaubte! Eine Menge Städte und Dörfer, kaum noch meinem scharfen Auge kenntlich, durch seine Silberstreifen, die ich als Flüsse erkannte, unter einander verbunden, waren das Einzige, das sich noch mit Mühe von der bunten Erde unter mir erkennen ließ. Um so näher glaubte ich mich dem dunkelblauen Himmel und dem leichten schimmernden Gewölk, das auf die fünf und zwanzig tausend Fuß hohen Häupter des Himalaya, in der Ferne, sich niederließ, indem der ewig glänzende Schnee jener Gipfel sich zu ihm zu erheben schien.

So im Schatten eines duftenden Tinkbaumes, auf dem weichen blumigen Rasen liegend, blickte ich hinaus, überließ mich unwillkührlich den zuströmenden Bildern einer angeregten Phantasie. Diese Bilder wurden Träumereyen, und die Träume wiegten mich nach und nach in süßen Schlummer, aus dem ich, erschreckt durch einen Flintenschuß und durchdringendes Geschrey, erweckt ward. Augenblicklich auf den Beinen, sah ich einen Menge Affen, die mein Gewehr genommen hatten, es wohl unsinnig genug gehandhabt haben mochten, und als es losging, mit großem Geschrey und Schrecken die Flucht ergriffen. Ich nahm das Gewehr auf, lud es wieder, blickte wieder in die Ferne, und nun fiel mir erst die tiefe Stille um mich her auf, nach dem Lärm, der verhallt war. Diese Stille erhöhte noch die Größe des Charakters der Aussicht. Endlich erinnerte mich der Hunger an die Rückkehr, und da ich bemerkte, daß die Sonne schon abwärts stieg, ward ich besorgt, unbesonnener Weise durch meine Abwesenheit unsere Reise aufgehalten zu haben. Ich glaubte die Gegend, durch die ich gekommen war, wieder zu finden, und eilten beflügelten Schrittes die steile Bergwand in den schönen Waldungen hinunter.

Als ich im Freyen war, sah ich auf einer Anhöhe, unfern des Flusses, zwey Gestalten unter Palmen sitzen. Ich eilte auf sie zu; es waren Müller und unser Führer. Der letztere erblickte mich kaum, als er fragte: Wozu das Feuergewehr? Eine Waffe, an die ich gewohnt bin, antwortete ich, zur Sicherheit gegen Löwen und Tiger. Lächelnd erwiderte er: In Cashmire giebt es keine reißenden, keine giftigen, noch sonst schädlichen Thiere.

Unser Schiff war abgefahren. Statt dessen waren mehrere schöne arabische Reitpferde eingetroffen, auf denen wir früh am andern Morgen unsere Reise fortsetzten. Die Heerstraßen waren aufs beste unterhalten und von den herrlichsten Bäumen beschattet. In einiger Entfernung von der Stadt ließen wir sie zur Rechten liegen, und wendeten uns nördlich, dem westlichen Ufer des Sees zu, nach seiner Mitte. Bald ritten wir nur zwischen Gärten, mit größern und kleinern Landhäusern, von denen die ersten wieder Gärten auf den Dächern, die andern große Sonnendächer hatten. In den Gärten spielten Kinder und arbeiteten Greise. Frauen und Mädchen waren, mit

häuslicher Arbeit beschäftigt, in den großen Vorhallen der Häuser zu sehen, während die Männer ihren Geschäften außer Hause nachgegangen waren. Lastträger und Geschäftsleute aller Art erfüllten die Straße und die kleinern Nebenwege. Alles war Leben und Thätigkeit, Alles Sauberkeit, Nettigkeit, Ordnung, Gedeihen und Heiterkeit. Von allen Seiten ward unser Führer, wie es schien, mit freudiger Theilnahme begrüßt. Verwundert fragte ihn Müller: Wo sind wir? In dem Dorfe, in dem auch mein Gebieter wohnt, versetzte Jener. Wir ritten oft halbe Stunden lang im raschen Trabe, denn das dichte Laub hielt jeden Sonnenstrahl von uns ab; dennoch brachten wir vier bis fünf Stunden zu auf dem Wege durch die reizende Dorf, bis wir gegen Abend ans Ziel gelangten.

Schon aus der Ferne nämlich, als wir uns östlich gewendet hatten, erblickten wir, hoch über alle Häuser und die höchsten Bäume emporragend, ein großes, blaßgelbes, im Scheine der Abendsonne wunderbar glänzendes Gebäude von drey Stockwerken und weißen Säulenreihen. Der Glanz der Häuser ist hier nicht ungewöhnlich, und rührt von dem unverwüstlichen Cemente her, dem Chunam, der zur äußern Bekleidung gebracht wird und die vortrefflichste Politur annimmt. Jetzt aber, so festlich erhöht und beleuchtet, erblickten wir's kaum, als wir überrascht ausriefen: Was ist das? Statt aller Antwort flog unser Führer auf seinem Hengste dahin. Wir folgten ihm, unter hohen Palmen durch, an mehreren großen Gebäuden vorbey, im Angesicht des großen Sees, und hielten am Fuße eines ansehnlichen Hügels, der sich von allen Seiten gleichmäßig sanft absenkte, auf dessen Höhe jenes glänzende Gebäude stand, aus dem Frauen, Kinder und Männer jedes Alters herab geeilt waren, unsern Begleiter jubelnd zu begrüßen. Dieser führte uns hinauf in die weite Halle, nannte uns den Seinigen kurz: „unsere Gäste“, und wendete sich mit würdevollem Anstande an uns: „Ich bin Mulhar. Seyd mir willkommen in meinem Hause! Laßt's Euch hier gefallen, so lange immer Eure Zeit es gestattet, oder der Höchste Eure Tage fristet. Bey der ungewöhnlichen Anmeldung mußte ich Euch vorher kennen lernen, um zu wissen, welcher Empfang Euch angemessen sey. Das gebot die Klugheit. Verzeiht mir den unschuldigen Betrug! Ihr habt Alles dabey gewonnen.“

Kaum war es Tag geworden, als ich mit Müller den Garten auf dem Hause besuchte. Welche Düfte, welche Büsche und Blumen empfingen uns hier! Welche Landschaft entwickelte sich aus der Dämmerung unserm schwelgenden Blick! Dazu das ewig neue, ewig ergreifende Schauspiel, das Aufsteigen des Tagesgestirn! Zu unsern Füßen das reizendste Ufer, das ich je sah, mit Palmen, Bananen und andern tropischen Prachtbäumen, in malerischen Gruppen, auf kaum zu übersehende Strecken nach beyden Seiten bepflanzt. In einiger Entfernung von uns und vom Seeufer, diesem parallel laufend, zog sich gegen Süden das schöne Dorf hin, das wir gestern zu durchreiten vier bis fünf Stunden brauchten. Und es war nur die Hälfte des Dorfers. Denn in einiger Entfernung von uns hing es westwärts zusammen mit eben solchen Häusern und Gärten, die sich eben so weit gegen Norden hin zogen, ebenfalls parallel dem Seeufer, das gleichfalls von eben solchen Baumpflanzungen von ihnen getrennt war. Unendliche Wiesen und Felder, von Heerstraßen, Baumreihen, Bächen und Flüssen durchschnitten, erstreckten sich nach Westen weit über den Gesichtskreis hinaus.

Nach Osten aber breitete der Spiegel des Sees sich Meilen weit aus. Hinter demselben, vielleicht eben so weit, eine dämmernde Ebene, bis an den Fuß des großartigen und riesenhaften Cantal-Gebirges, über welchem, in diesem Augenblick, die Sonnen strahlend in den Purpur des Himmels trat, den Spiegel des Sees verklärte, die Nebelhüllen in leichte Streifen zusammenzog und die reizende, weite Ebene jenseits, die reichste und anziehendste Ferne in mannichfaltig unterbrochenem Lichte zeigte. Endlich, zu unserer Rechten, legte sich um das südliche Ufer des Sees, mit ihren leuchtenden Kuppeln und Minarets, ihren hohen Thoren, weißen Häusern, Palästen und Gärten, die fern glänzende Sirinagur.

„Ein schöner See! nicht wahr, meine Herren?“ hörten wir eine Stimme hinter uns in gebrochenem schlechten Englisch sagen. Es war eine lange, sehr schlanke Gestalt, im geschmackvollen bucharischen Anzuge, knapp anliegend, mit weiten Beinkleidern, seinem kaffebraunen Zeug, einer vielfach umwickelten, breiten, gelb und feuerfarb glänzend seidenen Schärpe, auf dem geschornen Haupte eine kleine rothe Kalosche mit schwarzem Zipfelchen. Das wenig tatarische, wohlgebildete und ausdrucksvolle Gesicht belebte ein keines, sehr lebhaftes Augenpaar, und zu der etwas gelblichen Farbe stand ein glänzend schwarzer, langer Knebelbart

und solcher kleiner Zwickelbart am Kinn vortrefflich. Die Gutmüthigkeit strahlte aus diesem asiatischen Gesicht; Feinheit und Anstand sprach aus dem ganzen Wesen des Bucharen.

Wir antworteten ihm in der Sprache der Hindu, die seinem Ohr wohlklingender zu seyn schien, als sein gebrochenes Englisch dem unsrigen. Müller bemerkte dabey, der schöne See möchte wohl nicht immer so ruhig glänzen. „Doch fast immer! versetzte Jener: Es giebt nur selten Stürme auf dem See, und auch dann sind sie nicht gefährlich. Ich habe noch nie von einem gescheiterten Fahrzeug gehört, und bin doch schon seit dreyßig Jahren hier.“

Wir halten Euch für einen Bucharen, und sind darum verwundert, Euch in dem fernen Lande so lange auf einem Fleck zu wissen, da sonst Eure Landsleute ein wandernd und handelnd Leben zu lieben pflegen.

„Ihr mögt nicht ganz unrecht haben. Mit mir hat es jedoch eine besondere Bewandtniß. Lernt übrigens dieß Land umher genauer kennen, und meinen Freund und Wohlthäter Mulhar, so werdet Ihr Euch verwundern, daß nicht alle Menschen hierher ziehen und hier bleiben.“

Er benachrichtigte uns hierauf, Mulhar habe in Geschäften schon früh das Haus verlassen, und ihm aufgetragen, uns zu Diensten zu seyn. Wäret Ihr Asiaten, sagte er, so würde man Euch mit Dienern ohne Zahl umgeben, jeden Eurer Wünsche zu erspähen suchen und ihm zuvorkommen; Europäer glaubt man nicht besser ehren zu können, als ihnen alle Freyheit zu lassen, sie nicht zu belästigen und ihre Befehle zu erwarten. Euch selbst meynt Mulhar genugsam zu kennen, um zu wissen, daß Ihr Euch die Einsamkeit zu benutzen wißt; daß er, um Euch zufrieden zu stellen in seinem Hause, seine Geschäfte und gewohnte Lebensweise fortsetzen, und nach wohlbenutztem Tage die Abendstunde mit Euch zubringen müsse, wenn Euch seine Gegenwart angenehm ist.“

„Fürchtet auch von mir nicht, daß ich Euch mit meiner Gegenwart belästigen werde. Ihr habt aber vermuthlich Nachrichten einzuziehen über den Ort, an dem Ihr Euch befindet, die Menschen und Gegenden, die Euch umgeben; Ihr wünscht vielleicht näher mit dem allen bekannt zu werden, oder Ihr braucht einen Führer. Dazu stehe ich Euch mit Freuden zu Diensten. Damit ich Euch aber in folgenden Tagen nicht ungelegen komme, so werde ich abwarten, daß Ihr mich rufen laßt. Ihr wißt, daß mehrere Diener zu jeder Stunde für jeden Eurer Winke bereit sind.“

Wir dankten ihm mit Wärme für so außerordentlich zarte Gastfreundschaft, und bemerkten, daß seine Anerbietungen durch die Feinheit und den Anstand seiner Persönlichkeit noch mehr Verbindliches erhielten. Habt Ihr aber selbst keine Geschäfte, fragte Müller, daß Ihr uns Eure Zeit so gütig aufopfern wollt?

Wie! entgegnete der Buchar: Mulhar's Nähe und ein Müßiggänger, das wäre wie Sonnengluth und kalte Dämmerung. Ich habe die Leitung der Fabriken und Manufakturen in diesen Gegenden. Allein, setzte er hinzu, ich bin so gut unterstützt durch zuverlässige Aufseher, daß ich, ohne den geringsten Nachtheil des Geschäfts, Wochen lang abwesend seyn kann, nur daß in meiner Abwesenheit Mulhar vermehrte Geschäfte hat, wie ich sie in der seinigen habe.

Fabriken und Manufakturen! rief Müller freudig aus. Doch vor allem! Wie ist es mit der täglichen Ordnung der Stunden und der Lebensweise im Hause?

Nach dem leichten Frühstück geht Jeder an die Arbeit, die Kinder und jungen Leute in die Schule, die Frauen und Jungfrauen an ihre häuslichen Geschäfte und weiblichen Arbeiten. So unter mannichfaltiger Abwechselung bis gegen vier Uhr, wo die Männer sich zur Mahlzeit versammeln. Um diese Zeit halten die ihrigen auch die Frauen und Kinder, die sich nachher erst zu den Männern gesellen. Hier ist nun Mulhar meistens aller Geschäfte des Tages enthoben, führt lehrreiche Gespräche mit den Seinigen, überhört die Einen in dem Gelernten, prüft die Arbeiten der Andern, bespricht das Hauswesen mit der Gattin, und trifft die erforderlichen Anordnungen.

Woher aber, fragte Müller, die sonderbare Mischung asiatischer und europäischer Sitten?

Ich bin so gewöhnt daran, erhielt er zur Antwort, daß ich kaum zu sagen weiß, was an unserer Lebensweise das eine oder andere ist. Mulhar, aus der Bayanen-Kaste der Hindu, wie Ihr wißt, liebt und ehrt die Sitten seiner Väter; doch hat er in Europa sich an Manches gewöhnt, das ihm jetzt vernünftig und zweckmäßig scheint.

Wie? Er war in Europa?

Allerdings! habt Ihr ihm das noch nicht abgemerkt?

O! laßt uns von diesem merkwürdigen Manne alles vernehmen, was Ihr von ihm wißt!

Das wird zu viel! rief der Buchar lachend aus. Von meinen Knabenjahren an weiß ich alles, was er sagt und thut.

So sagt uns, was wir vorzüglich zu wissen wünschen: Wo er sein Leben zubrachte, und was er that, um der Mann zu werden, der er jetzt ist.

Was er dazu that? Wer wollte das erforschen!

Er schwieg eine Weile, wie in Gedanken vertieft. Die Stille umher ward Theils vom Gesange der Vögel abwechselnd unterbrochen, Theils vernahm das Ohr das fortgesetzte Rauschen vier großer, von dem silberschimmernden Laube hoher Tinkbäume beschatteten Springbrunnen, die nach den vier Seiten des Hauses eben so viel reizende Gruppen und kühle Schatten auf der Anhöhe bildeten. Wir saßen, mit der Aussicht auf den See und die jenseitigen Berge, im Schatten eines hohen, die köstlichsten Gerüche verbreitenden, Paedanstrauches.

„Mulhar war der letzte Sprosse eines angesehenen Stammes in Dekan. Von zarter Jugend an, dem Handel bestimmt, war in den Geschäften desselben geübt worden. Doch schon in seinen Jünglingsjahren entschied sich seine überwiegende Neigung für ernste Betrachtungen und tiefsinnige Forschungen. Sein Vater liebte ihn aufs Zärtlichste, und gestattete ihm gern, seinen Neigungen zu folgen. Der Unterricht der gelehrtesten Braminen genügte nicht. er ging nach Samarkand, und forschte dort dem Laufe der Gestirne, den heilsamen Kräften der Pflanzen und der geheimen Natur der Steine und Metalle, unter der Leitung weiser Männer, mit unermüdlichem Eifer, mehrere Jahre lang nach. In dem langen schönen Thale von Samarkand, das der Koluk durchströmt, und auf den Bergen, die es umgeben, giebt es keine Pflanze, die er nicht auf's Genaueste kennt, keinen Fleck, dem er nicht Belehrung verdankt, wie er sagt.“

„So traf sich's einst, daß er auf seinen einsamen Wanderungen die Trümmer der alten Stadt Schiras betrat, und sie genauer als zuvor betrachten suchte, als er plötzlich mehrere menschliche Leichname gewahrte, die bereits von einer Menge Jakals überfallen waren. Durch das Geschrey der Thiere drang auch ein menschlicher Angstschrei zu seinem Ohr; er arbeitete sich durch, und fand eine Frau, bedeckt mit Wunden und dem Tode nahe. Er neigte sein Ohr zu ihrem Munde, und vernahm die leisen Worte: Wir sind arme Leute aus der Gegend von Bochara, unsere Caravane ist von bösen, habsüchtigen Menschen überfallen worden, sie haben meinen Mann getödtet, und auch mich mit allen Leichen an diesen Ort geschleppt. O nehmt Euch des verwaiseten Knaben an, und lehrt ihm das Gesetz der Propheten! Die Frau starb. Der Knabe schrie laut auf, denn die Jakals bissen ihn an. Der edle Hindu machte sich Platz unter ihnen mit seinem Dolche, hob den blutenden Knaben auf seinen Arm, spähetete noch umher nach menschlichem Leben, und da sich keins mehr regte, eilte er von hinnen, verschaffte in einem fernen Dorfe dem Knaben eine weiche Ruhestätte, angemessene Nahrung, verband seine Wunden mit Sorgfalt, und eilte sodann, mit gedungenen Leuten und Cameelen, dem Schreckensorte wieder zu. Hier sammelte er die mißhandelten Gebeine der Unglücklichen, und ließ sie begraben. Einen früher von ihm schwer verwundeten Jakal verband er eben so sorgfältig, und nahm in zu sich. Das Thier genas, ward zahm, und blieb bis an den Alterstod unser freywilliger Gefährte. Der gerettete Knabe war ich.“

Hier schwieg der gefühlvolle Buchar bewegt, sammelte sich jedoch nach kurzer Frist, und fuhr fort:

„Es kann dem Herrn der himmlischen Heerschaaren kein Anblick so wohlgefällig seyn, als die Sorge einer Mutter um das leibliche Wohl ihres Kindes, und eines Vaters um die Sorge seiner unsterblichen Seele, daß sie sich erhebe, würdig zu werden des Schutzes des Allmächtigen. Es giebt viele gute Mütter, aber nur wenig gute Väter. Wenige wollen, noch Wenigere wissen, die Allerwenigsten können. Mulhar wollte, wußte, konnte, und war mir der beste Vater und die beste Mutter zugleich. Was er mir war, war ihm sein Vater. Er verlor ihn, und fühlte den Verlust, wie ich den seinigen gefühlt hätte. Ich ermaß seinen Kummer an meiner Liebe zu ihm. Aber es blieb ihm ein großer Trost: der Vater aller Menschen. An ihm und zu ihm erhob er sich, und nach und nach auch mich.“ -

„Die Geschichte meiner Nation lehrte er mich auf's Genaueste kennen, und dann ließ er mich in der Religion der suunitischen Mahomedaner unterrichten und aufnehmen, und war dazu wieder in meine Heimath gezogen, wo wir abwechselnd in Samarkand und Bochara lebten. Du gehörst Deinem Stamme an, sprach er, und muß mit Deinen Vätern dulden, glauben und hoffen. Auch hielt er mich an, die Tracht meines Landes bezubehalten. Als er mich mir selbst überlassen zu dürfen

glaubte, wollte er mir eine Niederlassung in der Heimath ankaufen und mir zum Geschäft die Einrichtung machen. ich bat ihn aber, mich nicht aus seinem Angesicht zu verstoßen; ich hätte die Entfernung von ihm nie ertragen.“

„Das südliche Asien hatte er bereits ganz durchwandert. Er kannte es auf's Genaueste. Der Durst des Wissens, des Schauens und Forschens trieb ihn weiter; zuerst nach Europa. Das Handelshaus seines Vaters vertraute er erfahren und geprüften Dienern an. In England hatte ich's in Erlernung der Sprache eben so weit gebracht, um mich verständlich zu machen, als er, meine Vorliebe für technische Wissenschaften benutzend, mich dort zurück ließ, um Fabriken und Manufakturen genau kennen zu lernen, um mir selbst Fertigkeiten zu erwerben, worin ich denn auch mit Lust Fortschritte machte.“

„Er verweilte etwa drey Jahre in andern Ländern Europens, das er durchstreifte, und besonders die Lehren der Weisesten und die Religionen kennen zu lernen suchte. Nach England zurückgekehrt, knüpfte er dort wichtige Handelsverbindungen an, und holte mich ab, zur Rückkehr in die Heimath, denn, sagte er, es ist Zeit zu wirksamer Arbeit und thätigem Eingreifen in das gemeinsame Getriebe der Menschn auf Erden, das der Allmächtige nach seiner Weisheit leitet und in dem er uns zum Ziele führt.“

„Seitdem sind wir nun hier, und haben manches ansehnliche Stück Arbeit zu Stande gebracht. Unermeßliche Schätze haben wir gesammelt; aber ihr Besitz ist uns gleichgültig, wenn nicht ein vernünftiger und guter Zweck damit zu erreichen ist. Mulhar besitzt den größten Theil von Cashmire, und hat große Handelshäuser in allen Städten des indischen Continents.“

So anziehend uns auch diese Erzählung war, so hatten wir doch für Müllers Unruhe schon zu lange still gesessen; er bat den Buchar, uns mit der nächsten Umgebung des Hauses bekannt zu machen. Indem wir die Treppe hinabsteigen wollten, fiel uns ein kleines Gebäude, eine Art Gartenhauses, in diesem Garten auf dem Dache auf, das über die höchsten Gesträuche empor ragte. Wir erfuhren, es sey eine Sternwarte.

Im Hause und von dem Hügel, bey einem der dunkel beschatteten Springbrunnen vorbey, waren wir ostwärts abgestiegen, als wir unter den Palmen am See, in einer weiten Veräunung einige Pferde frey umher laufen sahen. Wir traten durch eine Pforte ein; auf den Ruf unsers Begleiters kamen alle Pferde in muntern Sprüngen herbey; Sättel und Zäume hingen an den Bäumen; Jeder sattelte und zäumte sich eins nach Gefallen, und so schlugen wir einen schattigen weg ein, der uns zuerst nach Westen führte. -

Hier fielen uns vor Allem, in einiger Entfernung von einander, zwey Prachtgebäude auf. Eine vielfach ummauerte, mit Wasserbecken und mancherley Vorhallen umgebene, ihre Gipfel den Wolken nahe bringende Pagode, und eine, mit goldstrahlenden Kuppeln und schlanken Minarets verzierte und mit einigen hohen Palmen umgebene Moschee. Nicht fern davon lag auf einem Hügel ein kleineres Gebäude, eine Synagoge, wie wir erfuhren; und in der Ebene, in der Mitte ihres, von Mimosen beschatteten Kirchhofes, eine christliche Kirche. - Müller blickte freudig hin, bemerkte aber wie unwillkührlich: Ich habe noch keine Europäer hier gesehen.

Es giebt auch keine unter uns, erhielt er zur Antwort.

Wie ist das möglich? fragte ich verwundert.

„Europäer kommen nach Ostindien nicht, um zu arbeiten und sich's mit Genügsamkeit bey uns wohl seyn zu lassen, das haben sie in der Heimath eben so gut. Sie kommen nur her, um durch einen Handel, in dem sie sich ausschließende Vortheile zu verschaffen wissen, in kurzer Zeit sehr reich zu werden, und die gewonnenen Schätze bald in ihre Heimath zu führen. Mulhar will aber, so weit seine Wirksamkeit reicht, die Menschen, die sich zu ihm gesellen, so viel als möglich, durch Arbeit und Ruhe, Genuß und Mäßigkeit, Unterricht und Familienleben, so zufrieden und glücklich zu machen, als es eben gehen will. Das ist seht schwer. Ist es aber einem Menschen gegeben, seine Mitbrüder zu beglücken, so ist gewiß vor Allen Mulhar dazu von der Allmacht hoch begabt. Die Menschen reich zu machen, wäre ihm ein Leichtes bey seinen unaufhörlich wachsenden Reichthümern. Er glaubt aber, daß Reichthum Keinen beglückt, und daß nur der Weise ihn zu gebrauchen weiß, ohne unglücklich durch ihn zu werden, wenn er ihn zum Wohl der Menschen mit sorgfältiger Sparsamkeit anwendet.“

Welch ein Mann! rief Müller begeistert aus.

„Glaubt es, Freunde! Mulhar weiß die Europäer in Europa zu schätzen und hoch zu achten. Er hat weise und edle Männer dort gekannt, und bey ihnen reiche Quellen des Lichts und des Wissens gefunden, aus denen er noch immer schöpft, wie er sagt. Ein Mann wie er kann nicht undankbar seyn gegen so Unschätzbare, da er in den unbedeutendsten Fällen die Dankbarkeit zu übertreiben pflegt. In Ansehung der Europäer in Ostindien aber hat er die traurigsten Erfahrungen gemacht, die nur zu sehr von der ganzen Geschichte ihrer kriegesischen und Handels-Niederlassungen, und bis auf den heutigen Tag von den Ausschweifungen ihres Golddurstes und ihrer Eroberungssucht bestätigt werden.“

Leider! leider! sprach Müller wehmüthig und leise. Diese unwillkührliche Bestätigung jener Anklage machte einen, bis auf diesen Augenblick, unauslöschlich tiefen Eindruck auf mich.

„Ihr mußt es natürlich finden, fuhr unser Begleiter fort, daß Mulhar Euch kennen mußte, ehe er Euch mit der Offenheit und dem Vertrauen aufnahm, die ihm natürlich sind. Versucht es aber jetzt, bleibt bey uns, und bald wird, wenn ihr dessen bedürft, ein besonderer christlicher Tempel für Euch Europäer da stehen. Doch wird sich nicht leicht eine größere Gemeinde finden, als Ihr Beyden; denn Ihr seyd die ersten Europäer in Ostindien, denen wir's ansehen, daß sie gern Menschen, und nichts als reine, gute Menschen seyn mögen.“

Wir ritten an einem breiten Canale hin; über denselben hinaus sahen wir auf blumigem Rasen, im Schatten vieler schöner Bäume, die herrlichsten Kühe mit ihren Kälbern weiden. „Diese Bäume haben wir gepflanzt, Mulhar und ich. Die weite Ebene vor uns, mehrere Meilen lang und breit, war baumlos, als wir uns hier niederließen. Sie ist seitdem, durch Canäle wie dieser, in große Vierecke getrennt, die zum Theil Felder aller Art, zum Theil Weiden für mancherley Thiere sind. Ihr seht Pferde mit Wohlgefallen, wie ich bemerkt habe; laßt uns den Weg gegen Norden einschlagen! Ihr werdet die schönsten sehen, die Euch vielleicht vorkamen; wenigstens die reinste Race; denn es ist hier durch Trennung dafür gesorgt, daß sie sich nicht vermischen können.“

So fanden wir's denn auch wirklich. Nachdem wir, eine Viertelstunde etwa, scharf getrabt hatten, gelangten wir an eine Brücke und an ein hohes Stacket, dessen Thor sich für uns öffnen und schließen ließ. Die ganze Gegend umher war den arabischen Rossen vom edelsten Stamme eingegeben, die hier, Hengste, Stuten und Füllen, in einer Freyheit lebten, die durch nichts beschränkt war, als durch das weite Stacket. Eben so weiter die herrlichsten Turkomannen, und noch weiter die berühmten bucharischen Schecken, die fast nur hier noch in reiner Race zu finden sind. -

„Weiter westlich, sagte unser Führer, sollt Ihr künftig einen eigenen vortrefflichen Schlag großer, starker Pferde kennen lernen, und höher im Gebirge einen kleinen, von außerordentlicher Stärke, Ausdauer, Gewandtheit und Muth. Am Fuße der Gebirge, auf den ersten Hügeln, große Schafheerden verschiedener Racen; im hohen Gebirge die edle Art der Ziege, aus Tibet, in großer Menge; rechts am Abhange und in die Ebene ablaufend; Heerden von Camelen und Dromedaren, abgesondert; in dem großen Walde, nördlich vom See, Elephanten in großer Anzahl, die nie unaufgefordert ihren Wald verlassen und die zu ihrem Unterhalt eigends bebauten Reiß- und Getreide-Felder.

Wir ritten nun durch ein eben solches Dorf, wie gestern nach Norden, da wir den See zur Rechten hatten, jetzt umgekehrt nach Süden, den See zur Linken. Auf Müllers Verlangen verweilten wir in mehrern großen Gebäuden, Fabriken und Manufakturen aller Art, bey denen meines Freundes Erstaunen nicht gering war, die besten europäischen Einrichtungen mit den sonst ungeschickt scheinenden indischen Handgriffen und Gewohnheiten sehr sinnreich und zweckmäßig verbunden zu sehen. Wir erfuhren, daß eine Menge Arbeiter einzeln zerstreut wohnten, und wir auch an großen Fabrikgebäuden nur den kleinsten Theil übersähen. Die lange Reihe der Waarenmagazine, in einiger Entfernung, schien kein Ende nehmen zu wollen. Endlich, ehe wir wieder zu Hause eintrafen, bey einem heitern Hause und reizenden Garten, lud unser Begleiter uns ein, seine Wohnung kennen zu lernen. Eine Menge kleiner Kinder jauchzte ihm im Garten entgegen; in der Halle waren mit häuslichen Arbeiten seine vier Frauen beschäftigt. Alle waren schön, in bucharischer Tracht; die älteste von ihnen schien er mit besonderer Achtung zu behandeln.

Bey dem mäßigen, aber vortrefflichen Mittagsmahle waren mehrere Hausgenossen gegenwärtig, Hindus von verschiedenem Alter, Parsen, Armenier, Cochinchinesen, Cingalesen und andere

Asiaten in ihren Landestrachten. Ich bemerkte bald, daß Jeder mehr oder weniger mit der englischen Sprache bekannt war, und erfuhr später, im Umgange mit ihnen, daß Jeder das Studium einer besondern Wissenschaft, meistens aber einer Naturwissenschaft, zu seinem Lebensgeschäfte machte, ohne in den meisten andern unbewandert zu seyn. Es gab hier Chemiker und Physiker, Anatomen, Botaniker, Mineralogen und Bergwerks-Kundige, aber auch Mathematiker und Technologen. Ein Greis im Silberhaar war ein Sternkundiger, und ein schöner Jüngling schien sein Schüler zu seyn.

Mulhar sprach von unserer zurückgelegten Reise, verweilte bey einzelnen Gegenständen, die unsere Aufmerksamkeit erregt hatten, machte uns aber jetzt erst so vielseitig mit denselben, mit ihren Eigenthümlichkeiten und Nebenumständen, so anziehend und belehrend bekannt, daß Müller nicht umhin konnte, mir seine Bewunderung zu erkennen zu geben. Zugleich kamen aber auch die übrigen Tischgenossen mit ins Gespräch; die Unterhaltung belebte sich immer mehr; jedes Wort verdiente Aufmerksamkeit und ward mit allgemeiner Theilnahme aufgenommen. Auch hier gab es über die meisten Dinge eine große Verschiedenheit der Meynungen, aber nie einen Streit. Jeder entwickelte seine Ansicht mit großem Scharfsinn und eben so großer Bescheidenheit, und immer fand sich eine unter denselben, die von Allen für die weiseste und bis auf weitere für die richtige anerkannt wurde. Ein Geist des Wohlwollend, heiterer Ruhe und warmen Interesse's verbreitete eine Art anziehenden Zaubers über die Unterhaltung, und mein Freund bemerkte mir: es möchte wohl schwer seyn, auszumitteln, ob diese Gesellschaft mehr Freude und Heiterkeit, oder mehr Belehrung und Dankbarkeit gebe.

Wir begaben uns alle, bis auf den Greis und ein Paar andere Tischgenossen, in die Hallen und anstoßenden Gemächer des untern Stockwerks, wo wir die Frauen und Kinder bereits versammelt, die erstern mit Handarbeiten, die letztern mit muntern Spielen, beschäftigt fanden. Hier ging mir eine ganz neue Welt auf. Seit den ältesten Zeiten sind die Frauen und Mädchen von Cashmire in ganz Asien berühmt, einmal ihrer Schönheit, und dann ihres Verstandes und ihrer geistreichen Liebens-würdigkeit wegen. In Mulhars Hause mußten sie die letztern mindestens, wie sich leicht denken läßt, vorzugsweise besitzen. An Schönheit aber habe ich ihres Gleichen nie gesehen. Meine Überraschung war um so größer, da sie die ersten liebenswürdigen weiblichen Wesen waren, denen ich nahe kam, deren Umgang ich genoß.

Beema, Mulhar's Gattin, war nicht mehr jung, aber sie war noch sehr schön. Sie hatte sich mit der Leiche ihres ersten Gatten, eines Braminen, verbrennen wollen. Mit vieler Mühe hatte Mulhar sie bewogen, von diesem Vorhaben abzustehen, und reinere Religionsbegriffe anzunehmen. Sie zog an diesen schönen See, und heurathete ihn später. Sie ist weit umher bekannt als ein Muster von Tugend und schöner Häuslichkeit. Sie hatte mehrere Kinder aus beyden Ehen, und Mulhar hatte noch eine große Anzahl elternloser Kinder zu sich genommen, verlangte aber, daß jeder Unterschied der Herkunft aller dieser Kinder vergessen werden solle. Alle waren seine Kinder, und er selbst hätte, wenn er's gewollt hätte, die selbsterzeugten nicht von den andern unterscheiden können. Es war die zahlreichste Familie, die je gesehen worden ist, von Knaben, Jünglingen, Jungfrauen und Kindern jedes Alters.

Unsere gelehrten Tischgenossen hatten sich bald unter sich und mit andern gruppirt, und spielten Schach, oder Tschaturaji, das Spiel der vier Könige, mit dem gewöhnlichen Schachbrett, andern Figuren und Würfeln, und andere Spiele. Die Knaben und kleinern Mädchen waren größten Theils außer dem Hause, wo der Platz später rings umher hell erleuchtet war, mit Reifen, Kegeln und allerley Kinderspielen beschäftigt; die Jungfrauen und Jünglinge sammelten sich um uns, und betrachteten uns neugierig. Beema sagte uns, sie habe noch nie Europäer so nahe gesehen, nie sprechen gehört, und in das Haus sey noch nie einer eingetreten. - Ich redete die jungen Leute an, fragte nach ihren Namen, nach ihren Beschäftigungen, und bald waren wir bekannt und vertraut mit einander. Ich ging mit ihnen, während Müller sich mit Beema oder Mulhar unterhielt, ins Freye, wo allerley Spiele gespielt wurden, und wir Gelegenheit fanden, uns gegenseitig zu bewundern, sowohl wegen der Heiterkeit, Unschuld und ungezwungenen Anstandes, den ich überall wahrnahm, als wegen der körperlichen Gewandtheit und Schnelligkeit, in denen ich's ihnen zuvorthat. Auch Beema trat zu uns heraus, und hatte ihre Freude an dem jungen Europäer, der sich sogleich zu Hause fand.

Bald aber bemerkte ich, daß die Gesellschaft um mich geringer ward. Ich trat ins Haus, und fand Müller an einem Schreibtische, Mulhar aber von dem größten Theil seiner Kinder umgeben, die er, mit dem Ausdruck der zartesten Liebe und heitern Ernstes, um das heute Erlernte befragte. Ich setzte mich zu ihm, und erstaunte nicht wenig über die Wichtigkeit der Gegenstände, um die es sich handelte, und über den klaren Verstand und die Bestimmtheit in der Sprache, womit sich die jungen Leute äußerten. Vieles davon war mir völlig unbekannt, Vieles lernte und bewunderte ich, das mir erst hier wichtig erschien, und ich bisher wenig beachtet hatte. Am auffallendsten war mir, was ich von der Schule hörte. Ich hatte nie eine Schule gesehen, nie davon gehört. Mulhar trug einem der ältern Jünglinge auf, mich morgen mit in die Schule zu nehmen, und setzte hinzu: am Abende werde ich Euch beyde fragen.

Müller trat zu uns, Eifer und Verwunderung im ausdrücke seines ganzen Wesens; Ich habe mich für einen guten Schachspieler gehalten, denn ich Bombay kenne ich keinen bessern, rief er aus; aber hier verliere ich jede Partie nach wenig Zügen gegen Jeden, der sich mir gegenüber setzt.

Das ist billig, versetzte Mulhar lächelnd, denn es ist ein ganz indisches Spiel, hier zu Hause, und den Hindu's günstig.

Weißt Du nicht, fragte mich ein Knabe von zwölf Jahren, wer das schöne Spiel erdacht hat? Und auf meine verneinende Antwort erzählte er mir: Der Bramine Naßir hat es vor vielen Hundert Jahren erfunden, hat aber eine ganz besondere Absicht dabey gehabt. Es war zur Zeit des grausamen Beherrschers von ganz Indien, Behub. Dieser glaubte, die Welt sey nur für ihn geschaffen, alle Menschen aber seine natürlichen Slaven, die nur da seyen, von ihm gequält und tyrannisirt zu werden. Er schonte keine Kaste, hörte keine Warnung, und beleidigte Jeden, der ihm bessere Gesinnung beyzubringen suchte. Daher flohen ihn die Menschen, und er hatte oft, auf seinem goldenen Throne, die ärgste Langeweile; denn auch seine gewohnten Grausamkeiten machten ihm immer weniger Vergnügen. Da erfand der weise Naßir ein Spiel für ihn, zu seiner Unterhaltung, worin ein König und viele Unterthanen verschiedener Kasten vorkommen, die alle nach eigenen, wohlgeordneten Gesetzen sich bewegen. In diesem Spiele zeigte er dem Könige, wie wichtig jeder seiner Unterthanen, auch aus der niedrigsten Kaste, zu seiner Erhaltung sey, was der König ohne die Beweise, die dieses klug ersonnene Spiel recht in die Augen fallend macht, gewiß nie geglaubt haben würde. Der König bekam daher Achtung, und auch vielleicht einige Furcht vor seinen Unterthanen. Den weisen Braminen aber wollte er auf's reichste belohnen, und versprach ihm zu geben, was er verlangte.

Naßir verlangte nichts, als ein Weizenkorn für das erste Feld des Schachbretts, zwey für's zweyte, vier für's dritte, acht für's vierte, und so fort, immer das Doppelte für jedes Feld, bis zum vier und sechzigsten. Der König lachte über die Unbedeutenheit der Forderung einer Menge Weizenkörner, die ihm sehr gering schien. Als sein Schatzmeister aber die Anzahl der Weizenkörner berechnet hatte, ergab sich die Menge derselben so ungeheuer groß, daß ganz Hindostan sie nicht zusammen zu bringen vermochte. Der König bewunderte jetzt den Braminen noch mehr, behielt ihn bey sich, und übertrug ihm die Verwaltung des ganzen Reiches. Naßir lebte und regierte noch viele Jahre, und dieß waren die glücklichsten Jahre Hindostans. Seitdem spielt jeder Hindu das königliche Spiel mit Gedanken, die wie ein Dankopfer sind. - Mulhar küßte den Knaben auf die Stirn. Wir begaben uns zur Ruhe.

Mit Tages Anbruch holte mich mein junger Führer nach der Schule ab, und Müller begleitete uns. - Unter den Palmen am See fanden wir ein sehr großes Haus, dessen Erdgeschoß eine Menge großer Hörsäle enthielt. Das Stockwerk war den reichen Sammlungen von Naturalien bestimmt, einem physikalischen Cabinet, den Charten und Globen, den Modellen der Baukunst und Maschinen, einem anatomischen Cabinet und vielen englischen Büchern sowohl, als indischen Schriften der Olla's. Unter den Lehrern fanden wir auch unsere Tischgenossen. Die Zuhörer waren in vier Classen eingetheilt. Gelehrt wurde Lesen, Schreiben, Rechnen, Erd- und Völkerkunde, Himmelskunde, Naturkunde im weiten Umfange, reine und angewandte Mathematik, mehrere orientalische Sprachen, eine Art Denk- und Seelen-Lehre, Zeichnen- und Baukunst, Technologie und Gesang. Aber auch in mehrern Handwerken und Gewerben ward hier Unterricht gegeben, was oben, unter dem Sonnendache geschah. -

Es ist unbeschreiblich, wie klar und einfach, wie die Aufmerksamkeit fesselnd und anziehend hier der Unterricht in einem ganz eigenen, ernst-heitern Vortrage, wie frey und fröhlich die ganze

Stimmung der aufgeweckten, sanften Knaben und Jünglinge war. Man durfte nur eintreten in diese geweihten Hallen, um von diesem beseligenden Geiste mit ergriffen zu werden.

Müller konnte seine Verwunderung nicht bergen über die auffallende Mischung des Europäischen und Orientalischen, die hier sich in Allem zeigte. Besonders bewunderte er die geistreiche Anordnung, in der es geschah, und die zu den glänzendsten Erfolgen führen mußte. Er war sogar geneigt zu glauben, daß europäische Cultur, in diesem ernstesten und hohen orientalischen Sinne aufgefaßt, der sicherste Weg zur edelsten Geistes- und Culturs sey, und theilte sich darüber einem Lehrer mit, der sich ihm freundlich genähert hatte. Der Parse lächelte und meinte: er habe keine Vergleichungspunkte, um darüber urtheilen zu können, doch halte er dafür, daß es eben dem Menschen nicht gegeben sey, zu berechnen, wie hoch sich der Menscheng Geist erheben könne.

Müller bemerkte auch in der Folge des Gespräches, er habe hier unter den Unterrichts-Gegenständen die Geschichte und den Religions-Unterricht vermißt.

Den letztern, erwiderte der Parse, hat sich Mulhar selbst vorbehalten. Er giebt ihn nur auf Spaziergängen, in ungezwungener Gesprächsform, und sendet, nach dieser Einleitung, Jeden zu einem Religionslehrer seiner positiven Religion oder Sekte, was aber nur ein von ihm genau geprüfter, freysinniger Mann ist.

Über Geschichte hat Mulhar eine Ansicht, die ihm eigen ist, und sich unter den Umständen gewiß rechtfertigen läßt. Die neueste Geschichte ist Keinem ganz fremd, der in der Erd- und Völkerkunde unterrichtet worden ist. Die älteste Geschichte jeder Nation hängt zu sehr mit ihrem Religionsglauben zusammen, als daß sich für unsere Schüler, in denen dieser geschont werden soll, eine Menschengeschichte denken ließe. Die Geschichte Hindostans ist ein Labyrinth scheußlicher Gräueltaten, mit denen keine unentweihete Phantasie, kein reines Gemüth entheiligt werden sollte. Was wäre aber, ohne diese, jede andere Geschichte? Was überhaupt die Geschichte der Völker, wenn sie nicht die der Menschheit seyn kann? - Mulhar hat daher die Werke der alten Römer und Griechen, die der englischen Geschichtsschreiber und einiger andern Europäer in der Hindusprache abfassen lassen, und gestattet den Gebrauch derselben und seines ganzen Schriftenschatzes Jedem, der unsere Schule zu besuchen aufgehört hat, und nun mit männlichem Geiste sich zur Geschichte wenden mag. Nur alsdann kann diese Kunde diejenigen Vortheile gewähren, die man sich von ihr verspricht.

Den Kopf voll von Allem, was ich gesehen und gehört hatte, die Seele erhoben zu dem Vater der Menschen, der sie so gütig leitet; das Herz voll Sehnsucht recht gut und vollkommen zu werden, so hoch klopfenden Herzens lag ich auf dem Rasen, im Schatten der Palmen, vor mir der blaue Spiegel des Sees und ferne Berge; über mir das tiefe Blau des Himmels, warme Lüfte mich umwehend, tiefe Stille um mich her verbreitet - unwillkürlich drang mir mein altes Lied aus der Kehle, und an der Bewegung meiner Seele fühlte ich, wie gut ich es jetzt verstand.

Goolchund, der schöne Jüngling der mich heute abgeholt hatte, war zu mir gekommen, und hatte sich neben mir auf den Rasen gesetzt, ohne daß ich's bemerkte. Als ich wieder schwieg, fragte er mich: Was hast Du da gesungen? Das ist nicht so leicht gesagt, erwiderte ich. Indessen versuchte ich, indische Worte aufzuschreiben, die den Sinn der deutschen ausdrücken und zugleich in die Melodie passen sollten. Lange wollte mir's nicht gelingen; endlich ging es denn doch leidlich; nur war das Lied noch zwey Mal länger geworden. Ich sang es ihm vor; es freute ihn; wir sangen es mit einander; dann wollte er's allein singen, und ich sollte ihm einhelfen; dann sang er's ohne Einhülfe allein, und ich mußte das vortreffliche Gedächtniß nicht minder bewundern, als die schöne Stimme und das richtige Gefühl, mit dem er sang.

Als wir uns zur Mahlzeit versammelten, war Mulhar sichtlich wehmüthiger gestimmt, als gewöhnlich, was an jedem Gerichtstage, wie ich in der Folge erfuhr, mehr oder weniger der Fall war. Er war nämlich Shastree, und der Buchar Cazee (Hindu- und muhamedanischer Justiz-Beamte) für den größten Theil von Cashmire. Doch erheiterte er sich sogleich, als er erfuhr, daß wir die Schule kennen gelernt hatten, und bey den Gegenständen derselben blieb das Gespräch während der Mahlzeit.

Am Abende, als Goolchund gefragt wurde: Was hast Du heute gelernt? stimmte er, statt aller Antwort, das Lied an, und sang es aus voller Brust, ohne Anstoß, bis zu Ende. Liebreich wendete sich Mulhar zu mir, drückte mir die Hand, und sprach mit Innigkeit: Bleibe bey uns! Du sollst die Schule noch recht lieb gewinnen! die Vorsehung hat Dir ein schönes Herz gegeben und edle

Trieb! - Er schien gerade nicht eine Antwort zu erwarten, und so blieb ich sie ihm auch mit nieder-geschlagenen Augen schuldig. Doch fühlte ich schon viel Neigung, das Anerbieten anzunehmen. - Indessen hatte mich das Lied, in den fremden Worten und aus dem fremden Munde, wunderbar aufgeregt. Ich fühle eine ganz eigene räthselhafte Unruhe, bis ich allein war, und das deutsche Lied wieder, mit ihm und auch allein, auf alte Weise gesungen hatte, wo dann der alte heitere Friede wieder in meine Seele gekommen war.

Wir lebten schöne Tage in diesem Paradiese und unter den Menschen der Unschuld. Und als nun die Rosen erblüthen! Wie schön die Rosen von Cashmire sind, wie duftend, kann sich Niemand denken, der nicht das Glück gehabt hat, sie zu sehen, wenn gleich sich ihre außerordentliche Menge denken läßt, da man sich ganz Cashmire als einen überfüllten Rosengarten denken muß. Daher die ungeheure Menge köstlichen Rosenwassers, die hier verbraucht und verführt wird, und die verhältnißmäßig eben so große Menge des noch köstlichen Attars, Rosenöls. Wer erinnert sich nicht dabey der berühmten Gemahlin Kaiser Jehangir's, Nur-Mahl, die nicht bloß Bäder, sondern fahrbare Canäle mit Rosenwasser füllen ließ, das Rosenöl entdeckte, und die Gewinnung desselben zuerst betreiben ließ! Jetzt giebt es eigene Fabriken dazu, in denen 4366 Pfund Rosenblätter acht Unzen Attar geben. Eine schlechtere, minder kostbare Waare ist mit Santelholz versetzt,

Ich wäre vor Allem gern da geblieben, wo ich war, und besonders in der Schule. Doch ließ ich diesen Wunsch nicht laut werden, um meinen geliebten Freund Müller zu begleiten, der sich bald aufmachte, Sirinagur und andere Städte und das ganze große Thal kennen zu lernen. Alles was gut und schön und charakteristisch und nützlich war, zog ihn nicht minder an, als was sich auf Handelsgeschäfte bezog. Freylich aber war auch alles Versendbare ein Handelsartikel. -

Wir besuchten Bergwerke, die mir ein ganz neues Schauspiel waren, die aber Müller nicht so gut eingerichtet fand, als die europäischen. Um so mehr lobte er die Reichhaltigkeit des Kupfererzes, das vorzüglich geschmeidige Eisen und die Menge schöner bunter Edelsteine aller Art. -

Eine Gunst des Clima's, die er zu bewundern nicht aufhörte, ist der Reichthum der Feldfrüchte und der überhaupt dem Menschen nützlichen Vegetation. An allen dahin gehörigen Pflanzen fehlen keine der gemäßigten und heißen Himmelsstriche der alten Welt, als diejenigen, die zu ihrem Fortkommen des Meeres bedürfen. Jede Art europäischer Feldfrüchte wächst hier, bey mangelhafter Cultur, ungleich üppiger, und giebt eine bessere und größere Ernte. Vom Reiß giebt es sechs verschiedene Abarten, in der Frucht verschieden, von denen jede auf nassem Boden sowohl als auf trockenem gedeiht, und dessen Stroh ein sehr nahrhaftes Viehfutter und das vorzüglichste Brennmittel in den Schmieden ist. Der Reiß trägt hier in gewöhnlichen Jahren das sechzigste Korn. Noch nahrhafter, als Reiß, ist der viel gebaute Keverou. Die Gerstenfelder sind mit den schönsten Färbelsträuchen durch-pflanzt. Der Baumwolle giebt es sieben verschiedene Arten, die eben so verschieden gebraucht werden.

Von den verschiedenen Arten des Zuckerrohrs werden zwey auf trockenen Höhen und Berghängen gebauet. Im Schatten der Baumwollstauden oder der Mango's reift die reiche Ernte der Pfefferranke. Mit gleicher Sorgfalt, aber zu verschiedenem Gebrauch, wird die Indigostauden und der schöne, wie blühende, Baum-Indigo gebaut, so wie eine Menge anderer Färbepflanzen, mit denen die Zeuge so bewundernswürdig dauerhaft gefärbt werden. So auch der Safran, der Opium-Mohn, der unentbehrliche Betel-Pfeffer sammt der Areka-Palme, Äpfel, Orangen, Granatäpfel, Citronen, Limonen, Melonen, Feigen, Mandeln, Maulbeeren, Pompelnüsse, Mangustins, Nüsse, Flaschenbäume, Pisang, Brodfruchtbäume, Cardemom, Nelken, Zimmerlorbeer u.s.w. Große Felder des hier sehr wachsenden und mehrere Jahre dauernden Ricinus, aus dessen Samen das bekannte Öl gepreßt wird, das hier ein feines Brennöl ist. Die Flachsstauden wird hier mit vorzüglichem Erfolge gebaut, so auch die Tabackspflanze, deren Behandlung nur den Cashmirern zu mühselig ist.

Der landschaftliche Charakter wird, nächst den Bergen und Strömen, besonders durch die größern Baumarten bestimmt. Schon das Bambusrohr erreicht hier oft die Höhe der größten Bäume. Die verschiedenen, durch ihre Früchte wohlthätigen, Pisangs, Bananen, der dem Volke heilige Banianen-Baum, der herrliche Tiekbaum mit den eßbaren Blättern, vor allen die dankbar verehrte Cocospalme und mehrere andere Palmenarten, Acacien, Mimosen, Sycomoren, Tamarinden u.s.w. zeichnen die Landschaft als eine tropische. Den Bergen nahe findet man sich aber schon unter

Platanen, Santelbäumen, Lorbeern, Phulwarahbäumen, deren Nüsse viel fettes Öl geben; höher unter Nußbäumen, Eichen, Ahorn, Stechpalmen, Roßkastanien u.s.w., und noch höher in Tannen- und Fichtenwäldern, zwischen denen große Bergströme in hohen Fällen niederdonnern.

In allen diesen Wäldern findet man den köstlichsten Honig der Welt. Aber nichts vergleicht sich mit dem Blumenflor dieses Paradieses. Die herrlichen Nachtblumenbäume, der Sambac, die vielen Jasminarten, die zum Theil heilig verehrten Nymphäen, die Nagatali, Atimucta, Jxora, Tschambaga, der Pandanstrauch, die Baleriana, welche die berühmte Narde giebt, die vielerley Lilien und die Rosen in unzähligen Abarten, und tausend andere Blumen, die das Auge entzücken und die Lüfte mit balsamischen Düften bis in die Ferne erfüllen.

Der wild lebenden Säugethiere, der Amphibien und Insekten hat Cashmire weniger, als das übrige Hindostan, weil alle reißenden Thiere, alle schädlichen und giftigen Schlangen und Insekten darin fehlen. Um so reicher ist an den mannichfaltigen Arten der Hirsche, Antilopen, Gazellen, der Yak, büschelschwänzigen Kuh, der Moschusthiere, der Cashmirziegen und unschädlichen Affen, besonders aber der Vögel und Schmetterlinge, die mit den allerschönsten Farben die Lüfte, die Zweige und die Fluren zieren und auf's Anmuthigste beleben, so wie dieses ein unermeßlicher Reichthum der mannichfaltigsten Fische in den Gewässern thut.

Unter den Städten lernten wir auch das benachbarte Sirinagur an unserm See kennen. Diese Stadt machte keinen wohlthätigen Eindruck auf mich. Alles in ihr war nur, nichts ist, als das Grab und die Trümmer ehemaliger Herrlichkeit, und ein zahlreiches, armseliges Geschlecht, das düster auf die Vorzeit zurückblickt.

Um unsere Einbildungskraft einen andern Gegenstand zu geben, besuchten wir einige Shawl-Webestühle. Auch hier waren sie schon nach Mulhar's Angaben verbessert, doch noch lange nicht so gut, und die Arbeit bey Weitem nicht so vorzüglich, als bey unserm Gastfreunde. Dennoch legte man hier den schlechtern Shawl einen höhern Werth bey. Müller bemerkte das, und fragte nach der Ursache. Wir senden unsere Waare, hieß es, den europäischen Häusern in Indien, und da finden sich unter den Kennern auch immer Leute, die es nicht verstehen, die froh sind, daß wir von unsern Preisen etwas ablassen, und wenn sie recht gefeilscht haben, auch einen recht guten Kauf gemacht zu haben glauben. Dann aber verkaufen wir an Asiaten eine große Menge Shawls ohne Ränder, die zu Kleidungsstücken gebraucht werden, und ohne Vergleich wohlfeiler sind, da das künstliche Ansetzen der Ränder, mehr noch als das Weben derselben, eine mühsame und viel Zeit erfordernde, also sehr kostbare Arbeit.. Zudem sind diese Zeuge auch nicht gewöhnlich aus der feinen Wolle, dem Unterhaar, der thibetanischen Ziegen gewebt, sondern aus der einheimischen, ganz vorzüglich feinen, weichen und viel dauerhafteren Schafwolle, die viel stärker, somit auch viel nützlichere Gewebe liefert. Endlich müssen wir uns gefallen lassen, daß eine sehr große Menge englischer breiter Tücher in ganz Ostindien eingeführt und wohlfeil verkauft wird. -

So wenig sich aber europäische Gewebe aus Schafwolle an Weichheit und Dauerhaftigkeit den hiesigen vergleichen lassen, so wenig vergleichen sich wiederum diese den Shawls von dem feinen Unterhaar der thibetanischen Ziege, die zum Theil hier in großen Heerden im Gebirge gehalten wird und nicht ausartet; zum Theil aber wird auch diese Ziegenwolle zu verhältnißmäßig nicht unbeträchtlichem Preise aus Thibet eingeführt. -

Es gehört die Geduld eines Hindu zu diesen überaus mühsamen Geweben, zumal zu dem Anweben der Ränder, was auch oft die künstlichen Frauen in der Hand, mit der Nadel, thun. Es ist aber auch weniger die Güte des Materials, als eben die sorgfältigere und künstlichere Arbeit, die den großen Unterschied im Werthe macht. Auf einem Webstuhle, an dem gewöhnlich ein Werkmeister mit zwey Gehülfen arbeitet, wird ein Shawls oft in einem Monat fertig, wenn dagegen ein sehr schöner ein ganzes Jahr erfordert. Denn in einem Tage fördert die Länge des Gewebes an einem solchen Shawl kaum um das Maaß eines Viertel Zolls. Daher kostet denn auch ein gemeiner Shawl. Vom Stuhle weg, nur ein Pfund St., während ein sehr schöner am Stuhle nicht unter hundert Pfund zu haben ist. Die sechzehn Tausend Webstühle in Cashmire versorgen die ganze civilisirte Welt jährlich mit etwa 80000 Shawls. -

Die schönsten, die je gefertigt wurden, sah ich in Mulhar's Hause an den Frauen und Jungfrauen, wo sie wirklich ihre passendste Bestimmung finden; die Schönsten und Liebenswürdigen in die köstlichsten Gewebe gehüllt. Hier ist die Frau und Jungfrau eine Rose

von Cashmire, dem äußern Reize der Schönheit nach nicht minder, als der schönen und lieblichen Seele nach, die auch in dem Dufte der Rose zu leben scheint.

Müller hatte endlich, mit der ihm eigenen Umsicht, alle Verabredungen zu einer engen Handelsverbindung mit seinem Gastfreunde getroffen, und machte Anstalten zur Abreise. Es war verabredet worden, dem Wissensdurst meines Freundes zu gefallen, die Reise ganz zu Lande zu machen, mit einem ansehnlichen Umwege über Hurdwara, wo die große indische Messe begann, über Benares und durch Berar. Mulhar sorgte dabey für ein zahlreiches Gefolge und alle möglichen Anstalten zur Sicherheit und Bequemlichkeit.

Mir war bey diesen Anstalten überaus wehe um's Herz. Ich fühlte einen zerreißenden Schmerz bey dem Gedanken, Cashmire zu verlassen, und eben so war mir's, wenn ich meinen geliebten Freund hätte verlassen sollen. Ich ging niedergeschlagen und wie ein Träumender umher, konnte kein Auskunftsmittel ersinnen, verfiel immer tiefer in Gram und Herzleid, und quälte mich unter andern auch mit der Herzensangst, daß ich mein liebes Lied nicht singen konnte. Dem allen machte jedoch Müller, auf seine Weise, in der Kürze ein Ende.

Er trat eines Morgens zu mir, als ich tief bekümmert in den Purpurnhimmel sah, der den nahen Aufgang der Sonne verkündete, und redete mich sanft und liebevoll, aber mit seiner gewöhnlichen Hast und Schnelligkeit an: „Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, sich aus diesem Paradiese loszureißen! Und vollends Du, mein sanfter, lieber Junge! Mulhar ist der edelste Mensch, den ich kenne; ein Weiser, den man nie genug verehren kann. Er liebt Dich, wie der liebevollste Vater seinen Sohn. Die Menschen um ihn her, der Umgang, die Schule - Willst Du denn nicht hier bleiben?“ - Mein theurer, theurer, mein erster, einziger Freund, mein Lebensretter, mein Lehrer, mein Vater, rief ich aus, aber die Stimme versagte mir, und ich sank mit heißen Thränen an seine Brust.

„Ey was! Lumperey! das ist der Mensch zum Menschen! Aber Du und ich, das ist doch noch etwas Anderes; darum eben möchte ich's Dir leicht machen. Ich weiß, wie schmerzlich Dir's ist, mich zu verlassen - ist's mir denn anders mit Dir! Aber besser ist besser, und da muß man vernünftig seyn. Hier kannst Du werden, was Du auf keinem andern Fleck der Erde werden kannst. Hier hast Du gefunden, was kein Mensch sonst findet. Es wäre eine Sünde, dieser Fügung des Himmels widerstreben, Dir das höchste Gut rauben zu wollen, das dem Menschen auf Erden geboten wird, die herrlichste Bildungsstufe für den Himmel.“

Er sah mir, lebhaft gerührt, fragend ins Gesicht. Ich konnte ihm nichts antworten, und fragte nur: Bleibst Du denn auch hier? „Das geht nicht! das geht nicht!“ rief er hastig und bewegt; „ich hab's tausendfach überlegt.“ Dann machte er sich los von mir, ging lebhaft einige Schritte hin und her, blieb plötzlich stehen und rief aus: Da ist Mulhar! Komm, komm! Damit ergriff er meine Hand und zog mich sanft nach sich. Mulhar stand in seinem weißen Gewande unter den Palmen, blickte ernst über den See hinaus, und schien in Gedanken vertieft. Freundlich und mit erheitertem Ausdruck wendete er sich zu uns, und als mein Freund ihm gesagt hatte, wovon die Rede war, sprach er im Tone der liebevollsten Güte zu mir: „Das überrascht mich nicht. Ich habe die Erfüllung meines Wunsches seit mehreren Tagen schon im Ausdruck Deines ganzen Wesens gelesen. Aber warum weinst Du, mein Sohn? Dein Freund scheint mir doch nicht fähig, durch Überredung Dich zum Entschlusse gebracht zu haben.“ Ich konnte nicht antworten, aber tief bewegt umarmte ich meinen geliebten Müller. Mulhar verstand mich nur zu gut, und fragte nicht weiter. Er war aber im Begriff, einen Kranken jenseits des Sees, dessen Zustand ihn bekümmerte, zu besuchen, und schlug uns vor, ihn zu begleiten.

Als wir eingeschifft waren und ostwärts ruderten, unterbrach Müller zuerst das Schweigen, und bemerkte unserm Gastfreunde, daß über die Dauer meines Aufenthaltes bey ihm sich gar nichts vorher sehen lasse. Er werde mit angestrengter Sorgfalt fortfahren, nach meinem Herkommen und meinen Eltern in Europa forschen zu lassen, habe aber noch keine Aussicht eines günstigen Erfolges seines bisherigen Bemühungen. Daß ich in Deutschland geboren und deutsche Eltern habe, scheine ihm nicht zweifelhaft, und darum wahrscheinlich, daß ich von Christen stamme. Mulhar schloß mich liebevoll in seine Arme, und sagte mir: Der Vater aller Menschen liebt und behütet Dich, denn Du bist sein gutes frommes Kind. Dein irdischer Vater will ich seyn, bis Du Deinen ersten findest, und auch dann noch bleibe ich's hienieden, vielleicht auch jenseits, wenn es der Wille des Allmächtigen ist. - Er wendete sich sodann zu meinem Freunde:

„Ich bin Dir eine Erklärung darüber schuldig, daß ich meine Kinder frühzeitig und viel von dem unterhalte, was sie von dem ewigen Schöpfer aller Dinge, nach meinen Vorstellungen, zu denken habe. Denn ich bin ein Hindu, und meine Religionsbegriffe könnten einst, kann Mancher meynen, denjenigen meiner Kinder schaden, die eine andere Religion zu bekennen bestimmt sind. Laß mich Dir darum meine Gesinnungen in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen in wenig Worten darlegen; Du wirst alsdann entscheiden, ob ich in dieser Hinsicht Deinen jungen Freund wie meine andern Kinder behandeln, oder ihn nur von einem christlichen Religionslehrer belehren lassen soll.“

„Es ist nur ein Gott. Er war von jeher und wird es immer seyn. Er schuf das Licht. Er schuf die unendliche Anzahl der Himmelskörper. Er schuf die Erde und alles, was darauf ist. Er schuf den Menschen, das einzige bekannte Geschöpf, das ihn dankbar zu verehren vermag. Der Mensch erkennt daher den Allmächtigen für allweise, allwissend, allgegenwärtig und allgütig, mehr als es die weisesten der Menschen begreifen, ja nur ahnden können. Gott ist ein so erhabenes Wesen, daß ihn des Menschen erhabenster Gedanke nicht erreicht, am wenigsten aber die beschränkten Sinne. Wenn aber der Allmächtige ein Geschöpf der Erde vor Allen hoch begaben, mit der höchsten Wohlthat begnadigen wollte, so senkte er einen Strahl des ewigen Lichtes in dessen Seele, um dadurch ihn selbst, den Allmächtigen, bis zu einem gewissen Grade erkennen zu können, nämlich ihn aus seinen nächsten Werken zu erkennen. Dieß Geschöpf ist der Mensch.“

„Der Mensch trachtet daher nach allerhöchster Ehrfurcht und allerhöchster Dankbarkeit gegen seinen Schöpfer, und wird das schuldige Maaß der Ehrfurcht und Dankbarkeit nie erreichen, weil es keine Grenzen hat. Aber eben diese Ehrfurcht und Dankbarkeit bewegt den Menschen, sein Leben anzuwenden, allen Fähigkeiten seines Geistes und Körpers die möglichst vollkommene Ausbildung zu geben, und den Erhabensten immer mehr und genauer kennen zu lernen aus seinen Werken. Hier aber lernt er immer mehr seine Allmacht, seine Allweisheit und Allgüte kennen, muß ihn also immer mehr und besser zu verehren streben, jedes Streben, Handeln, Wollen nur auf ihn richten, jeden Gedanken meiden, der nicht ihn zum Gegenstande hat, und endlich sich ganz, mit Allem was er ist und hat, in unbegrenzter Ehrfurcht und Dankbarkeit dem Allvater zu weihen.“ -

„Und wie der Mensch die Gaben seines Geistes anwendet, erkennt er das Erdenleben für eine Anstalt, den Menschen immer weiser und besser, ihn möglichst vollkommen zu machen, durch freyen Willen und Vernunft, durch selbstständigen, fortdauernden Kampf mit den unzähligen Hindernissen um ihn und in ihm. Er erkennt aber auch die Unzulänglichkeiten seiner irdischen Bemühungen, und daraus die Fortdauer seiner unsterblichen Seele. Welchen Muth, welche Ausdauer giebt ihm diese Gewißheit! und welche Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den Allgütigen und Allweisen, der ihn immer näher zu sich zu erheben unzweydeutig genug verheißet, in der unmittelbarsten Offenbarung, die unaufhörlich fort dauert!“ -

„Wer wäre der Mensch, der mit diesen Überzeugungen noch unterlassen könnte, alles Erschaffene zu lieben, wie sich selbst! und allem Empfindenden wohl zu thun nach äußerstem Vermögen und bester Einsicht! Was braucht es da gebietender Lehrer und strenger Gesetze, wo Eins naturnothwendig aus dem Andern fließt! Habe die größte Dir mögliche Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den allweisen und allgütigen Schöpfer aller Dinge, und Du wirst nicht anders können, als Alles um Dich her zu lieben und Allem wohl zu thun. Und darum eben ist es kein Verdienst des beschränkten und mangelhaften Menschen; es ist Pflicht, und eine nothwendige Folge der heiligsten Pflicht, der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den Ewigen, der uns dazu fähig machte.“

„Diese Überzeugungen in den kürzesten Worten, sind es, die ich in mannichfaltigen Gestalten, und wie es immer die Gelegenheit des ungezwungenen Gespräches mit sich bringen mag, den reinen Seelen meiner Kinder, und Allem, die mich hören wollen, innig einzuprägen suche. Sie sind mangelhaft, das fühlt Niemand tiefer als ich. Aber was wäre denn menschlich und nicht mangelhaft! Ich irre vielleicht, aber nicht in der Hauptsache, wie sie von dem Allmächtigen selbst tief in jedes Menschenherz geschrieben und der Grund aller Religionen ist. Diejenige, zu der ich, ich öffentliche bekenne, widerspricht meinen Überzeugungen nicht bloß nicht, diese fließen vielmehr natürlich aus ihrem innersten Wesen.“

Das habe ich nicht gewußt! rief Müller verwundert aus: Wenn Ihr Euch mit Parabrama begnügt, warum bemühen sich den Eure Veda's mit Bhavani, Brama, Wishnu, Schiwen, den mehr als tausend Millionen erhabener Geister, dem Moisa fur, Nabhun u.s.w.?

„Hast Du je ein großes Volk gesehen, versetzte Mulhar, in dem jeder Einzelne, in dem auch nur die Mehrzahl so aufgeklärt wäre, daß ihr die reine Idee eines unbegreiflichen Gottes genüge? Hat nicht jedes Volk in Religionssachen seine Exotiker, und hinwiederum seine Esoteriker? Was glaubten die von Euch Europäern mit vollem Recht so hoch verehrten Griechen des Alterthums? Ja, was glaubt Ihr Christen selbst?“

Ganz recht! Es giebt eine positive Religion für den gebildeten, denkenden, und eine für den rohen, ungebildeten Bekenner desselben allgemeinen Religionsglaubens. Die letztere kann freylich der sinnlichen Vorstellungen und Einkleidungen nicht ganz entbehren, aber der Sinn, die höhere Bedeutung derselben, muß nothwendig das seyn, was dem Denkenden und Gebildeten Noth thut. In diesem Sinne müssen also beyde durchaus eins und dasselbe seyn.

„Und was findest Du in den Veda's anders? Sind nicht die, auf den ersten Anblick unvernünftig scheinenden, Fabeln bey genauerer Betrachtung der Grund der reinsten Religionslehre? Lassen sie nicht dem Leser die Wahl, sich an ihre oft widrige Einkleidung, oder an ihnen reinen, tiefen Sinn zu halten? Hast Du die Veda's gelesen?“

Ich weiß zu wenig sascrit, um sie selbst zu lesen. Aber ich habe Auszüge daraus in englischen Übersetzungen gelesen, und gestehe, daß die Brama's und Wishnu's, und wie die vielen Götter heißen mögen, mich so abgeschreckt haben, daß es mir unmöglich war, ihrer eigentlichen Bedeutung auf den Grund zu kommen.

„Diese vielen Götter, wie Du sie nennst, sind freylich auf diesem Wege nicht wieder zu erkennen, wie mich alle die Schriften der Engländer, und ihre Übersetzungen unserer heiligen Bücher gelehrt haben, die Du alle in meinem Hause finden kannst. - Hälst Du es für möglich, daß ein roher, ununterrichteter, im Denken ungeübter Mensch, was denn doch immer die Mehrzahl aller Völker ist, einen einzigen Gott denken könne, in dem alle Eigenschaften, die er nur zerstreut, an eben so vielen Personen wahrzunehmen gewohnt ist, vereinigt sind, und der alle diese Eigenschaften in einem, über alle menschlichen Begriffe hohen, übermenschlichen Grade besitzt? Wende mir nicht ein, daß diese Sonderung der Eigenschaften, dieß Wort selbst, der Einheit Gottes zuwider ist und die reine Idee verdunkelt. Der Mensch kann eine Einheit nur ahnden und durch die Vernunft erkennen. Der Verstand aber muß sondern und zertheilen, um zu einzelnen Begriffen zu gelangen, und es der Vernunft, ja selbst der Phantasie überlassen, diese Begriffe zu einem zusammengesetzten Ganzen zu vereinigen.“

„Aber auch der Verstand des Rohen ist umhüllt und gebunden, und ist nur bis zu einem gewissen Grade, den seine Lebensbedürfnisse bestimmen, in dem Bereiche der sinnlichen Erfahrung thätig Welche Einkleidungen reiner Religionsbegriffe wirst Du ihm geben, welche für ihn brauchbar halten wollen? Ich sage Einkleidungen; denn in Ansehung der Begriffe selbst wirst Du ihm doch nichts Anderes geben wollen, als was Du selbst für wahr hältst. Du hast es aber dabey nicht mit dem rohen und grob sinnlichen Menschen allein zu thun, sondern auch mit dem gebildetsten Denker und allen Mittelstufen zwischen diesen beyden äußersten Punkten. Allen soll Eines und Dasselbe die Wahrheit seyn; dem denkenden Braminen sowohl, als dem stupiden Puliah. Und das alles sollen unsere Religionslehren leisten, aus einer Zeit, die sich ins dunkelste Alterthum verliert, und wahrlich von der heutigen Geistesbildung Einzelner nichts wissen konnte, doch aber für alle diese Zeiten ausreichen mußten. Diese alten Religionslehren, betrachte sie genauer, sie leisten wirklich, was sie sollen, alles, was wir wünschen können; zum Beweise, daß selbst nach den mangelhaften Vorstellungen des beschränkten, kurzsichtigen Menschen, Wahrheit das von jeher war, was sie ist und bleiben wird, ein Strahl des ewigen Lichtes des unveränderlich Allmächtigen.“

Die Wahrheit, so genommen, darf dann aber auch nicht auf eine Nation, auf eine positive Religion beschränkt werden. Sie ist das Gemeingut der Menschheit, und muß dem Lamaismus, dem Muhamedanismus, dem Christenthume und jeder andern Glaubensregel eben so gut zu statten kommen, wie dem Bramaismus.

„So ist es! Denn überall auf Gottes Erde giebt es einstweilen Denker und Gedankenlose, Rohe und Gebildete, oder wird es doch geben - bis einst alle Menschen, nach der Absicht des Höchsten, so im Geiste ausgebildet seyn werden, als es jetzt noch Keiner ist. Wo und wie das seyn wird, wer

vermöchte das nur träumen zu wollen! - Der Einkleidungen bedarf daher die Wahrheit überall, und es kommt bey diesen darauf an, daß sie den bestehenden Vorstellungsarten an Ort und Stelle, die von einer Menge oft nicht zu berechnender Zufälligkeiten abhängt, nicht ganz fremd seyn, ihre Bedeutungen nicht zu tief verhüllen, und eine wohlthätige Sittenlehre nach allen Seiten hin verbreitet. So giebt es unter den Menschen nur Eine Wahrheit, aber so viele Einkleidungen als es verschiedene Vorstellungsarten giebt. Oder, wenn Du willst, nur Eine Religion und sehr viele Religionen. Nur muß keine der Religionen die Religion verdunkeln.“

Bist Du denn aber auch gewiß, daß die auffallenden Gestalten, vor denen Ihr in Euern Pagoden anbetet, die Wahrheit nicht verdunkeln? Und daß es die Lehren der Braminen nicht thut? Und der Unsinn der von ihnen begünstigten, oder doch geduldeten Gosseins, Suniassen u.s.w.?

„Du giebst zu viel zugleich, ohne zu bedenken, daß es dazu sehr vielerley Ursachen giebt. - Erwinnere Dich der Unmöglichkeit, daß ein Ungebildeter bey der Einheit des Höchsten stehen bleibe, wenn er in der Natur eine fortwährende Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung wahrnimmt, die in seinen Augen nothwendig etwas Streitendes, Entgegenstehendes haben muß, dem er keine Einheit der Ursache zu geben weiß. Wie wir jedem Begriffe Worte geben, um uns mit Andern zu verständigen, so werden diese Wirkungen, nicht minder auch ihre Ursachen, mit Namen belegt, die dem Einen Zustände, dem Andern Schöpfungen, einem Dritten Eigenschaften eines überirdischen Wesens, einem Vierten gar Personen seyn werden, wobey die Sache immer dieselbe bleibt, und selbst die Vorstellungen von einander nicht so überaus verschieden sind, als es auf den ersten Blick scheint.“

„Wie der rohe Naturmensch alle räthselhaften Ursachen personificirt, so sagt der Hindu: Parabrama ließ aus sich hervorgehen Bhavani, und eine große Anzahl Geister; Einer derselben, Brama, der Alles erschaffen sollte, vermählte sich dazu mit Bhavani; ein anderer jener Geister sollte alles Erschaffene erhalten; ein Dritter endlich Alles wieder nach und nach zerstören. Alle diese Namen sind wie Personen aufgeführt, denen eine gewisse Macht zugetheilt war, und als Personen werden sie in den Tempeln dargestellt für den grob sinnlichen Menschen, der so gut wie jeder Andere zur Ehrfurcht erweckt werden soll, aber es auch nur auf seine Weise werden kann. Der Höchste aber, der Einzige, aus dem Alle ausgehen, von dem Alles ausgeht, wird nie abgebildet, ist unsichtbar, gestaltlos, unbegreiflich; ihm wird kein Tempel gebaut, denn das Weltall ist sein Tempel, jeder dankbare Mensch ein Priester in demselben, jeder fromme Gedanke ein Gebet, das fromme Leben das einzige Opfer.“

„Bhavani, die Summe der Naturkräfte, ist sie nicht von Parabrama ausgegangen? Ist Er es nicht, der durch Brama, die schaffende Kraft, Bhavani zu allen Schöpfungen befruchtet? Geht nicht von Ihm Wishnu, die Erhaltung des Erschaffenen, aus? Ist Er es nicht, aus dem Schiwen floß, und der kurzsichtige Mensch unaufhörlich vor Augen hat und Zerstörung nennt?“

Diese, Fabel, deren Sinn und Bedeutung klar zu Tage liegt, habe ich immer verehrt. Diese ist es aber doch nicht, wenn sie gleich dem ganzen Bramaismus als erste Grundsätze unterliegt, die das alles gebiert, was mir an demselben mißfällt. Du kannst doch nicht leugnen, daß Eure Religionsbräuche voll Sonderbarkeiten sind, die dem Ununterrichteten für Unsinn gelten und den Ungebildeten unbelehrt lassen müssen.

„Es wäre ein Leichtes, Dich zu überzeugen, daß der größte Theil der Lehren unserer Braminen ehrwürdig ist und auf sehr vernünftigen Gründen beruht, ein verhältnißmäßig sehr geringer Theil derselben aber neuere Zusätze sind, die auf Mißverständnissen und Irrthümern beruhen. Jede Religion hat ihre Fabeln, und die Fabeln, die eigentliche Logik des Volkes, anzutasten, ist selten rathsam; sie vertilgen wollen, immer sehr gefährlich. Dieß könnte Dich die Reformation der Budha lehren, die alle Fabeln verwirft und mit ihnen den Sinn derselben und allen Geist. Denn die Jains glauben nichts, als was sie sinnlich wahrnehmen, oder behaupten es doch, und nennen das den gereinigten, von Irrthümern geläuterten Bramaismus. Durch den Unterricht, wirst Du zugeben, wird jede Fabel ungefährlich, indem er Sinn derselben heraushebt und in der Einkleidung das Zufällige, oder doch Unwesentliche, zeigt.“

„Ich will Dich hier nur, beyspielsweise, an das Gesetz erinnern, dem jeder Denker, jeder Vernünftige sich durch seyn Bewußtseyn, naturnothwendig, unterworfen fühlt: werde so gut, so edel, so vollkommen, als es möglich ist. Was ist möglich? fragt der Ungebildete. Ich belehre ihn. Ach! ruft er aus: das wär ein Gott! ich aber bin nur ein schwacher Mensch; wie könnte ich göttlich

seyn. Ich lege ihm aber die Fleischwerdung Krischna's warm ans Herz, wie der Göttliche in höchster Einfalt und Vollkommenheit auf Erden wandelte und wirklich Mensch geworden war, um durch dieß große Beyspiel die Menschen zu belehren, wie man so vollkommen wie möglich seyn soll. Was dünkt Dich, welche Lehre die wirksamere seyn wird, die moralische oder die Fabel? Und dieß ist nicht bloß der Fall, in dem sich der Ungebildete befindet. Auch der Gebildete ist Mensch, und darum schwankend zwischen Pflicht und Versuchung. Versuche es, stelle ihm die ganze Summe seiner Pflichten auf's Eindringlichste vor, oder schildere ihm das Leben Nahak's, um ihm keine Fabel zu geben, und sieh zu, welche Belehrung die wirksamste war, die nackte oder die Eingekleidete.“

„Und unsere, so überaus unsinnig scheinende Seelenwanderung! Weißt Du, wie unmöglich es ist für den sinnlich rohen Menschen, der so oft hienieden das Laster geehrt und belohnt, die Tugend aber in den Staub getreten sieht, einen andern Sporn der Tugend zu finden, als Strafen und Belohnungen nach dem irdischen Tode? Weißt Du, wie wenig er auf das giebt, was er nicht sinnlich wahrnimmt, was erst nach dem Tode vorgehen soll mit seiner Seele, die er nicht sinnlich wahrnimmt, in einem Zustande, wo es keine sinnlichen Wahrnehmungen geben soll? Wirst Du Dich nicht glücklich preisen, eine hohe Wahrheit in Fabeln einkleiden zu können, die ihn zwischen Furcht und Hoffnung, so gut es gehen will, auf dem rechten Wege erhalten? Was wirst Du hier für nothwendig, was für wesentlich halten?“

„Und ist etwa der Sinn der Fabel nicht von hoher Bedeutung? Tritt Deine Seele nicht, nach der Trennung vom Körper, in einen andern Zustand, der in einem nothwendigen Zusammenhange mit dem gegenwärtigen stehen muß? Was weißt Du von diesem künftigen Zustande? Wird er ein ganz abstrakt geistiger seyn? oder wird Deine Seele einen andern Körper bewohnen? Wird sie in eine körperlose, ganz unsinnliche Welt eintreten? oder wird sie, mit einem andern, angemessenem Körper, einen andern Weltkörper finden, und zum Ziele der Vollendung von einem Gestirn zum andern, durch unermeßliche Räume und Zeiten wandern? Kannst Du die Seelenwanderung, wenn Du sie auch nicht als nothwendig anerkannt, leugnen?“

„Von der grob sinnlichen Vorstellung derselben, daß ein Mensch zur Strafe, oder ein Mensch gewordener Gott aus unbekannten Ursachen, ein unvernünftiges Thier werde, kann zwischen uns nicht die Rede seyn. Das ist die Fabel. Aber es giebt nur Einen Grund, aus dem wir sie dafür erkennen, die logisch richtig aufgefaßte Kenntniß der Menschen und Thiere, der Naturgeschichte und Erfahrungsseelenlehre nach; die Kenntniß der geistigen und körperlichen Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten vom Menschen zu allen Thieren. Wie willst Du diese Kenntniß bey Jedem voraussetzen, dem die Seelenwanderung, auch bey der sinnlichsten Vorstellung davon, ein, für seine Sittlichkeit, sehr heilsamer Glaube ist?“

Wir landeten am östlichen Gestade des Sees, in einem Walde baumhohen Schilfes, aus dem die herrlichsten Blumen hoher Wasserpflanzen balsamische Düfte verbreiteten. Die Unterhaltung war abgebrochen. Mulhar gab uns einen schwarzen Diener mit, und hieß ihn uns nach den Ruinen der Paläste und Schalimar's, oder Gärten, der Moguln führen. Da treffe ich Euch, sprach Mulhar, nahm einen in Shawl gehüllten Beutel mit Arzneyen unter den Arm, und ging auf eine entlegene Hütte zu.

Der Weg ging durch Felder aller Getreidearten, im Schatten von Maulbeerbäumen, Pisangs, Mango's und Acacien, über die fruchtbarste und sorgältig bebaute Ebene. Wir gelangten zu ansehnlichen, durch ungeheure Trümmer gebildeten Hügeln, die eine freundliche Hand mit Rosen bepflanzt hatte. Aus diesen Büschen erhoben sich noch große Massen Gemäuer von vortrefflichem Backstein. Die zierlichsten Kräuter, die aus allen Spalten blühend hervortrieben, und die schönsten Rankengewächse bekleideten das Gestein, und ließen nur wenigen schroffen Mauerspitzen zu, in ihrer Nacktheit über die Blütenpracht hervor zu ragen und an ein hinfalliges Daseyn der Menschenmacht mit dauernder Warnung zu erinnern. - In einiger Entfernung schritt ein schöner Flamingo mit gebogenem Halse langsam einher, und vor uns flogen aufgeschreckt Pfauen und Paradiesvögel auf, die jetzigen Bewohner dieser Einöde. -

Der Schwarze zählte, mit geläufiger Zunge und fremdem Accente der Hindusprache, alle unendliche Weltherrlichkeit auf, die rings umher, der Sage nach, verbreitet gewesen war, und wendete sich nach allen Seiten, mit dem Finger die verschiedenen Höhen, Tiefen und Gemäuer andeutend, von denen er sprach. So viele der bekanntesten Namen des Alterthums er auch nannte,

so war doch an eine historische Belehrung dabey nicht zu denken, da die Sagen Zeiten und Orte auf's Wunderlichste durch einander warfen. Um so abentheuerlicher und phantastischer war die bunte Welt, welche die Erzählung unsers Führers um uns her zauberte. Wir hörten ihm mit Verwunderung zu, denn gegen seine Wundergeschichten sind tausend und eine Nacht und alle morgenländische Märchen nur ganz gewöhnliche Vorgänge. Wärmere Theilnahme konnten diese Erzählungen aber um so weniger bey uns finden, da wir noch unter dem Einflusse standen, den Mulhar's Gespräch auf unsere ganze Gemüthsstimmung hatte, in der wir schweigend und nachdenkend hergegangen waren.

Als wir einen Hügel erstiegen hatten und uns unter einer großen Mimose, die ihre schattigen Äste weit verbreitete, umsahen, erblickten wir das jenseitige Ufer des Sees, die hohen Palmen, die großen Gebäude unter ihren Kronen, Mulhar's großes Haus auf der Höhe, den gewaltigen Gipfel der Pagode und ein Paar Minarets der Moschee, durch die Palmen durch, weiße Häuser und Gebüsche, so weit wir nur nach beyden Seiten hin sehen konnten; das Abbild dieses reizenden Gemäldes auf dem klaren Spiegel, und über dieß alles einen Saum blauer Berge in der Ferne, der rechts immer steiler in die Wolken stieg, wie ein mächtiges Ruhebett des seligen Himmels.

Wir lagen mit unserm Führer auf dem Rasen unter dem Baume und betrachteten den See und seine Ufer. Endlich brach Müller das Schweigen, und sagte, „Ich sehe vorher, das wird der Ort seyn, an dem ich mich einst zurückziehe von dem unruhigen Gewirre des Lebens. Die Zeit ist auch vielleicht nicht mehr fern. Und Dir wird es hier wohl gehen. Das kann nicht fehlen. Besser als irgendwo in der weiten Welt. Wir sehen uns vielleicht bald wieder.“ Dann, um eine auffallende Rührung zu unterdrücken, wendete er sich an den Schwarzen, und fragte ihn hastig: Wo bist Du her? -

„Mein Großvater war ein Coßeir in Egypten; ich bin in Guzerat geboren.“ - Wie kommst Du hieher? - „Mein Vater starb, als ich noch sehr klein war; wir waren im tiefsten Elend, und wußten die Leiche nicht zu begraben. So fand uns ein barmherziger Hindu, gab uns Geld, mehr als wir bedurften, und kam nach einigen Tagen wieder. Er fragte meine Mutter, wie sie das Geld angewendet habe; war zufrieden; fragte, was sie beginnen wolle, sich und ihre fünf Kinder ferner zu ernähren; gab ihr noch mehr Geld, und ging. Später fand meine Mutter Gelegenheit nach Cashmire, und seitdem sind wir hier bey dem guten Hindu, der unser Herr und Bruder ist.“ -

Von welcher Religion bist Du? - „Ich bin ein Jude.“ - Welche Geschäfte treibt Ihr? - „O, wir müssen arbeiten! aber wir arbeiten gern. So alt die Mutter ist, so geht ihr doch die Arbeit gut von der Hand. Die drey Schwestern eben so. Sie bearbeiten den Garten und das Feld, und spinnen und weben wollene Tücher. Eine hat einen Eingebornen geheurathet, und wohnt in der Nähe. Eine andere lebt mit ihrem Manne, einem weißen Juden, und der ledigen Schwester, in unserm Hause. Mein Bruder und ich werden gewöhnlich zu Geschäftsreisen gebraucht.“

Das ist auf alle Weise das Land der Wunder, wendete sich Müller zu mir. Juden, die das Land bauen! Ich bin begierig, zu erfahren, welche Religionsbegriffe dieser Jude hat. - Er fragte darauf den Neger: Wie bist Du mit dem Gott Abrahams zufrieden?

„Das ist eine sehr leichtfertige Frage! Ich Sorge Tag und Nacht, daß Er Ursache haben möge mit mir zufrieden zu seyn.“

So war es nicht gemeint, mein braver Freund! Ich möchte nur wissen, was Du von den Verheißungen hältst, und ob Du nicht müde wirst, ihre Erfüllung abzuwarten?

„Was verheißen ist, wird geschehen; darauf kannst Du Dich verlassen; und wird um so eher geschehen, je mehr Jeder von uns so lebt, daß Gott uns wieder aus dem Staube zu erheben und die Prüfung abzukürzen geneigt werde. Die meisten Verheißungen sind erfüllt worden. Was übrig ist, hat unsere Väter schon Tausende von Jahren warten lassen; wie sollten wir nicht auch Geduld haben!“

Du meynst den Messias?

„Allerdings! Gott hat sein Volk in Palästina nicht fähig oder nicht würdig befunden, ein mächtig großes Volk zu werden. Jetzt ist es zerstreut, und wird durch Drangsale geläutert. Wenn es einmal so weit ist - und wer kann das wissen, als der Ewige selbst, bey dem Zeit keine Zeit, und Raum kein Raum ist - so ist es Ihm, der die Israeliten durch's rothe Meer geleitete, ein Kleines, sie zu vereinigen, und dann ist der Messias da.“

Müßt Ihr denn aber immer unverändert auf eine politische Revolution hoffen, bey der Ihr die Hände in den Schooß legt? Heißt das nicht die Erde statt des Himmels, den vergänglichen Augenblick statt der Ewigkeit hoffen? Kann Euch an irdischer Macht gelegen seyn, die so bald vergeht? Und die Tausende Eurer Väter, die in Abrahams Schooße sitzen, was liegt ihnen jetzt daran, daß der Messias noch nicht da war, als sie auf Erden wandelten?

„Das magst Du unsern Rabbi fragen, der ein tief gelehrter Weiser ist. Ich weiß nur, daß erfüllt werden wird, was verheißen ist, daß Gott durch den Messias einmal sein Volk mächtig machen wird, um es schon auf Erden für seine Tugenden zu belohnen. Darum müssen aber freylich Tugenden schon da seyn, und das Volk Gottes tugendhafter als jedes andere, so tugendhaft wie möglich seyn, und da mag's denn wohl noch lange Zeit haben, bis es mit uns schwachen Menschen so weit kommt.“

Wenn Euch aber Gott, vor allen Völkern der Erde, mit besonderer Hülfe begnadigt, Euch zu dieser tugendhaften Vollkommenheit zu verhelfen, und Euch dazu einen eigenen Tugendlehrer vom Himmel sendet, wie mögt Ihr in ihm den verheißenden Messias zu verkennen noch immer fortfahren?

„Und da sollen wir wohl Alle geschwind Christen werden, nicht wahr? Ja sie haben mich in Goa auch schon daran gehabt, boten mir sogar schweres Geld, und ich bin ihnen noch eben zu rechter Zeit mit Noth entkommen.“

Wie ging denn das zu?

„Wunderlich genug! Ich war nach Goa geschickt worden, um dort Nachrichten eines Handelshauses für Mulhar einzuziehen, wurde aber dort mehrere Wochen aufgehalten. Die Christen in dieser Stadt sahen damals einem ihrer großen jährlichen Religionsfeste entgegen, das sie gern mit der Taufe eines Irrgläubigen, wie sie es nennen, verherrlichen. Dazu haben sie aber schon lange keine andern, als Juden, willig machen können. So sagte mir eines Abends, da ich müßig am Strande herum schlenderte, ein Bekannter, ein christlicher Briefträger, und setzte hinzu: Wenn Du jetzt Lust hast ein Christ zu werden, so kannst Du noch dazu Geld verdienen. - Was hatten den die andern Juden, fragte ich, für Gründe, Christen zu werden? Das weiß ich nicht, antwortete er lachend; das mußt Du die Patres fragen; mir haben sie nur den Auftrag gegeben, gelegentlich einen Juden aufzutreiben, der ein Christ werden und damit etwas verdienen wolle. - Ich will's überlegen, sagte ich ihm. Er aber meynte, ich müsse damit eilen, sonst könne mir leicht ein Anderer zuvorkommen. So versprach ich denn, mich morgen an demselben Orte wieder einzufinden.“

„Den Kopf voll von meinem Abentheuer, traf ich zu Hause ein, und fand den Hausmeister, bey dem ich mich jeden Abend melden mußte, vor der Thür sitzend und rauchend. Er war ein Armenier, ein guter, freundlicher Alter. Ich erzählte ihm, welchen Antrag man mir gemacht hatte, und fragte ihn um seine Meynung. Er fragte mich aber wieder, wie viel ich mir dafür wolle zahlen lassen. Das, meynte ich, wolle ich erst bedenken, wenn ich erfahren hätte, was ein Christ zu werden bedeute, und was man dabey von mir fordern werde.“ -

„Mein Rath, erklärte er, ist der, daß Du Dich nicht beschwatzen lassest, sondern nach eigener Überzeugung handelst. Dazu mußt Du unsere heilige Schrift kennen, mußt Dir Zeit lassen, sie zu lesen und darüber nachzudenken; dann zweifle ich nicht, daß Dir die Wahrheit des Wortes Gottes einleuchten werde. Die Taufe mit Wasser macht noch nicht den Christen, aber die Taufe im Geiste, die durch das Wasser erst zu bestätigen ist. Kannst Du Armenisch lesen? - Nein. - Arabisch, oder Tartarisch? - Ich kann nichts lesen, als Indisch, Persisch und Malayisch. - Das schien ihm nicht recht zu seyn. Doch verschloß er das Haus, da die Bewohner alle eingegangen waren, hieß den Thürsteher sich zur Ruhe begeben, nahm mich in sein Gemach und begann mir von dem großen Propheten von Nazareth zu erzählen, indem er von Zeit zu Zeit in ein Büchelchen blickte, das er zur Hand genommen hatte.“

„Ich war von der tiefsten Ehrfurcht vor dem Sohne Gottes ergriffen. Ich konnte Vieles nicht begreifen: Daß er so niedrig geboren, so armselig lebte, sich so matern und hinrichten ließ, da ihm doch alle Wunderkräfte zu Gebote standen. Aber der Alte hatte mir gesagt, das sey vor der Hand nur Nebensache; die Hauptsache sey die Lehre des Göttlichen. Diese begeisterte mich auf's Höchste.“

„Am andern Morgen, da der Hausmeister auszugehen im Begriffe war, gab er mir ein Buch in malayischer Sprache, und sagte mir, er habe mir das holen lassen; ich solle nur von dem Blatte an, das er bezeichnet hatte, weiter lesen. Ich las, und las immer eifriger, der Kopf brannte mir, das Herz wurde mir so groß und voll, ich mußte oft weinen, las aber dann immer eifriger, und vergaß Speise und Trank, bis zum Abend, wo mich der Hunger von meiner Matte vertrieb. Da setzte ich mich wieder zum Hausmeister vor die Thür, und er belehrte mich liebevoll, obgleich er sich auf Erklärung gewisser räthselhafter Dinge nicht einlassen wollte oder konnte. So ging es mehrere Tage fort; ich wurde mir selbst unbegreiflich; fragte mich oft, wie es denn jetzt, und nicht schon früher, gekommen sey, daß mich der Unterricht und das Nachdenken über göttliche Dinge so wohlthätig ergreife, und schrieb das dem herrlichen christlichen Buche zu.“

„Eines Tages begegnete ich dem Briefträger, der mich mit Vorwürfen überhäufte, daß ich ihn zwey lange Abende hindurch vergeblich am Strande hatte warten lassen, worauf er mich aufgegeben und mir's zu gedenken gelobt habe. Ich hatte in der That ganz vergessen, suchte ihn aber, so gut es gehen wollte, zu besänftigen, und sagte endlich, ich sey jetzt geneigt, ein Christ zu werden. Dieß überraschte und erfreute ihn, doch zeigte er mir nochmals, wie sehr ich mich gegen ihn vergangen hätte, und daß ich dieß Vergehen durch nichts gut machen könne, als daß ich mich auf der Stelle mit ihm zum Patre begäbe. Das that ich gern, denn das prächtige Klostergebäude hatte mir längst Ehrfurcht eingeflößt und den Wunsch, es auch von innen zu sehen. - Ich wurde gleich zu dem obersten der Mönche geführt, in dessen Gegenwart ein Anderer in einiger Entfernung mich fragte, ob ich Christ werden wolle? Welche Vorstellung ich von der Christenlehre hätte? Wer mir so viele Kenntnisse davon beygebracht und mir das Buch gegeben habe? u.s.w.“

„Nachdem sie in einer fremden Sprache einige Worte gewechselt hatten, führte mich der dicke Mönch mit rother Nase in dem Kloster herum. Er erklärte mir eine Menge schöner Bilder, wo aber meiste Unschuldige gemartert wurden. Die Zellen der Mönche waren ganz anständig, die Gärten überaus angenehm; die großen luftigen Kreuzgänge hatten ein königliches Ansehen; aber die prächtige Kirche übertraf meine kühnsten Vorstellungen. Dazu die Gebete und Gesänge - ich war hingerissen, betäubt, und befolgte die Vorschriften meines Führers, niederzuknien, das Kreuz zu machen u.s.w. mit dankbarer Verehrung. Endlich gab man mir vortreffliche Speise und köstlichen Ein.“

„Es wird bloß auf Deinen Gehorsam und Deine Gelehrigkeit ankommen, recht bald ein Christ und Mitglied unserer Gemeinde zu werden, sprach der Dicke, und Du hast bereits einen guten Grund dazu gelegt. Doch bedarfst Du noch eines viel genaueren Unterrichtes in der Stille und Zurückgezogenheit, und mußt daher hier bleiben, diesen Unterricht zu genießen. - Ich konnte nicht ohne die Erlaubniß von dem Haushause aus demselben mich entfernen, und von dem Mönche nur mit Mühe erhalten, mir diese Erlaubniß zu holen, mußte aber versprechen, am folgenden Morgen auf jeden Fall mich wieder im Kloster einzufinden.“ -

„Der Faktor des Hauses, ein Parse, bewilligte mir einen Urlaub auf eine ganze Woche. Mein alter Freund, der Hausmeister, schärfte mir auf's Ernstlichste ein, mich nicht übertölpeln zu lassen, und keine Verbindlichkeit einzugehen, bis ich mich mit ihm besprochen hätte; auch versprach er, mich selbst im Kloster wieder abzuholen, wohin ich mich denn auch begab, und eine Zelle mit reinlichem Bett und einem Crucifixe für mich vorfand.“

„Es war nicht der alte dicke Mönch, der bey mir erschien, sondern ein junger Mann, von höchstens vier und zwanzig Jahren, von dem schönsten Angesichte, das ein Weißer haben kann; aber so blaß und mager, so leidend im Ausdruck seines ganzen Wesens, so hohläugig und geisterhaft, daß sich Mitleid und Grauen wechselweise in seiner Gegenwart meiner bemächtigte.“ -

„Er fragte mich vor Allem nach dem Unterrichte, den ich, wie er gehört, bisher genossen hätte; that mehrere Fragen an mich, als ich erzählte; brachte dadurch Alles heraus, was ich wußte, ohne diese Hülfe aber nicht zusammengefunden hätte, und sagte endlich mit liebevoller Gebärde in hohem Tone zu mir: Es ist gut, mein Sohn! Laß uns jetzt vor den Herrn treten, und ihn um Gnade und Hülfe anflehen zum guten Erfolge unsers frommen Unternehmens. Wir gingen darauf in die Kirche, wo mein Begleiter auf gewissen Stufen sich auf die Knie warf, leise Worte murmelte, heiße Thränen vergoß, oft gewaltig auf die dumpf tönende Brust schlug und sich nicht um mich bekümmerte.“

„Ich kniete zwar auch nieder, wußte aber nicht, was ich anfangen sollte. Bald blickte ich mit Mitleiden auf meinen Begleiter, bald sah ich mich in der prächtigen Kirche um. Endlich thaten mir die Knie so wehe, daß ich aufstehen mußte. Jetzt betrachtete ich mir die wunderbar geschmückte Kirche mit aller Bequemlichkeit, denn der blasse kniete noch immer. Nach einiger Zeit fiel er ohnmächtig auf die Stufen hin, und man trug ihn bewußtlos fort. Auch ich verließ die Kirche, trat ins Freye, und setzte mich vor der Klosterthür auf eine Bank von Stein. Ich hatte wieder alle Zeit, Betrachtungen anzustellen, die aber nicht die angenehmsten waren. Endlich nährte sich mir ein Mönch langsam - es war mein blasses Gespenst. Folge mir, mein Sohn! sprach er. Ich folgte ihm in meine Zelle, wagte aber nicht ihn anzureden, noch ihn zu unterbrechen, wenn er mit mir sprach.“

„Mir jedem Worte aber, das ich verstand, wuchs mein Erstaunen immer höher; denn kaum faßte ich den Sinn der wenigen Worte, die ich unter den unverständlichen zu verstehen glaubte. Da ich dieß zu äußern wagte, schwieg der schöne blasse Mann eine Weile, mit gefalteten Händen und aufwärts blickend, und bewegte die dürrn Lippen kaum merklich. Darauf begann er im feyerlichen Tone mir von dem Propheten Jesus zu erzählen, von dem Engel und der Jungfrau, von der Flucht und vielen Engeln u.s.w.“

„Das habe ich alles auch gelesen, erwiederte ich, und zeigte ihm mein Buch. Er betrachtete und küßte es, und fing sodann in malayischer Sprache an, daraus zu lesen. Als er nun an den dreyfachen Gott kam, wollte ich ihm helfen, und sagte: Das ist Nebensache; aber weiter hin kommt - Was! rief er mit funkelnden Augen und erhobener Stimme aus - Nebensache! das ist die Hauptsache! das ist Alles! über Alles! und damit hielt er wieder sein stilles Gebet, das ich ehrfurchtsvoll abwartete, und dann zu ihm sagte: Ich begreife doch nicht, daß Eins drey werde, und diese Drey immer nur eins bleiben sollen, da ich so viel schon zu rechnen wußte, als - „Wer hat Dir denn gesagt, daß Du Gott begreifen sollest? Was sich begreifen läßt, ist irdisch und vergänglich; Gott, und was göttlich und ewig ist, kann nicht begriffen werden, nur erkannt im Glauben, wenn Du so viel Gnade findest, zu dem Glauben der heiligen Kirche erhoben zu werden, ohne welchen keine Seligkeit zu hoffen ist und Du ewig verstoßen seyn wirst in den Aufenthalt der ewigen Marter.“

„Mit diesen Worten endigte er, und verließ mich. - Verlassen durfte ich meine Zelle nicht. erschüttert wie ich war, was wollte ich anfangen, um mich zu beruhigen! Ich ergriff mein Buch, um zu suchen in welchem Zusammenhange diese furchtbare Drohung darin enthalten sey, und die einzelnen Worte genau zu untersuchen. Da ich aber von der ganzen Sache durchaus nichts finden konnte, beruhigte ich mich endlich, und dachte, ich hätte den armen kranken Mann falsch verstanden, oder er habe mich mißverstanden.“

„So war es indessen doch nicht, wie ich mich an den folgenden Tagen deutlich genug überzeugte. Man quälte mich unaufhörlich mit der Dreyeinigkeit Gottes, der Hölle, dem Fegefeuer und allerley abgeschmackten Behauptungen; als z. B. daß es nichts Verdienstliches sey, daß zu glauben, was Jedermann begreifen könne; daß der Glaube aber, der allein selig mache, das Unbegreifliche als erhabenes Geheimniß erkenne, das einst den Seligen ganz verständlich seyn werde; daß Gott einen blinden Glauben an die Aussprüche der Kirche fordere, ohne welchen kein Mensch selig werde, auch überhaupt Keiner es werden könne, als bloß so ein blind glaubender Christ u.s.w.“

„Als ich nun endlich Muth faßte, und bemerkte, von Allem, was mir zu glauben schwer falle, stehe ja nichts in der heiligen Schrift, die man doch das Wort Gottes nenne - da schien es meinem blassen Lehrer erst einzufallen, daß das Buch noch in meinen Händen sey; er nahm es zu sich, und sagte mir, es sey ihm von seinem Vorgesetzten befohlen, das Buch vorzuzeigen, damit man es prüfen könne, ob es auch das rechte sey. Ich wollte mein liebes Buch nicht aus den Händen geben, aber ich mußte wohl.“

„Ich blieb allein in der wehmüthigen Stimmung. Der zu Tode gemarterte Prophet am Kreuze war mir längst schon so widrig geworden, wie der blasse Mönch und seine Lehren, und die Geheimnißkrämerey des Himmels. O Abraham, rief ich aus, du edler, frommer, heldenmüthiger Erzvater, was hättest du zu diesem Gott am Kreuze gesagt, der auf geheimnißvolle Weise noch täglich und stündlich zu Brod und Wein wird, und sich so aussaugen und aufessen läßt für die Sünden der Menschen, die jeder Priester in seinem Namen ohnehin in jedem Augenblicke vergiebt! Was würdest du sagen, wenn du sähest, daß dieß Gottesopfer so leichtfertig geschieht, daß es für

wenig Geld zu haben ist, wenn es einem Abergläubischen gut Wetter zur Reise, Glück zum Geschäft bringen soll u. dergl. m.“

„Indem ich diese Worte laut aussprach, ward es Licht in meiner Seele, denn so im Zusammenhange hatte ich's noch nie gedacht, so lange das liebe Buch, wie ein Engel des Himmels, mir zur Seite war. Entfernung aus diesem Hause! dachte ich, ging an die Thür, rüttelte am Schloß, sie war verschlossen. Ich lief ans Fenster, es hatte ein unbewegliches Eisengitter. Ich war ein Gefangener. Dieß gab mir plötzlich alle Besonnenheit. Ich glaubte ein Gewebe teuflischer Bosheit zu durchschauen, und wußte nun, was ich zu thun hatte. Ich mußte Alles aufbieten, um zu fliehen. Wie das möglich seyn werde, wußte ich nicht, aber ich war doch entschlossen, legte mich nieder, und schlief sanft und ruhig ein.“

„Ich ward geweckt; es war Nacht; neben mir saß auf dem Schemel der dicke Mönch mit der rothen Nase; in der einen Hand eine Lampe, in der andern ein Körbchen mit Speise. Ich blickte nach der Thür, sie war bloß angelehnt. Ich richtete mich auf, und fragte: wo ist mein Buch? - „Das ist in guter Verwahrung; denk' nicht mehr daran; iß und trink.“ - Ich erkläre Dir hiemit, daß ich kein Christ werden will. - „Ruhig, mein Sohn! das ist jetzt zu spät. Du bist aus freyem Willen ins Kloster gekommen, und hast nachgesucht in den Schooß der allein selig machenden Kirche aufgenommen zu werden. Man thut Deinen Willen, Du magst nachher wollen oder nicht. Man hat Mittel - “ Hier warf ich ihn, mit einem wohl überlegten Stoße vom Schemel, sprang zur Thüre hinaus, schloß sie hinter mir zu, und suchte tappend die Klosterthür. Sie war verschlossen?“

„Ich entkam durch ein Fenster, und schlich an die äußere Thür des Hofes, die auch verschlossen war. Mit der größten Anstrengung gelang es mir, die hohe Mauer zu erklettern, aber schon erleuchteten Fackeln den Hof, die Angst gab mir Flügel, ich sprang herunter und rannte, so viel ich konnte, und fiel erschöpft einem Haufen muhamedanischen Soldaten in die Hände. Gerettet! dachte ich, und jauchzte, und bemerkte kaum die Mißhandlungen, die das rohe Volk an mir verübte.“

„Man schleppte mich in ein finsternes Loch, eine Art Keller, und Alle warfen sich auf den Boden um mich her und schliefen. Auch ich schlief ein. Am Morgen führte man mich vor einen vornehmen Moslem, der auf Polstern auf seinem Teppich saß, sein Schwert neben sich hatte, aus einer langen Pfeife rauchte und mit schwarzen Slaven umgeben war. Meine Begleiter sagten ihm, sie hätten in der Nacht einen Neger aufgegriffen, der in böser Absicht ihnen zugelaufen wäre, und stellten mich dem vornehmen Manne gegenüber.“

„Dieser brach nach einer Pause sein Schweigen, und fragte mich: Sprich, schwarzer Hund, wer ist Dein Herr? - Ich habe keinen Herrn; ich bin ein freyer Mensch. - er sah mich mit dem Ausdruck des größten Erstaunens an; dann fragte er: Welche böse Absichten hast Du diese Nacht gehabt? - Ich ging nach Hause. - Was ist zu Hause? rief er mit Heftigkeit aus. Ich nannte ihm den Namen des angesehenen Parsen, der wie eine Zauberformel auf ihn wirkte. Mit Ruhe und Ernst sprach er: Dieser Ungläubige ist ein ehrenwerther Mann; sprichst Du wahr, so sende ich Dich ihm zu. Hieraus schickte er einen Soldaten nach dem Handlungshause ab, dem ich meinen Namen nennen mußte.“

„Ich setzte mich unterdessen auf den Rasen unter dem Mangobaume, unter dem ich gestanden hatte, und besah mir den Moslem, der eine andere Pfeife bekam, Sherbet trank, und sich die Fliegen abwedeln ließ. Endlich sprach er: Ich bin nicht mehr Dein Feind, da Du dem reichen Parsen angehörst. Es erfolgte wieder eine lange Pause. Die Soldaten hatten sich zurückgezogen. Tiefe Stille umgab uns. Mich belustigte der sonderbare Stolz des Mannes. Das machte mich heiter, und verhinderte mich in der tiefen Stille einzuschlafen. Endlich fragte er wieder: Zu wem betest Du? - Zu dem Gott Abrahams. - Ah! ein Jude! - Wieder eine lange Pause.“

„Dann: Du warst doch nicht des Betens halber die Nacht auf den Beinen? - Nein, antwortete ich. Sey es nun aber das Gefühl der Sicherheit, das Behagen dem Kloster entgangen zu seyn, oder ein natürlicher Trieb vertraulicher Geselligkeit, oder was es sonst seyn mag; ich war offen und heiter geworden, und erzählte dem neugierigen Moslem mein ganzes Abentheuer. Er hörte mir gespannter Aufmerksamkeit zu, belustigte sich gar sehr, und als ich geendigt hatte, lachte er laut, daß der Bauch erschütterte; besann sich aber schnell, als schämte er sich, gelacht zu haben, und sagte nun ganz ernsthaft: Das hätte ich Dir vorher sagen wollen. Die Christen sind Hunde. Sie wissen nicht was sie sagen, wissen nicht was sie glauben.“

„Er war nun gesprächiger geworden, sprach von Abraham, von Moses, von Jesus und seiner Mutter mit großer Achtung; schmähte aber die Christen wegen des unsinnigen Eigensinns, einen

Menschen zu Gott machen und Allen die Seligkeit absprechen zu wollen, die den gemachten Gott nicht für den einzigen Gott hielten, obgleich er eigentlich doch Drey sey, und schloß: Gott ist Gott, und Mahomed sein Prophet.“ -

„Ich gestehe, daß mir Alles, was er sagte, nach meinen letzten Erfahrungen, überaus wohl that, und ich konnte nicht umhin, dieses laut zu äußern. - „Gottes Gnade, sagte der Moslem, ist unendlich, wie seine Allmacht, und er läßt sie allen Menschen zukommen, die ihn allein anbeten und seinen Willen thun.“ - Das war wieder recht aus meiner Seele gesprochen, und das sagte ich auch. - „Moses war ein großer Mann; Jesus auch. Jeder hat Recht, wenn er thut, was sie wollen. Warum seydt Ihr Juden aber so dumm, Euch mit Füßen treten zu lassen, und nichts zu thun, als den Messias zu erwarten? Könnt Ihr einen größern und ruhmwürdigen und mächtigen Messias hoffen, als Mahomed war?“ -

„Er kam ja nicht zu uns. - „So hättet Ihr sollen zu ihm kommen. Welche herrliche Gelegenheit für so arme Lumpen!“ - Er war nicht der verheißen Messias der Juden! erwiderte ich kleinlaut. - „Nun, so verwirre Allah Deinen Bart! wie es Dein Sinn schon ist. Ihr Juden seydt eigensinniger als Esel, und noch dümmere obendrein! Ist das nicht wahr?“ Bey dieser Frage sah er über mich weg; ich folgte mit den Augen der Richtung seines Blickes, und wendete mich um, da stand der Faktor hinter mir. Ich sprang freudig auf und griff seine Hand, während er sich einem Polster näherte, das man für ihn auf den Teppich gelegt hatte, und eine dargereichte Pfeife annahm. Ich setzte mich neben ihn auf den Teppich, was der Moslem über zu nehmen schien, doch nichts als: dummer Jud! in den Bart brummte.“

„Es ist wahr, sagte der Parse, seine Glaubensgenossen sind zu ihrem großen Nachtheil noch so eigensinnig, als zu Zoroasters Zeiten; er selbst scheint aber vor Kurzem erst Luft gehabt zu haben, diesen Eigensinn abzulegen. - Hier lachte der Moslem wieder, ward ganz heiter, und sah mich ironisch lächelnd an, mit den Worten: schlauer Jud! wendete sich aber sogleich an meinen Beschützer, und fragte:“

„Was wollte Dein Prophet von den Juden? - „Er kündigte sich ihnen als der verheißene Messias an, aber sie verwarfen ihn, weil er in Armuth und Niedrigkeit zu ihnen kam. Eben so machten sie es mit dem Weisen von Nazareth.“ - Noch ärger! bey dem Propheten! - Nach einer Pause fragte der Muhamedaner: Was wollte er denn die Juden lehren? - „In der Hauptsache waren die heiligen Schriften der Christen enthalten - “ - Gutes Buch! - “Daß es nur Einen Gott giebt, der Himmel und Erde, die Menschen und alle Creaturen geschaffen hat, und alle Menschen, nicht die Juden und nicht die Moslems allein, auch Christen und Abgötter, wie seine irrenden Kinder liebt, sie straft und belohnt, wie sie's verdient haben, bald früher, bald später; sie aber am Ende Alle in die Seligkeit seines Antlitzes eingehen läßt.““ -

„Der Moslem schien unzufrieden, und fragte mürrisch: Habt Ihr denn nicht zwey Götter? einen guten und einen bösen Gott? - „wenn ich ja sagte, so würdest Du mich für einen Christen von der Zuey halten. Die Vernünftigen in aller Welt wissen nur von Einem Gott, wie Muhamed, und Zoroaster, und Jesus, und Abraham, und alle Weisen. Aber die Menschen, denen das innere Licht nur schwach leuchtet, wollen Alles vor Augen sehen, um es zu glauben. Ihnen ist die vielfache Macht des Ewigen, wie sie uns Kurzsichtigen erscheint, ein vielfach Göttliches, oder gar vielfach Persönliches. Ormuzd und Ahriman sind Mächte des Ewigen in verschiedener Erscheinung; nie gesehen, nie begriffen; aber auf die Dauer immer so räthselhaft dem Menschen, wie schwankend und unbestimmt die Bedeutung der Worte gut und böse.“ - Aber Ihr betet ja das Feuer an! - Was heißt beten! sprach der Parse mit Ernst und Würde, richtete sich auf und fuhr mit einer ganz eigenen Innigkeit fort:“

„Wenn, von dem natürlichen Zauber des Schlafes die Bande der Glieder gelöst, der Körper unbrauchbar, nur neue Kräfte zum Dienst der unsterblichen Seele sammelte, und die neu belebte Seele, sich ihrer selbst bewußt, von Dankbarkeit und Ehrfurcht erfüllt, den Ewigen sucht, sich ihm zu weihen; ein Bild des Ewigen sucht, das irdische Augen darauf zu richten, so ist ihr jedes seiner zahllosen Werke sein Bild. Aber sein würdigstes Bild, sein ähnlichstes Bild ist das ewige Licht, so gestaltlos, so wohlthätig, so umfassend, so allgegenwärtig, so unfehlbar, wie es hienieden kein anderes ist. Und wird dieß himmlische Bild uns entzogen durch vorübergehenden irdischen Schatten, wie könnten wir's uns besser vergegenwärtigen, als durch die leuchtende, wärmende,

reinigende Flamme auf geweihtem Altare, bis unsere Hymnen wieder bey der Rückkehr himmlischer Strahlen den Ewigen zu preisen vermögen?“

„Er, der sich selbst genug ist, liebte seine Geschöpfe, noch ehe er sie schuf. Seine Liebe sorgte für ihre künftigen Bedürfnisse alle, zuerst aber für die höchsten; denn er sprach: es werde Licht! und es ward Licht. Aber die schwache Menschheit versank immer wieder in der Finsterniß, und immer wieder sprach der allliebende Ewige: es werde Licht! und so kamen Abraham, Moses, Zoroaster, Jesus, Confutse, Muhamed und die vielen Lichtfackeln des Menschengeschlechts, zu allen Zeiten, an allen Orten des Erdballs, die ein Strahl des ewigen Lichts entzündeten, das aber, leider! hienieden seinen Glanz so oft verliert und oft nur Brand und Unheil verbreitet, wo sich die Gemüther der Finsterniß zuwenden. Aber des Ewigen Licht und Liebe sind unendlich! Uns Alle, wie wir auch geirrt haben mögen, führen sie doch, in Flammen geläutert von irdischen Wahn, in die Seligkeit seines Antlitzes ein.“

„Mit Bewunderung und Hochachtung hörte ich den erwärmten Parsen an. Er winkte mir, ihm zu folgen. Wie versteinert, das Rohr aus der Hand verloren, mit weit aufgerissenen Augen uns anstarrend, ließen wir den Moslem sitzen. Unter Wegs fragte mich der Faktor, wie ich hieher gekommen, und wozu ich mir jenen Urlaub erbeten hätte? Ich erzählte ihm Alles auf's Genaueste, was ich heute schon einmal flüchtiger erzählt hatte. Er lachte nicht; er war vielmehr ernst und sprach mit verweisendem Tone: Das kommt vom Müßiggange her! Heute noch sollst Du nach Madras abreisen.“

„So geschah es auch. Ich richtete meine Geschäfte mit Pünktlichkeit aus, und war nach wenig Wochen wieder in Cashmire. Hier bekam ich, auf Mulhar's Veranlassung, noch einen sorgfältigen Religions-Unterricht von unserm Rabbi, und lernte die Uhrmacherkunst, die ich seitdem überall über, wo ich auch nur seyn mag. Sie macht mir Vergnügen, bringt mir Geld ein, ich bin nie müßig, lache meiner Thorheiten, verehere jedes heilige Buch, aber es wird mir wahrlich nie wieder einfallen, meine Religion verändern zu wollen.“

Mit dem Ausdruck der Rührung und Heiterkeit erstieg Mulhar unsern Hügel und sagte uns: Mein Kranker hat die Crisis überstanden; ich darf hoffen, seine gute Natur werde sich zur Genesung durcharbeiten. - Schweigend traten wir unsern Rückweg an. Jeder schien in Gedanken vertieft, und Jeder mochte wohl der Stille sich auf eigene Weise erfreuen. - Als wir aus dem Schilf ins Freye gleiteten, unterbrach Müller das Schweigen, und sprach zu seinem Gastfreunde: Der alte Fleck bringt wieder die alten Gedanken mit. Du warst bey der Seelenwanderung.

„Dabey wollte ich gerade nicht seyn, versetzte Jener. Ich wollte Dir vielmehr nur sagen, es würde ein Leichtes seyn, Dich zu überzeugen, daß die Lehren der Braminen ehrwürdig sind und auf sehr vernünftigen Gründen beruhen; daß Du selbst aber mir die Zeit dazu nicht gönnen willst, da Du mein Haus meidest, das doch das Deinige ist. Doch Dein Wille geschehe, denn er ist der Wille eines Verständigen. Darum ist es denn auch vielleicht eine überflüssige Frage an Dich: Ob Du es Deinem jungen Freunde für zuträglich hältst, daß er, auch in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen, so ganz mein Sohn sey, wie meine übrigen Kinder?“

Freylich, freylich! eine sehr überflüssige Frage! erwiderte Müller lebhaft. Ist denn Deine eigentliche Religion nicht die jedes Vernünftigen, jedes wahrhaft Gebildeten, jedes reinen Christen? Ist sie nicht die Religion des Herzens? Ist nicht das Herz Gottes Stimme? Frage ihn doch nur selbst - (und sich zu mir wendend) Haben wir Beyde eine andere Religion? Und dieser da (indem er auf unsern Schwarzen zeigte) und wir Alle, Alle!

Mulhar ergriff meine Hand und fragte sanft: Wie sagt Dein schönes Lied? Einen Vater haben wir - Ja! rief ich aus, das werde ich nun auch meinen lieben Geschwistern zurufen! -

Früh, am Morgen, reisete Müller ab, und nahm meine ganze Seele mit sich. Bald aber, glaube ich mich zu erinnern, fühlte ich mich stark genug, mich an mir selbst von diesem Schmerze aufzurichten. - Schöne Jahre, schöner als das Erdenleben sie dem glücklichsten Sterblichen zu versprechen vermag, lebte ich im Hause meines indischen Vaters. Ich hing mit ganzer Seele an den Lehren des Weisen und an den Beschäftigungen der Schule. Wie zum Andenken an meinen ersten Freund in Bombay, vernachlässigte ich die Kenntnisse des Handels, der Erd- und Völkerkunde, nicht; aber ein unüberwindlicher Trieb zu Verehrung und Erforschung der Werke des Ewigen, und zu hülfreicher Theilnahme an jedem fühlenden Mitgeschöpf, wendete meine ganze Liebe, Sorgfalt

und Thätigkeit der Natur- und Heilkunde zu. Da erneuerte ein Ruf aus der Ferne den zerreißen den Schmerz der Trennung und - welche Heimath mußte ich verlassen!

Goolchund war mein wärmster Freund geworden. Wir arbeiteten mit einander und waren auch in den Erholungsstunden unzertrennlich. Ich war älter als er, und glaubte mehr Erfahrung zu haben, obgleich meine Erfahrungen eigentlich nur Bilder einer sehr lebhaften Phantasie waren. Er war dagegen von einem sinnigen Wesen, einer Reinheit und Unschuld, einer Tiefe und Innigkeit, Heiterkeit und Sanftmuth, wie sie kaum der Erde angehören zu können schien.

Eines Abends, in der warmen Nachtluft, saßen wir an einem der Springbrunnen, unter den hohen Tiekbäumen, die von leuchtenden Insekten so angefüllt waren, daß die ganze Laubmasse ein, sanft im Nachthauch bewegtes, Lichtmeer schienen, und die plätschernde Wassersäule, von jenem Abglanze, in dem hellsten Demantlichte wiederstrahlte. Da trat ein Hirkarah zu uns, ein Bote, der nach Mulhar fragte. Als ich hörte, er sey zwar aus Delhi, bringe aber Briefe aus Bombay mit, war meine Freude so groß, daß ich ihn eilends zu Mulhar führte, und diesen um Nachrichten von Müller bat. Er übergab mir, statt aller Antwort, einen Brief meines Freundes an mich, mit dem ich eilends wieder zu Goolchund, an den erleuchteten Brunnen lief. Der Brief enthielt noch einen andern, den ich nicht lesen konnte. Müller schrieb mir in der Hauptsache Folgendes:

„Der einliegende Brief ist so schlecht geschrieben, daß ich seinen Inhalt nur mit viel Mühe und Zeitverlust entziffert habe. Er ist von Deiner ersten Pflegerin, unserer ehemaligen Beschließerin. Sie lebt in dem Hause des Herrn P- -, dessen verstorbener Oheim einst einen fremden, deutschen Knaben dem hiesigen Hospital anvertraut hat, und bald nach seiner Rückkunft in Europa gestorben ist. Wer der deutsche Knabe gewesen sey, wirst Du leicht errathen. Auch an den Herrn P- - war, wie an so viele Andere, durch meine Agenten in Deutschland, die Bitte eingegangen, gelegentlich nach einer Familie zu forschen, die einen Knaben verloren hätte, wobey man die Zeit und den Ort muthmaßlich angab. Nach langen vergeblichen Bemühungen, zu denen die Beschließerin ihren Hausherrn unablässig anfeuerte, wie sie meldet, ward endlich ein unbemittelter Mann in einem kleinen deutschen Städtchen ausgefunden, der einen Knaben Deines damaligen Alter in jener Zeit auf unbekannte Weise verloren hat. Der Name dieses Mannes ist durchaus nicht zu lesen, und Herr P- -, der sich in seinem Briefe auf den der Beschließerin bezieht, nennt ihn nur den Alten, und hält es aus vielerley Gründen für sehr wahrscheinlich, daß er Dein Vater sey, der eine große Freude hat an der Möglichkeit, daß sein viel beweinter Sohn noch am Leben seyn könne, sich aber, aus Furcht bitterer Täuschung, keiner Hoffnungen überlassen will, die auf so unsichern Vermuthungen beruht.“

„Du weißt nun, wovon die Rede ist. Ich halte meine Meynung zurück, um auch selbst wider Willen keinen Einfluß auf Deine Entschlüsse zu haben. Meinen Rath brauchst Du nicht, da Mulhar's Weisheit Deiner Unerfahrenheit eine bessere Stütze ist, als ich es seyn könnte, und der eben daher auch Deinen Entschluß Die selbst allein überlassen wird. Doch wünsche ich, daß Du Dich bald entschließest, und mir durch denselben Hirkarah Deine Antwort zukommen lassesst. Auf meinen Beystand kannst Du in Allem unfehlbar rechnen.“

Stumm und regungslos, wie ein Bildsäule, saß ich da, mit dem Briefe in der Hand. Goolchund's sanftes Zureden erweckte mich aus dem traumähnlichen Zustande. Ihm war das alles ein Räthsel, denn er kannte meine Geschichte nicht, und hatte es längst wieder vergessen, daß ich ein Europäer sey. Ich wurde daher bewogen, ihm aus meinem Leben das zu erzählen, was ihm den gegenwärtigen Brief erklären konnte.

„Du warst, sprach er dann liebevoll, für Europa bestimmt, und ich für Indien. Der Rathschluß des Ewigen schien uns durch die weitesten Meere getrennt zu haben. dennoch kamen wir auf so wunderbaren Wegen zusammen und lebten so schöne Jahre einer ungetrübten Freundschaft mit einander. Wie schön ist das! Wie allgütig ist es Ewige! Wie mag denn die Zukunft uns beängstigen, da Er auch sogar eine Trennung, wenn sie nöthig ist, zu unserm Segen leiten wird! Nicht trauern, nicht bitten! danken wollen wir dem allliebenden Vater der Menschen!“ Bey diesen Worten erhob er sich, und ich mit ihm, und in ehrfurchtsvoller Stille brachte Jeder dem Lenker unserer Schicksale ein inniges Dankgebet dar, während das Geräusch der verklärten Wassersäule und das dicht belaubte Lichtdach über uns, in der Finsterniß der Nacht, die Stätte zu einem Tempel zu machen schien.

Wie theuer war mir dieser Freund! wie weise der Jüngling! Wie wohlthätig ward er mir! Wie einstimmig waren wir damals Alle!

Wir konnten beyde lange nicht einschlafen, und besprachen uns über den wichtigen Brief, den ich meinem Gefährten Wort für Wort übersetzen mußte. Du siehst daraus, sagte ich, daß es sehr ungewiß ist, daß der Alte mein Vater ist. Können denn nicht viele Kinder verloren gehen? Ist es nicht wenigstens der Vorsicht angemessen, ehe man eine so weite und gefährvolle Reise unternimmt, genauere und bestimmtere Nachrichten einzuziehen? -

„O täusche Dich nicht! versetzte er: Der gute alte Mann, der Jahre lang um sein verlornes Kind weinte, und es nun nicht mehr wieder zu finden hofft, weil er die Rathschläge der Vorsehung nicht kennt, ist gewiß Dein Vater. Und wäre er's nicht; wer kann's wissen! ist er doch auch ein Vater, der vielleicht kein anderes Kind hat! Als Du den Deinigen aus kindischem Leichtsinne entliefst, da wußtest Du freylich nicht, was Du thatst; aber bittere Thränen haben sie doch über Dich geweint. Jetzt, da Du vielleicht so viel Freude machen kannst, aus freyem Willen, als Du unbewußt Gram und Trübsal verursachtest, die doch gewiß Dein Vater litt, wolltest Du jetzt säumiger zum Guten seyn? Du brauchst vielleicht keinen andern Vater, weißt Du aber, wie sehr der arme Alte einen Sohn braucht?“

Es bedurfte des Allen nicht bey mir, aber ich litt schon den Schmerz der Trennung, von dem mein Gefährte in seiner Unschuld nichts wußte und woran er noch nicht dachte. Als ich wieder zu ihm sprach, war er schon eingeschlummert. Auch mir widerfuhr endlich diese Wohlthat. Da ich erwachte, war Goolchund schon fort, aber ich traf in bey Mulhar, zu dem ich mich sogleich begab. „Ich höre Du willst uns verlassen!“ rief mir dieser entgegen. Diese Worte trafen mich wie ein Blitzstrahl; ich wendete alle Gewalt an, meine Thränen zurück zu halten, aber ich stand wie ein verurtheilter Verbrecher da, unfähig ein Wort hervor zu bringen.

Liebreich ergriff Mulhar meine Hand, wir setzten uns, Goolchund war bey uns, sprach aber in des Vaters Gegenwart nicht unaufgefordert. Dieser legte mir nun, in seiner sanfte Weise, alle Gründe vor, die meinen Entschluß auf die eine oder auf die andere Seite lenken könnten, und forderte mich auf, sie nach ihrer Wichtigkeit gegen einander abzuwägen und ihren Werth selbst zu bestimmen. Er sah mit Theilnahme meinen Kampf zwischen Pflicht und lobenswerther Neigung, mit Wohlgefallen meine unbegrenzte Liebe und Dankbarkeit gegen ihn und die Seinigen, mit einer gewissen innigen Freude, wie gering ich mich und mein Wohlseyn gegen die Thränen eines unbekannten Vaters anschlug. Mit Rührung schloß er mich in seine Arme und sagte: „Gehe den Stürmen des Lebens mit ernster Fassung entgegen, mein Sohn! leide jeden Schmerz mit Muth und Ausdauer, fürchte aber keinen, und werde ein Mann.“

Goolchund sagte mir, er habe den Vater gebeten, mich nach Europa begleiten zu dürfen; nach wenigen Worten desselben habe er jedoch seine Thorheit erkannt, darauf aber die Erlaubniß erhalten, mit mir nach Bombay zu reisen.

Wie hier jeder wohl überlegte Entschluß sogleich ausgeführt wurde, so sollte auch ich und mein Freund Müller die Antwort auf seinen Brief selbst bringen. Mit Ruhe und Umsicht, aber ohne Zeitverlust, wurden die Anstalten angeordnet und sogleich vollzogen. Der Buchar hätte ohnedieß in Kurzem eine Reise nach Dekan gemacht, und begleitete uns jetzt. Auch Golkas, der israelische Neger, war von der Reise. Wie schwer wurde mir der Abschied! Zuletzt fragte noch Mulhar: Du gibst uns recht oft Nachricht von Dir, und wenn Du uns brauchst, oder wir Dich, so kommst Du wieder zu uns. - O bald, bald! rief ich aus.

Es ging über Delhi, Broah und Surate. Diese ganze Zeit ist mir aus dem Gedächtnisse verschwunden, bis auf einige Gespräche mit meinem geliebten Goolchund. So gänzlich war meine Aufmerksamkeit von allem Äußern abgewendet. Es war eine trübe Zeit! Doch war das Wiedersehen meines ersten Freundes ein tropfen Balsam in der Wunde. Ich betrachtete mir den Geliebten lange aufmerksam; er war noch unverändert der Alte. Meine Ankunft überraschte ihn. Der Entschluß und seine schnelle Ausführung war aber ganz in seinem Sinne.

Eines Abends rief mich Müller in den Garten, wo ich den Buchar fand, und den alten Parsen, der uns einst an Mulhar gewiesen hatte, und einem seiner hiesigen Handelshäuser als Patron vorstand. Der Buchar nahm das Wort: Unser Freund und Vater, sagte er mir, will Dich nicht wie einen Fremden aus seinem Hause ziehen lassen. Der Neger Golkas, der dir mit so warmer Liebe und Treue anhängt, seitdem Du seine alte Mutter aus den Flammen rettetest, bleibt bey Dir, wo Du

seyst, so lange Ihr beyde es wollt. Es war sein eigener sehnlicher Wunsch, und Du weißt, welcher reelle und zuverlässige Geschäftsmann er geworden ist, wie nützlich er Dir also seyn kann.

Dann hat Dir Mulhar eine Kiste indischer Schriften mitgegeben. Er meynt, es würden Dir gerade diese in Europa lieb und werth seyn müssen. Beema hat für einen großen Ballen der besten Shawls gesorgt, und einen Packen voll der ausgesuchtesten Edelsteine beygefügt. Endlich hast Du noch eine artige Fracht indischer Handelswaaren aller Art, die ich Dir besorgen sollte. Golkas hat ein Verzeichniß von Allem, und hat die Einschiffung besorgt. Endlich, mein theurer Freund, habe ich Dir ein Andenken an uns mitgegeben, ein Paar meiner schönsten bucharischen Schecken, ein Paar Araber und ein Paar Turkomanen, Hengste und Stuten, Alle jung; das eine, von Dir selbst erzogen, wirst Du wieder erkennen. Golkas hat zwey Männer gedungen, die sie während der Reise pflegen und beschicken sollen, versteht sich, unter seiner Aufsicht. Sie sind eingeschifft mit Sattel und Zeug.

Verstummt vor Erstaunen sah ich ihn an, als mich der Parse anredete: Das Haus, dem ich vorstehe, kennst Du. Es gehört nicht mehr Mulhar; es gehört Dir und mir zu gleichen Theilen; die Firma bleibt die alte; zu Deinem Bevollmächtigten im Geschäft bietet sich Müller an.

Es versteht sich aber, fiel dieser hastig ein, daß Dein Capital in meinem Hause noch fortwährend darin bleibt, so lange Du es darin Lässest und ich lebe. Die Berechnung findest Du in Deinem Gepäck. Alles baare Geld, das Du vor der Hand brauchen könntest, hat unser redlicher alter Thomas in Verwahrung genommen. Höre nur! Er hat sich ein artiges Sümmchen hier in Bombay gesammelt, und ist aus Herrn Kraft's Kammerdiener ein reicher Mann mit grauen Haaren geworden. Jetzt will er in Europa bequem und behaglich sein Ende abwarten. Er wird aber noch jetzt so sorgsam und treu um Dich und Dein Bestes seyn, als einst in unserm Hause, da Dir seine Aufmerksamkeit und Erfahrung so gut zu statten kam. - Alle nöthigen Adressen und das Weitere findest Du in einer Note, unter Deinen Papieren, so wie noch Manches, was ich bemerkt habe, und hier zu weitläufig anzuführen wäre. Hier ist der Schlüssel zu dem Kästchen, das Thomas in Verwahrung hat. Tief bewegt rief ich aus: Warum überhäuft Ihr mich mit Schätzen? Ist denn Eure Liebe arm geworden? Wollt Ihr mich für immer fortschicken? Soll ich denn nicht wieder kommen?

Ja, doch! ja! mein Herzens Junge - rief Müller bewegt, umarmte mich stürmisch, und ich fühlte eine Thräne aus seinem Auge auf meine Wange fallen. Das ist ja eben alles nur, fuhr er fort, um einer genauen, ununterbrochenen Verbindung mit Dir gewiß zu bleiben in dieser unseligen Ferne. Unsere Herzen möchten wir Dir dazu mitgeben.

Das läßt Dir auch der Vater sagen, bemerkte der Buchar theilnehmend, und drückte mich an die breite Brust. Mein sanfte indischer Bruder schloß mich schweigend und wehmüthig in die Arme. Müller meynte, es sey nicht gut, sich noch weicher zu machen durch ein ganz müßiges Gehenlassen. Es wurden Schachtische gebracht. Der Buchar gesellte sich zu Müller, und der Parse entfernte sich. Als ich mich mit Goolchund hinsetzte, überraschte mich das, von ihm überaus zierlich gedrechselte, Schachspiel, das wir in Cashmire täglich gebraucht hatten. Ich besitze es noch jetzt, und brauche es oft.

Am folgenden Tage stand ich bewegt an Bord des Ostindienfahrers. Meine Freunde saßen in der Schaluppe, in der sie zurück fuhren. Noch sah ich Tücher wehen. Bald verschwand das kleine Fahrzeug zwischen den hohen Schiffen, und mit vollen Segeln ward ich in den Ocean getragen. Ich fühlte einen stechenden Schmerz; ich glaubte vom Leben zu scheiden. Es gab sich bald.

Auf der Höhe von St. Helena badete ich im Meere, als mich ein heftiger Krampf befiel, den ich noch nie gehabt hatte. Ich fühlte mich sinken und ward bewußtlos. Als ich zu mir kam, war ich auf dem Verdeck, wo Golkas jubelte und wiederholt ausrief: Nun hab` ich Dich noch zehn Mal so lieb als vorher. - Ey! sagte Thomas: der Schwarze hat Augen wie ein Falke, und schwimmt wie ein Albatros. Noch ehe sie sanken, war er schon mit einem Satze hinterher, und gleich oben; Sie hielt er im linken Arm, und mit der rechten Hand packte er ein Seil, das ich hinaus warf, bis ihm noch ein Matrose half. - In dem Augenblicke schleppte auch Golkas einen großen Sack herbey, und sagte mir: Hier sind die Arzneimittel, die mir der Weise von Cashmire für Dich mitgegeben hat; wähle Dir aus, was Du brauchst. Der Schiffsarzt, der schon herbey geeilt war, machte jede andere Hülfe unnöthig.

Die lange Reise ward mir besonders nützlich durch eine genaue Kenntniß des neuen Testaments, in dem ich meine Überzeugungen, über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, erst jetzt zu einer besonnen Festigkeit brachte. Außer diesem Buche der höchsten Weisheit, Liebe und Wahrheit, hatte mir Müller noch durch Thomas mehrere deutsche, französische und englische Bücher nebst den Wörterbüchern, zustellen lassen. Ich verstand den Wink, und arbeitete nicht ohne Anstrengung, mich von Seiten der Sprachen für Europa vorzubereiten. Endlich erwarb ich mir die wesentlichen Kenntnisse der Schifffahrt, und brachte meinen Körper wieder zu der alten Gewandtheit und Ausdauer in Anstrengungen. Das sorgfältig geführte Tagebuch dieser Reise und der ersten Monate in Europa, sammt den Betrachtungen, die sich mir am lebhaftesten aufdrangen, schickte ich nach Bombay und Cashmire.

Herr P- -, dessen Haus ich sogleich auffand, war abwesend, auf einem nahen Landhause, wie man mir sagte. Ich fragte nach der Beschließerin, erkannte aber die dicke watschelnde Frau nicht. Sie erkannte mich jedoch gleich, war außer sich vor Freuden, und wußte kaum was sie that. Dann aber besann sie sich, und mit den Worten: Herr P- - ist nicht zu Hause, aber komm nur, komm! ergriff sie mich bey der Hand, und führte mich durch mehrere Straßen athemlos fort. Doch war ihr die Anstrengung zu groß. Sie setzte sich auf einen Eckstein, und nachdem sie sich etwas erholt hatte, sagte sie: Bist du reich oder arm aus Ostindien gekommen? Da wir uns verständigt hatten, bekam ihre Zunge eine außerordentliche Geläufigkeit. Sie erzählte mir, sie habe in Europa gleich einen jungen Mann geheurathet, der aber unverweilt ihr Eigenthum verthan hätte; ich sey ihr die größte Dankbarkeit schuldig, und müßte ihr ein hinreichendes Capital schenken; jetzt führen sie mich zu der Tochter des Alten in B- und deren Manne, der Commis in einem angesehenen Handlungshause sey und in dem Rufe der Geschicklichkeit stehe, ohne jedoch Vermögen zu haben; da werde sich denn Alles finden. Ich gab ihr bald das Doppelte der von ihr bestimmten Summe, und habe sie nie wieder gesehen.

Herr Walter ward herausgerufen. Ein schlanker Mann, wohlgestaltet, wohlgekleidet, die Feder hinter'm Ohr; „Darf ich fragen?“ - Ich nannte mich Müller. - „In Geschäften des Hauses, wenn ich fragen darf, oder -?“ - Aber, lieber Gott! rief die Beschließerin aus: er kommt ja eben aus Bombay hier an! - „Ah! so! ich freue mich außerordentlich! darf ich bitten sich hinauf zu bemühen? Ich werde sogleich die Ehre haben!“ Mit diesen und machen andern Höflichkeiten führte er mich eiligst die Treppe hinauf, öffnete eine Thür, und schloß sie sogleich hinter mir. Ich war allein in einem wohleingerichteten Zimmer, und begriff, daß ich hier warten solle.

Bald darauf öffnete sich eine andere Thür, und es erschien eine stattliche Frau, mit einem Kinde auf dem Arm. Sie schien durchgehen zu wollen und überraschte bey meinem Anblicke; sie grüßte mich, und fragte, ob ich Jemand im Hause zu sprechen wünsche? Ich sagte ihr, ich hätte Herrn P- - nicht zu Hause getroffen, man habe mich von dort hieher, zu Herrn Walter geführt, der sehr eilig schiene, und mich hieher gewiesen habe, wie ich vermuthete, ihn abzuwarten. „Entschuldigen Sie meinen Mann! sagte die freundliche Frau; er ist gerade in diesem Augenblicke pressirt, vielleicht auch zerstreut, er wird aber gewiß gleich hier seyn. Nehmen Sie doch Platz unterdessen!“ Alles das kam mir so fremd und wunderlich vor, daß ich mich selbst zu beobachten müsse glaubte, um nichts Ungeschickliches zu begehen. Als wir uns gesetzt hatten, bemerkte die junge Frau:

„Ihrer Aussprache nach sind Sie ein Fremder.“

Ich weiß es nicht, erwiderte ich verwirrt; ich möchte es nicht seyn - ich komme aus Bombay -

„Wie? aus Ostindien? Und Herr P- - hat veranlaßt -?“ fragte sie in lebhafter Bewegung.

Ich bin kein Ostindier, versetzte ich, plötzlich besonnen: ich habe aber von Jugend auf dort gelebt, bey meinem Freunde Müller. - Ehe ich mich's versah, hatte sie das Kind auf den Fußboden gesetzt, mit beyden Händen mein Halstuch ergriffen, und rief nun unter strömenden Thränen: o mein Gott! mein Bruder! mein Bruder! Walter! Walter! und so war sie zur Thür hinaus, die Treppe hinunter - das Kind ward unruhig, ich war's noch mehr; ich näherte mich ihm, es zu beruhigen, es schrie; die Thür ging auf, Beyde stürzten herein: siehst Du die Narbe am Halse, unterm Ohr? rief sie - Nun es war richtig. Meine Schwester, mein Schwager.

Ich gestehe, ich war verwirrt. Es war mir auffallend, mit solcher lebhaften Freude empfangen zu werden, so viel Liebe und Herzlichkeit zu erfahren von Leuten, die mir doch ganz fremd waren. Ist denn die Blutsverwandtschaft ein magischer Zauber? fragte ich mich, und fragte mich um so ernstlicher, da ich dieselben Empfindungen auch für diese Fremden in mir erweckt fühlte. - Dann

gegenseitige Verwunderung; meiner seits, daß man mich mit Fragen bestürmte, was ich essen, welchen Wein ich trinken wolle? Ihrer Seits, daß ich nur ein Mal am Tage äße und nie Wein tränke. - Dann rief meine Schwester aus: Welcher Freude wird der Vater haben! - Wer ist denn unser Vater? fragte ich. - „Wie! Du weißt das nicht? Der Steuereinnehmer Holm in B-. Walter, Du mußt Dich nothwendig los machen! Das ist gar nicht anders möglich! Jetzt oder nie! Gleich morgen müssen wir uns auf die Reise machen. Es ist ja nur acht Meilen bis hin. Wenn wir früh aufbrechen, sind wir den Abend da.“

Ich erfuhr, daß mein Vater alt, aber noch rüstig, meine Mutter vor zwey Jahren gestorben sey, daß eine jüngere Schwester in ihres Vaters Hause die Haushaltung führe, wo denn auch seit einiger Zeit mein Bruder lebte, seitdem er seine Studien vollendet, und nun als Advocat im Städtchen thätig sey. Das war also meine Familie, wie man's nennt.

Wir wurden durch Herrn P- - 's Ankunft unterbrochen, dem die Beschließerin sogleich einen Eilboten zugesendet hatte. Ich übergab ihm Müller's Brief und begleitete ihn, als er ging. Ich mußte ihn nämlich ersuchen, mir Nachrichten von seinem Oheim zu geben. Da ich erfuhr, daß er hier gestorben sey, war mein Begleiter so gefällig, mich an sein Grab zu führen.

Ich war tief bewegt. Ich hatte ihn nur in frühester Jugend wenig Worte sprechen gehört, aber noch schien mir der sanfte Ton seiner Stimme im Ohr zu leben. Herr P- - ward mein Freund, und ist es noch. - Ehe wir uns trennten, sagte ich ihm, daß ich erst in England gelandet, sogleich hieher gekommen und meine Begleiter an ihn gewiesen hätte, und bat ihn, da ich morgen nach B- zu reisen gedächte, sich ihrer anzunehmen, und mich von ihrer Ankunft zu benachrichtigen.

Unterwegs nach B- sagte meine Schwester mit Rührung: Du wirst einen herrlichen Mann an dem Vater kennen lernen! - Liebe Friederike, unterbrach sie der sonst ruhige Walter: Nimm's nicht übel, es kommt mir wie eine Unbesonnenheit vor, daß wir den Vater am späten Abend überfallen wollen. Er ist, Gott Lob! gesund, aber er ist alt. Er ist gewohnt früh zu Bette zu gehen, die Freude wird ihn übermannen, ich glaube es wäre besser, wir träfen erst am Morgen bey ihm ein, wo man doch den ganzen Tag vor sich hat. - Meine Schwester billigte das, meynte aber, es müsse dann schon sehr früh geschehen, da der Vater schon um sieben Uhr in Geschäften ausritte, und wir ihn leicht verfehlen könnten, sie aber doch nicht wünsche, daß ihm die größte Freude seines Lebensabends noch unnöthig aufgeschoben werde.

Es ward also beschlossen, die Nacht in einem schlechten Wirthshause an der Herrstraße, eine halbe Stunde von B-, zuzubringen. Keiner von uns konnte jedoch vor freudiger Erwartung zur Ruhe kommen, wiewohl Friederike, ihres Kindes wegen, sich zu Bette legen mußte. Ich setzte mich mit dem Schwager vor die Hausthür; es war eine milde Sommernacht; ich hörte zum ersten Mal die Wachtel. Da mußte ich eine Frage an ihn thun, die mir schwer auf dem Herzen lag; wie es nämlich mit dem Vater stehe? ob sein Beruf ihm noch im Alter mit Geschäften überlade? ob ihm das nicht zu erleichtern sey?

„Ach nein! sagte Walter. Seine Berufsgeschäfte kosten ihm wenig Zeit und bringen ihm wenig Geld ein. Das hängt ganz anders zusammen. Er kam schon jung nach B- und nahm, in Hoffnung baldiger Beförderung, da er die Rechte studirt hat, die Steuereinnehmersteller an. Er fand aber bald in B- und in der Umgegend eine allgemein verbreitete Armuth und nicht die besten Sitten. Das ergriff sein weiches, edles Gefühl auf's Tiefste. Er machte deßhalb Vorstellungen bey der Regierung, mußte eine große Mengen Fragen über alle Details der Örtlichkeit beantworten, erhielt aber selbst keine Antwort. Er wiederholte seine Vorstellungen, erhielt aber Gegenvorstellungen, die er selbst zum Theile für nicht ganz grundlos erkennen mußte.

Er wurde nun zwar nicht müde, der Sachwalter des Elendes zu seyn; man wurde aber müde, ihn anzuhören, und verwies ihn zur Ruhe.“

„Da entschloß sich der redliche Mann, selbst Hand ans Werk zu legen. Er lernte die Armen genau kennen; gab her was er hatte; bettelte bey Wohlhabenden; bettelte aus der Ferne Geld zusammen; bettelte um Arbeit für die Armen; unterstützte sie mit Ratschlägen; sah immer selbst zu, ob seine Vorschriften befolgt, seine Gaben nach der Absicht verwandt wurden; führte selbst Rechnung für viele Familien; zwang den Trägen zur Arbeit, den Lüderlichen zur Ordnung; verschaffte neue Erwerbszweige - ich weiß nicht, was er alles that - kurz, er that Wunder, und führte seinen heroischen Entschluß aus.“

Welch ein Mann! rief ich aus. Und das ist mein Vater! und den lerne ich erst jetzt kennen!

„Diese Wunder der Menschlichkeit, fuhr Walter fort, mußte ihm denn auch ein außerordentliches Ansehen verschaffen, Die Regierung ward aufmerksam auf diese seltene Thätigkeit und Brauchbarkeit. Er ward befördert und versetzt, schlug es aber aus. Man wollte ihn belohnen; er bat um Geld, und erhielt ein ansehnliches Gehalt, das seine Pflöglinge beziehen. Sein Ruf verbreitete sich nach und nach, drang zu den Ohren redlicher Reichen, so ward ihm seine Mühe immer mehr erleichtert, und seit Jahren giebt es schon keine Armen mehr in und bey B-, keinen Faullenzer und keinen Säufer. Ein Mädchen, das als Waise der von ihm versorgten Eltern zurückblieb, versorgte er am besten, er heurathete sie; das war Deine Mutter.“ -

„Endlich, um ihm Erleichterung zu verschaffen, entließ man ihn seiner Stelle und ließ ihm seinen Gehalt als Pension. Er behielt aber sein Amt, forderte jedoch als Zulage, was man seinem Nachfolger im Amte hätte geben müssen, und erhielt es. - Aus diesen Mitteln errichtete und erhielt er das vortreffliche Krankenhaus in B-. Als ich um meine Frau anhielt, erklärte er mir: seine Tochter habe kein Vermögen. Er halte sie mit der Erziehung, die sie erhalten, für hinlänglich ausgestattet. Er habe sich freylich ein kleines Capital gesammelt, das ließe sich aber nicht angreifen, weil er sonst, nach seinem Tode, für sein Krankenhaus keinen Rath wisse. - Die Gewohnheit, täglich solche Bekannte und das Krankenhaus zu besuchen, ist ihm geblieben, und das sind seine eigentlichen Berufsgeschäfte, in denen er es denn auch, wenn man sie kennt, nicht wenig zu thun giebt, und eine sehr sorgfältige Aufsicht erfordert.“

Mit welcher tiefen Ehrfurcht für meinen unbekannten Vater mich diese Nachrichten erfüllten, ist leicht zu denken.

Mit dem Tage brachen wir auf, den kurzen Weg zu Fuße zu machen. Wir gingen durch Kornfelder und Wiesen, auf einem Fußstege, an den Krümmungen eines Schmerlenbaches hin, der durch Weiden und Erlenbüsche floß. Über Wiesen, deren Blumen von Thau glänzten und auf denen fettes Vieh weidete; wieder zwischen Lein- und Kornfelder. Hoch über uns trillerte, im blauen Raum verborgen, die Lerche. Es zeigten sich die ersten kleinen Häuser der Landbewohner in der Nähe; dann Gärten und kleine Häuser mit grünen Fensterläden und rothen Dächern; beschorne Hecken und bunt gemalte kleine Gartenthüren. Bald waren wir auf dem unebenen Steinpflaster. Enge Gassen zwischen kleinen Häusern mit hohen Giebeln, die schon die Strahlen der niedrigen Sonne erleuchteten. Kleine Bäckerläden wurden geöffnet und warmes Brod herausgeschoben. In einer offenen Schmiede ward schon das Feuer mächtig angeblasen. Ein Einhorn prangte über der Thür einer Apotheke. Ein Kuhhirt stieß ins Horn, und bunte Kühe schritten schwerfällig in der Mitte der Gasse an uns vorbei. Plumpe Mägde klapperten laut mit Holzschuhen auf den Steinen. Alle grüßten stumm, aber mit freundlicher Gebärde. In die große Thür eines kleinen Hauses, die zwischen zwey langen, grünen Bänken von beschornen Linden beschattet war, gingen wir ein, nachdem ein blanker metallener Klopfer bewegt worden war, und eine Magd verwundert ausgerufen hatte: I Herr je! Madame Walter, wo kommen Sie denn so früh schon her?

Ist der Vater aufgestanden? fragte die Schwester. - Er geht so eben zum Frühstück. - Wo ist Röschen? - Sie hat so eben dem Vater das Frühstück gebracht. - Eine Thür öffnete sich, und ein noch rüstiger Greis im Schlafrock, eher klein als groß, mit fast weiß gebleichtem Haar, aber zwey kleinen, lebhaften Augen, fragte: Wer hat denn da geklopft? - Lieber Vater - rief meine Schwester aus, und lief ihm entgegen. - Ey sieh doch! Friedrike! und Du auch, Walter! Wie macht ihr mir gerade jetzt so unverhoffte Freude? Kommt doch geschwind herein! Röschen! Röschen! - Aber wen habt Ihr da bey Euch? - Das sollst Du bald erfahren, Väterchen; es ist unser liebster, bester Freund. -

Mir klopfte das Herz hörbar im Busen, als ich in die geräumige Stube eintrat. In der Mitte stand ein großer Tisch von Nußbaumholz; rings an den Wänden schwere Stühle mit braunen Sitzen. Ein Glasschrank mit Holzrath in der einen Ecke, ein solcher in der andern mit Büchern; ein großer Ofen; daneben ein großer Lehnstuhl; auf den Fenstern Blumentöpfe, Kanarienvögel in Käfichen höher angehängt; draußen ein Obst- und Gemüse-Garten. Ein hübsches junges Mädchen, das Bild blühender Gesundheit, war beschäftigt Kaffee in Tassen zu gießen.

„Seyn Sie mir willkommen, mein Herr, und lassen Sie sich's bey uns gefallen!“ sagte der Alte, und reichte mir die Hand, die ich nur mit Ehrfurcht ergriff. - „Denk nur, Vater, dieser Mann kommt aus Ostindien, hat den jungen Deutschen dort gesehen, bey Herrn Müller in Bombay, der damals

seinen Eltern verloren ging, als wir den Bruder verloren. Herr P—ist jetzt ganz gewiß, daß jener junge Deutsche mein Bruder, Dein Sohn sey.“ -

Der Greis hatte sich gleich bey den ersten Worten abgewendet und zum Fenster hinaus geblickt. Ohne seine Stellung zu verändern, sagte er mit sanfter Stimme: „Warum weckt Ihr Hoffnungen in mir, die doch nie in Erfüllung gehen werden!“ - „Aber, bestes Väterchen! Höre doch Herrn P—'s Gründe! Höre doch diesen Freund, der Dir von ihm sagen kann -“ -

Sichtlich bemüht, Fassung zu behalten, aber mit fester Stimme, wendete er sich zu mir: „Ich habe auf unbegreifliche Weise meinen zweyten Sohn verloren, in seinem fünften Jahre, und seitdem kein Lebenszeichen von ihm gehabt. Seit zwey Jahren etwa ist meine Tochter, ist Herr P— bemüht, Hoffnungen in mir rege zu machen, die mir keinen Grund zu haben scheinen. Ein Herr Müller in Bombay hat einen elternlosen Knaben aufgezogen, der aus Deutschland seyn will. Welchen Grund giebt es aber, diesen jungen Menschen gerade für meinen Sohn zu halten? Und dann! wäre das Unglaubliche wahr, welches Kennzeichen habe ich zu geben, woran man dort meinen Sohn erkennen könnte?“ - Die Narbe! lieber Vater, die Narbe! rief ihm Friedrike lebhaft zu.

„Freylich wohl! aber was wird der Herr davon wissen! Sie haben den jungen Menschen, wie ich höre, in Bombay gesehen, mein Herr; sollten Sie zufällig an seinem Halse, auf der linken Seite, unter dem Ohr, eine Narbe bemerkt haben? Seine Mutter behauptete -“ - Aber meine Schwester, zitternd vor Freude, ergriff mein Halstuch, lösete es im Augenblick auf und schob mich mit der linken Seite dem Vater zu, und konnte nur ausrufen: Sieh doch! sieh doch, Vater! Ist denn das nicht Dein Sohn!

„Ist es möglich? rief der Vater mit steigender Bewegung aus: Sie, mein Herr - - O mein Sohn! mein Fritz! mein liebes Kind!“ Die Stimme versagt ihm.

Meine Schwester sprach noch viel unter Thränen, was die Unfehlbarkeit beweisen sollte, aber wir hörten sie nicht mehr. Ich war bisher in einem Zustande gewesen, für den es keine Worte giebt. Jetzt besann ich mich wieder für den schönsten Augenblick meines Lebens. Ich in den Armen meines Vaters! Dieser ehrwürdige Greis mein Vater! Meines Vaters Freudenthränen fließen um mich! Welches Leben wöge diesen Augenblick der Wonne auf!

Nun trat auch mein Bruder Heinrich ein, ein schön gebildeter, ernster junger Mann, mit einem gewissen Zuge tiefen Gefühls und einem Lächeln, in dem eine schöne Seele sich spiegelte, und das sein schönes Gesicht auf eigene Weise verklärte. Ich konnte kaum den Blick von ihm verwenden. Welche Freude, welche Liebe in diesem kleinen Kreise über mich Fremden!

Mein Vater hatte sich auf wenige Augenblicke ins Nebenzimmer zurück gezogen, jetzt trat er wieder ein und sprach: „Kinder! laßt uns auch mit der größten Freude meines alten Tage nicht leichtgläubig und leichtsinnig seyn. Was beweiset eine Narbe? Kann nicht auch ein Anderer eine eben solche Narbe haben?“

Sieh ihn doch nur an, Vater, sprach mein Bruder, ist denn das nicht der Mutter leibhaftes Ebenbild! Zur für Zug? und ihre Stimme? sieh ihn nur lächeln! - Nein, rief Friedrike aus, den Bruder laß ich mir nun und nimmermehr wieder nehmen! - Der Vater betrachtete mich aufmerksam, wischte mir die Locken aus der Stirn, lächelte innig, und schloß mich lange fest in seine Arme.

Vater, sprach Röschen, es ist zwar schon sieben Uhr, aber ich habe den Knecht geheißt, heute den Fuchs nicht zu satteln; ist's recht so, Vater? - „Freylich, freylich Röschen! Heute wird man ja wohl Nachsicht mit mir haben!“

Ich war in einer Spannung der Nerven und einer Gemüthsbewegung, die mir eine kurze Einsamkeit unumgänglich nöthig machte. Mit Erlaubniß meines Vaters entfernte ich mich, und ging in den Garten, mich zu sammeln. Dieser ehrwürdige Greis, der in Allem an meinen Müller erinnerte, den man für seinen Vater hätte halten sollen, und der ernste Heinrich, der in allen Zügen und in der Gestalt nichts von meinem Goolchund hatte, und doch so lächelte und so blickte, der ganz seine Seele haben mußte, und das hübsche, frische Röschen, und die stattliche Friedrike, und der gute, gesetzte, ruhige Walter, das war denn also der Kreis meiner Familie! Ich glaubte noch immer mit ihnen zu sprechen, sie noch zu sehen, zu hören, und vermochte mich nicht zu einiger Ruhe und Besonnenheit zu sammeln.

Ein Hinterpförtchen des Gartens lockte mich auf den grünen Anger. Die Sonne schien freundlich und warm. Ich besann mich, wie aus einem Träume, daß es die Morgensonne in Europa

war, die mich wärmte. Ich kam in ein Gehölz junger Birken, Ahorn, Espen und Vogelbeeren. Die Bäume und Kräuter zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. So dem Fußstege folgend, kam ich wieder ins Freye. Ein kleines Thal lag vor mir; unten ein Weiher, aus dem wilde Enten aufflogen, als ich mich näherte. Es war so still und sonnig um mich her. Ich blickte lange auf die sanft gekräuselte Wasserfläche. Die Fluth war so klar und schmeichelte sanft den wankenden Binsen, deren Halmen das Auge bis in die Tiefe folgen konnte. Es war nicht zu widerstehen! Ich entkleidete mich schnell, bot mit wollüstiger Lust dir Brust der erfrischenden Kühle dar, wiegte mich erquickt auf der Fluth, und durchschwamm den Weiher mehrere Male nach allen Richtungen.

Sonne, Luft und Wasser verfehlten nie ihre wohlthätige Wirkung auf meinen Körper und auf meine Seele. Ich war wunderbar gestärkt, erfrischt und beruhigt. So wirkte nun die Freude eine Heiterkeit in mir, die mich so wohlthätig belebte, wie Wärme des Himmels die Natur um mich her. Ich eilte zu den Lieben zurück, aber mit Ruhe und ohne Hast. Die Sicherheit ihres Besitzes machte meine ganze Seele freudig lächeln. Es war still im Holze. Einige Finken und Drosseln trugen zu Nester und lockten sich. Auf dem Anger lockte mich die Lerche in hoher Bläue; unwillkürlich ertönte auch aus meiner Brust ein Lied.

Es war mein Lied, das ich, fast jubelnd, aus voller Brust und Freude sang, als ich durch's kleine Pförtchen in den Garten kam, und aus der nahen Fliederlaube, mit ausgebreiteten Armen, mein Vater mir entgegen trat: „Ja Du bist mein Sohn! rief er bewegt aus, mein armer, lieber Fritz! mein verlornen, mein wiedergefundener Sohn! So sang Deine gute, treue Mutter dieß schöne Lied! Sie hat es Dich gelehrt, da Du kaum sprechen konntest, und ach! wie oft hat sie uns erzählt, wie Du überall Dein Lied sängest und es so gut behalten habest. O! lebte sie doch jetzt, diese Freude zu haben!“ Der Vater schwieg, tief ergriffen. Alle trockneten sich die Augen, denn Alle waren sie da in der Laube. -

Sie sagten's nicht, aber ich fühlte selbst, daß ich ihnen erzählen sollte, und so trug ich diese Schuld mit Freuden ab, nicht ohne Unterbrechungen, die ein überwallendes Gefühl Aller verursachte.

Ich konnte meine Geschichte am Vormittage nicht vollenden, und setzte sie Nachmittags, unter'm Apfelbaume, fort. Ein schattiges Plätzchen mit der Aussicht auf den Anger und das jenseitige Gehölz, das in dem warmen Gold der Abendsonne, ein lieblich stilles Bild, Ruhe und Frieden in der Seele ruft.

Röschen war die zierlichste Wirthin, und die sorgsamste, die ich je gesehen hatte, und söhnte mich mit den Europäerinnen aus, die mir anfänglich gar nicht gefallen wollten. Sie war fast immer in Bewegung, um alles Erforderliche zu besorgen, schien aber eine Martha uns Maria zugleich. Eben als sie wieder zurückkehrte und sich zu uns setzte, sagte mir die älteste Schwester: Wenn Du in Cashmire warst, lieber Bruder, so mußt Du uns recht viel erzählen können von den wunderschönen Shawls, die dort gemacht werden. - Allerdings kann ich das, erwiderte ich; ich kann noch mehr, ich habe Euch welche mitgebracht. - Was, riefen Beyde: echte Cashmirs sollen wir haben! und Beyde wurden roth vor Freude. - Nicht einen für Jede habe ich mitgebracht, fuhr ich fort: Jede soll so viele haben, als sie mag. - Hier verstummten sie vor Erstaunen, bis Friedrike mit großen Augen fragte: Bist Du denn so reich? - worüber Walter laut auflachte. Der Vater aber lachte nicht, und bemerkte nur: Ey sieh doch! reich! da wär' er auch was Rechts, wenn er reich wäre! Darauf stand er auf, und winkte mir, ihm zu folgen.

„Ich habe eine Frage an Dich zu thun, die mir längst auf dem Herzen liegt, sprach er, da wir auf dem Anger gingen: Wie ist's mit der Religion?“ - Meine ersten Antworten genügten ihm nicht ganz. Als ich mich ihm aber näher erklärte, hatte ich die Freude, sein verehrtes Antlitz sich immer mehr und mehr aufheitern, nach und nach in schöner Freude verklären zu sehen. Vor Allem ward er von Liebe und Achtung gegen meinen Müller erfüllt, der mich so vorsichtig und wohlmeinend dem Glauben meiner Väter erhalten hatte. Es ward nun ausgemacht, daß ich gleich am folgenden Tage den Geistlichen besuchen, von ihm unterrichtet werden, und so bald als möglich mit dem Vater und den Geschwistern das Abendmahl nehmen solle. Auf's innigste befriedigt und wie beglückt hatte nun der Vater meine Hand ergriffen, und indem er mich so zu dem Apfelbaume zurück führte, blickte er mich von Zeit zu Zeit so liebevoll an, daß ich mein Blut, wie in überwallender Freude, zum Herzen dringen fühlte.

Walter kam uns lachend entgegen, und rief uns zu: Ist das nicht einzig in seiner Art? Wir finden einen Bruder aus Ostindien, der uns durch seine Erscheinung die allergrößte Freude macht, und den wir zwey, drey Tage lang nicht fragen, welche Schätze er aus Ostindien mitgebracht hat, bis es, bey Gelegenheit der Shaws, der Kaufmannsfrau zuerst einfällt, ihn mit ehrfurchtsvollem Erstaunen zu fragen, ob er reich sey. - „Das ist ein großer Beweis Eurer Liebe“, erwiderte ich ihm dankbar mit einem Händedruck.

Da wir bey diesem Gegenstande waren, eröffnete ich ohne Zurückhaltung und als etwas Beyläufiges, wie meine indischen Freunde mich für Europa ausgestattet hatten. Das Erstaunen meiner Geschwister war nicht gering, und Jedes äußerte es auf seine Weise. Ach! sprach Röschen traurig, wenn er so reich ist, so bleibt er gewiß nicht bey uns! - Was ich bin und habe, erwiderte ich, gehört dem Vater. Er wird nach seiner Liebe und Weisheit schalten. - Der Vater hatte meine Eröffnung gleichgültig aufgenommen, hatte keine Verwunderung gezeigt, und versetzte jetzt ohne eigentliche Theilnahme: Du bist ja ein Kaufmann, mein Sohn, da wirst Du ja wohl mit Reichthümern umzugehen wissen.

Ich bin aber auch ein Arzt, lieber Vater, oder wünsche doch einer zu werden, und möchte mich nicht durch Handelsgeschäfte von der freyen Thätigkeit des ärztlichen Berufes abhalten lassen. - Was! rief mein Vater freudig aus; Du bist ein Arzt! Nun, da sey mir herzlich willkommen! So kann ich Dich, können Dich alle Nachbarn, kann Dich mein Krankenhaus brauchen. So behalt ich Dich, mein guter Fritz, wie Du da bist. Deine Schätze brauche ich nicht. Die wende Du an, wie Dein guter Kopf und Dein gesundes Herz es Dir eingeben werden.

Als man sich zur Ruhe begab, führte mich Heinrich die Treppe hinauf, unter's Dach, wo zwey artige Giebelzimmer die Aussicht auf den Garten hatten, und drüber hinaus, auf den Anger und das Gehölz. Hier wohnten wir, und auch hier lebte ich schöne Tage mit diesem geliebten Bruder, der mein Leben verschönerte und meine Seele erhob. - Wie ihn meine Nachrichten aus Osten anzogen, so hing ich an seinen Lippen, wenn er von Europa, von Deutschland sprach. Alles war mir neu, alles war mir wichtig, aber nicht alles erfreute mich.

Das mühselige Arbeiten, um zu leben, und das mühselige Leben, um zu arbeiten, um immer mehr Geld zu erwerben und es an genußlose Unbedeutenheiten und werthlose Kleinigkeiten zu verlieren; das unruhige Jagen nach Genuß, und den Genuß doch nur in einen leeren Schein setzen, der von einer wunderlichen öffentlichen Meynung zu einem eingebildeten Werthe ausgeprägt ist; die Abhängigkeit der Meynung überhaupt, von bestehenden, und wir mir schien, grundlos etablierten Conventionen von Werth und Unwerth der meisten Dinge, das alles konnte mir den Westen nicht anziehend machen.

Um so mehr schien mir der ungezwungene Umgang beyder Geschlechter ein anziehendes Resultat höherer Geistesbildung. Was ich in dieser Hinsicht in Cashmire erlebt hatte, so wie die Bildung Beema's und ihrer Töchter, fiel mir erst jetzt als ein Europäismus in Indien auf. Röschens und Friedrikes Stellung in der Gesellschaft war bey alle dem eine ganz andere. Hier sind die Frauen Staatsbürger, und ihre Rechte geben ihnen eine Würde, die ihnen die Natur selbst bestimmt hat. Im Hause selbst lernte ich den großen Werth des weiblichen Umganges kennen, und ward mir seines wohlthätigen Einflusses auf mich selbst deutlich bewußt.

Eine um so abschreckendere Frucht abendländischer Geselligkeit lehrte mich dagegen Heinrich in der Klatscherey kennen, einem Übel, das, nach seinen Erfahrungen nicht bloß der Kleinstädtere y angehört, sondern auch in den sogenannten Cotterien der großen Städte einheimisch ist. Suchte ich die Quelle dieser moralischen Seuche in den natürlichen Neigungen des Menschen aufzufinden, so mußte ich nicht weniger erstaunen über die unbegreifliche Vereinigung so entgegengesetzter Richtungen in einer Lebensweise, wie die mühselige Erwerbssucht und der geregelte Müßiggang, deren unglückliche Folgen gemeinschaftlich das Leben verderben und den Menschen so unnatürlich machen. Nicht weniger unnatürlich mußte mir daher alles vorkommen, was ich von der Unterhaltung in den Abendzusammenkünften beyder Geschlechter erfuhr; von den Männerclubs; vom Kartenspiel, als einzigem Nothbehelf; von dem Mangel an Ehrfurcht junger Leute gegen das Alter, ja selbst der Kinder gegen ihre Eltern u.s.w.

In Verwunderung verlor ich mich, wenn Heinrich mich einen überschauenden Blick in die abendländische Cultur der Wissenschaften thun ließ. Staat, Gesetzgebung, Rechtsverwaltung, welche umfassenden Worte! - Philosophie! - Aber wie kann, fragte ich, das kurze Menschenleben,

auch nur für eine so fein ausgespinnene Wissenschaft, sie ganz zu beherrschen hinreichen? - Wie! das Menschenleben reichte für eine Wissenschaft nicht aus! Wie ward es denn angewendet! Was hat es errungen? Ist einseitige Gelehrsamkeit die Bestimmung des Menschen? - Was ich dabey dachte, hat ein Franzose deutlich genug ausgedrückt: Toutes nos pensées, qui n'ont pas Dieu pour objet, sont du domaine de la mort. Und doch hat wohl Bossuet etwas ganz Anderes dabey gedacht, als ich.

Wie hätte ich nicht den christlichen Gottesdienst jedem andern vorziehen sollen! wie nicht den christlichen vor jedem andern Religionsstifter hoch verehren! wie nicht eine Religion heilig achten sollen, die sich auf seine Lehren und sein Leben gründet! Aber auch die Religion ist eine Wissenschaft geworden; ihre Priester sollen Tiefgelehrte seyn; was hat sie dadurch gewonnen? - Zeugen ihre Spaltungen in mancherley getrennte Confessionen und Secten für ihre himmlische Abkunft? Würde ihr Stifter an ihren Messen und Ablaß, oder an ihren Halbheiten und dreyhundertjährigen Symbolen sie für die seinige erkennen? Er, dem Kaiser geben hieß, was des Kaisers ist, wollte er eine Religion stiften, die ein Mittel zu irdischen Zwecken der Staatsgewalt seyn sollte?

Wie hätte ich nicht die überaus künstliche Maschine des wohl eingerichteten europäischen Staates bewundern müssen! diesen Triumph der feinsten Berechnung des menschlichen Scharfsinnes, zum Wohl der Menschen, zu Begründung ihrer dauernden irdischen Glückseligkeit! - Dann fragte ich aber: Was ist Glückseligkeit, wenn Dankbarkeit gegen die Wohlthaten des Allmächtigen sie uns nicht schon hienieden gewährt? Kann sie, auch durch die künstlichsten Einrichtungen, uns von außen gegeben werden? Später fiel mir ein Buch in die Hände, in dem ich Folgendes las:

„Millionen des Erdballs leben ohne Staaten, und muß nicht ein jeder von uns auch im künstlichsten Staat, wenn er glücklich seyn will, es eben da anfangen, wo es der Wilde anfängt, nämlich, daß er Gesundheit und Seelenkräfte, das Glück seines Hauses und Herzens, nicht vom Staat, sondern von sich selbst erringe und erhalte. Vater und Mutter, Mann und Weib, Kind und Bruder, Freund und Mensch - das sind Verhältnisse der Natur, durch die wir glücklich werden; was der Staat uns geben kann, sind Kunstwerkzeuge; leider aber kann er uns etwas weit Wesentlicheres, Uns selbst, rauben. - Wenn Glückseligkeit auf der Erde anzutreffen ist, so ist sie in jedem fühlenden Wesen; ja sie muß in ihm durch Natur seyn, und auch die helfende Kunst muß zum Genuß in ihm Natur werden.“

Das bunte Bild des Europäismus, voll Licht und Schatten, wie es Heinrich vor mir aufrollte, verwirrte mich. Ich konnte mich nicht darein finden. Das Nachdenken ward lebhaft in mir erweckt und geübt, aber nicht jeder Trieb der Seele so wohlthätig befriedigt. Es hatte etwas ungemein Schmerzliches, mich an all das Neue zu gewöhnen. Ich war wie ein Kind, das seine Amme verliert.

Walter hatte nur zwey Tage bey uns bleiben können. Wir brachten jeden Tag nützlich und arbeitsam zu, und erfreuten uns am Abend der allerschönsten Geselligkeit. An Stoff zu belehrenden und erfreuenden Gesprächen, an immer auf's Neue erweckter, gegenseitiger Theilnahme, konnte es Niemand weniger fehlen, als uns. Auch kam die nächste Zukunft, in Ansehung meiner, wieder unter uns zur Sprache, und des Vaters Erfahrung und reife Einsicht ordnete bald Alles auf's Beste an, indem er nur zu viel Rücksicht auf meine Neigungen nahm. So war Röschen eines Abends im Begriff, das schöne Bild eines künftigen thätigen und heitern Beysammenseyns lieblich auszumalen, als die Thür aufging, sie hinsah und mit einem Schreckensruf erblassend aufsprang. Golkas war es, in seiner orientalischen Tracht, der mich freudig umarmte und mir Briefe von P— und Walter brachte.

Was wiehern denn für Pferde draußen! fragte der Vater. - Es sind Pferde, die ich aus Cashmire mitgebracht habe. - Er wollte sie gleich sehen und trat zum Hause hinaus. Da war aber schon die ganze Stadt, Groß und Klein, Jung und Alt zusammen gelaufen, und sperrte die Gasse. Die beyden Mozambik-Neger und Golkas waren ihr fabelhafte Ungeheuer, das Ganze ein nie geahndetes Schauspiel. Es ward in der Nähe eine Scheune zum Pferdestall benutzt, bis auf Weiteres. Röschen hatte vollauf zu thun, die drey Schwarzen zu versorgen.

Ein Paar Tage später wurden die Hengste gesattelt, und ich begab mich mit Heinrich und einem der Neger in die Stadt unserer Handelsfreunde. Hier war bald Alles beschlossen und in Gang gebracht. Wir gründeten ein neues Handelshaus, Herr P--, Walter und ich, und für die großen Vortheile, die ich Jenen zugestand, erlaubten sie mir, so oft ich wollte, oder auch immer, abwesend zu seyn. Das Haus ist bisher immer im Flor gestiegen, und eins der ansehnlichsten, was es der Einsicht und Thätigkeit meines Gefährten und der direkten Verbindung in Bombay verdankt. Thomas war schwächlich, und hatte vorgezogen, sich in seinem Geburtsorte niederzulassen. Die beyden Neger wurden in der Folge zurückgeschickt, nachdem sich ein Paar Deutsche gefunden hatten, welche die Pferde auf die ihnen gewohnte Weise behandeln lernten. Golkas blieb unverändert bey mir, lebte aber mehr auf Reisen, die er für mich machte, als bey mir selbst. Ich bezog, im Einverständnisse mit meinem Vater, die Universität.

Vorher jedoch hatte ich noch einen unvergeßlichen Tag, den meiner feyerlichen Aufnahme in die christliche Gemeinde. Der Prediger des Ortes, ein dunkler Ehrenmann, erstaunte nicht wenig über meine gesammelten Vorkenntnisse, und gab mir seinen Unterricht in der Glaubenslehre mit einer Ängstlichkeit, bey der die Würde der heiligen Lehre, nach meinen morgenländischen Vorstellungen, sehr zu leiden schien.

Ich bekam aber zu gleicher Zeit einen ganz vorzüglichen Unterricht in der Kirchengeschichte, und die beste Anleitung zum fernern Selbststudium, von meinem Bruder, der mich jedoch mit den zwecklosen und unfruchtbaren Streitigkeiten, wo nicht die Verschiedenheit in Auffassung der reinen Idee das Interesse erregen konnte, verschonte. Dagegen untersuchte er um so sorgfältiger die Lehre des Heilandes selbst, zeigte ihren Bestand und ihre mannichfaltigen Abweichungen durch alle Jahrhunderte, durch alle Reformationen hindurch, wobey denn auch Autoren zur Sprache kamen, deren Namen wohl noch nie in der Kirchengeschichte genannt worden sind, die aber unstreitig, durch den Geist der Lehre Jesu zum Nachdenken erweckt, von ihm belebt und erhoben, ihn so ins Leben zu führen wußten, daß er zu keiner Zeit ganz verdunkelt wurde. Da sich nun hiebey auch Merkmahle einer Fortentwicklung des Menschengeschlechtes, durch das Myriadengestaltige Leben der Geschichte, unzweydeutig bemerken ließen, so lernte ich nicht bloß Christenthum aus diesem Unterrichte, die Welt und den Menschen lernte ich immer mehr kennen, daher also auch die Lehre Christi um so höher verehren.

Ich war hinlänglich vorbereitet zur öffentlichen Prüfung, wußte aber nicht, daß mein Vater sich deßhalb mit dem Prediger besprochen hatte, und diese Gelegenheit zu benutzen wünschte, seinen Mitbürgern auf ungewöhnliche, die Aufmerksamkeit spannende weise, die ihnen heilsamsten Wahrheiten der Religion recht eindringlich ans Herz zu legen. - Höchst freudig überrascht war ich, als der Gottesdienst mit meinem lieben Liede begann, das ich nun mit einer ganz eigenen Innigkeit mit meinem Vater, mit meinem Bruder, mit meinen Schwestern und meinem Schwager und mit der ganzen Gemeinde sang. Mein ehrwürdiger Vater suchte eine Thräne zu verbergen und seiner Stimme die Festigkeit zu erhalten.

Der Geistliche predigte über Galater am IV, V. 10. Er sprach im ersten Theile über Menschenliebe als Pflicht und als das Wahrzeichen edlerer Naturen; im zweyten von den besondern christlichen Pflichten der Mitglieder einer Gemeinde unter sich, und von der Unchristlichkeit in Verletzung dieser Pflichten durch anscheinend unschuldige Neigungen und Gewohnheiten. Im ersten Theile ward ich durch das Andenken an meine indischen Wohlthäter lebhaft gerührt. Die größte Wirkung auf mich that das Lied nach der Predigt, in welcher dazu ein nicht ganz ungezwungener Übergang gemacht war. Es war das Lieblingslied meines Vaters, das auf seine Veranstaltung dem alten Gesangbuche der Gemeinde angehängt, und damals noch nicht allgemein bekannt war, nämlich von Gellert: Auf Gott, und nicht auf meinen Rath u.s.w.

Als wir vor dem Altare versammelt waren, redete der ehrwürdige Geistliche mich an, erinnerte mich an die Hauptmomente meines Lebens; zeigte die bewunderswürdige Führung der Vorsehung in demselben; die vielfältigen Segnungen des Allgütigen, unter denen er besonders die Rückkehr in den Schoß meiner Familie und in die christliche Gemeinde heraushob, und so zur Prüfung überging. Seine Fragen waren so gestellt, daß sie mir nur Gelegenheit gaben, meine Überzeugungen im regelmäßigen Gange, zusammenhängend aber frey darzustellen. Ich benutzte die mir verstattete Freyheit, mich mit glühender Wärme und tiefster Ehrfurcht vor dem Höchsten und seinem göttlichen Gesandten, im Ergüsse des reinsten Gefühls gehen zu lassen, und hatte die

Freude, dieselben Gefühle auch in den feuchten Augen der Meinigen und des greisen Geistlichen zu lesen. Dieser richtete nun, mit Beziehung auf die von mir ausgesprochenen Überzeugungen, die Aufmerksamkeit der Versammlung noch besonders auf die Feyer des Abendmahls, das wir sodann mit der ganzen Gemeinde genossen.

Der ganze übrige Tag war eine schöne Nachfeyer des Morgens, in dem lieben Familienkreise, die durch die Gegenwart des Geistlichen heute nicht gestört, vielmehr erhöht wurde. Heinrich war an diesem Tage stille und inniger, als je. Seine Theilnahme zeigte sich mehr im Ausdruck seines ganzen Wesens, als in Worten. Als Alle zur Ruhe gegangen waren, und wir uns in unserm Dachstübchen allein sahen, umarmte er mich im Ergüsse zurückgehaltener Empfindungen mit einer Innigkeit und Wärme, in der ihn wohl kein Mensch übertrifft. Ich habe noch nie, sagte er, die höchsten Wahrheiten und die edelste Gesinnung reiner, ausdrucksvoller und gefühlter in einfachen Worten aussprechen gehört, als heute von Dir vor dem Altare unserer kleinen Kirche, der mir wie auf's Neue geweiht erscheint. Ich suchte ihm zu bedeuten, daß er nur sich selbst in meinen Worten gehört habe, und ein Gespräch, das des unvergeßlichen Tages würdig war, endigte auch den Abend.

Mit Heinrichs Hülfe ward der Vater geschickt ausgeforscht über Alles, was ihm für seine wohlthätigen Einrichtungen in B—wünschenswerth erschiene, wenn die Fonds zu bedeutenden Anlagen vorhanden wären. Diese wurden im Stillen mit Walter besprochen und angewiesen. Es ward in der Folge ein Schulgebäude errichtet, gute Lehrer angestellt, Knaben und Mädchen gut unterrichtet, eine Industrieschule angelegt, gute Handwerker dabey angestellt und ein bleibender Fonds zur Erhaltung dieser Anstalten sowohl, als des Krankenhauses, sicher belegt. Endlich trafen auch aus Cashmire noch mehrere Pferde ein, und der Vater hatte eine lebhaftere Freude an der bald sehr wohl eingerichteten Stuterey, die jetzt, durch den bedeutenden Absatz, sich selbst nicht bloß erhält, sondern noch einen ansehnlichen jährlichen Überschuß abwirft. Dieß alles war in wenigen Wochen verabredet und eingeleitet worden, und ich bezog die Universität, wohin mich Heinrich begleitete, um mir in den ersten Tagen, wie er sagte, als Dolmetscher bey Professoren und Studenten zu dienen.

Aus dem Scherz wurde aber Ernst, was ich zu meinem Schrecken und meiner Verwunderung erkannte, als der erste Gelehrte, zu dem mich mein Bruder führte, sich über seine Wissenschaft auszulassen begann, und bey den andern ging es um nichts besser. Heinrich lachte, und meynte, er habe das vorher gesehen; ohne auf deutschen Schulen gewesen zu seyn, sey es unmöglich eine deutsche Universität zu beziehen. Doch tröstete er mich mit der Versicherung, daß es mir leicht werden würde, das Erforderliche nachzuholen, wobey dann meine bisher gesammelten Erfahrungen und Kenntnisse mir doppelt zu Statten kommen würden, mich in der abendländischen Gelehrsamkeit zu orientiren, und ihr eine größere und vielseitigere Ansicht zu geben. Heinrich hielt einen früheren Bekannten, der im Begriff war, die Universität zu verlassen, einen Arzt, Namens Mayer, vor Allen dazu geschickt, unser Vorhaben zu begünstigen. Doctor Mayer, ein sehr gelehrter, heiterer junger Mann, von zuvorkommendem Wesen und angenehmer Körper- und Geistes-Bildung, willigte ohne Schwierigkeit ein, ein oder ein Paar Jahre bey mir zu bleiben, und auf angemessene Weise entschädigt zu werden.

Mein Bruder verließ uns bald, und ich begann meine neuen Beschäftigungen mit angestrenzter Erlernung der lateinischen Sprache und der griechischen. Außerdem las ich mit Mayer, nach einem Plane, der mit meinem Bruder verabredet war, eine Menge wissenschaftlicher, besonders naturwissenschaftlicher Werke durch. Die Erlernung der Sprachen ward mir leicht; die classischen Geschichtsschreiber zogen mich mächtig an; die Dicher waren mir keine Dichter; dagegen schien die neuere europäische Literatur, von der ich eine Übersicht bekam, meine bisherigen Kenntnisse erst zu ordnen und zu berichtigen, und der Autor, den ich auf's Genaueste kennen lernte, war Linné.

Ich war mit meinem Gefährten Mayer einige Male in B—gewesen; er gefiel sich dort, ward etwa achtzehn Monate nach unserer Bekanntschaft von meinem Vater als Arzt angestellt, und etwa ein Jahr später Röschens Ehegemahl. Ich setzte die, schon begonnenen, eigentlichen akademischen Studien, in der medicinischen Fakultät, mit großem Eifer fort, und vernachlässigte die classische Literatur nicht. Bey all dem fehlte mir, nach meiner Gewohnheit, hier, zu einem befriedigenden Leben gar viel.

Ich hatte lange Niemand, an den ich mit Liebe und Innigkeit anschließen konnte, Niemand, der den Trieb der Mittheilung über das, was mich lebhaft beschäftigte, mit mir theilte. Mit irgend einem der Professoren in näherer Bekanntschaft, oder gar in vertrauten Umgang zu kommen, wären einem Studenten unmöglich gewesen; mich aber schreckte von einem solchen Versuche die hochfahrende Miene und das pedantisch-absprechende ganze Wesen der Herren ab.

Die Sinnesart und Lebensweise der Studenten widerten mich an. Ich hielt mich entfernt von ihnen und lernte keinen der jungen Leute kennen, die ich doch täglich vor Augen hatte. In den Renommistenton konnte ich mich anfänglich am wenigsten finden; übersah und verzieh jede Beleidigung, die mir im Grunde keine war; wurde, nach der Absicht der jungen Leute, auf's Beschimpfendste behandelt; mußte mir ein Paar Male mit den Fäusten Luft machen, lehnte aber jeden Zweykampf unbedingt ab. Als ich diese kindische Bedeutung dieser Raufereyen nach einiger Zeit kennen lernte, hatte mein bisheriges Betragen mir aber schon gute Früchte getragen, man ließ mich in Ruhe und bewies mir sogar einige Achtung und Freundlichkeit, immer aber mit derselben Rohheit, die etwas Zurückstoßendes für mich hatte.

Es mußte jedoch gerade eine solche kindische Zänkerey seyn, die mir einen Freund erwarb. Die Natur hatte diesen jungen Mann nicht bloß mit dem einnehmendsten Äußern ausgestattet, sondern auch mit den ungewöhnlichsten Geistesgaben. Die Menschen dagegen hatten Alles gethan, diese gute Natur in unvernünftige Standesvorurtheile und üble Gewohnheiten zu verhüllen. Doch zerriß sein kräftiger Geist bald den trüben Schleyer, und zeigte sich in der ganzen Schönheit seines eigenthümlichen Wesens. Wir wurden bald die wärmsten Freunde, und hatten kein andern Umgang, als ein junges Mädchen, bey dem wir jeden Abend zubrachten.

Clärchen war das bewundernswürdigste und liebenswürdigste Geschöpf, das ich je gesehen habe. In ihrer Gegenwart lebten wir nur ganz in ihr. Sie war unterrichtet; hatte eine seltene Feinheit des Verstandes; eine außerordentliche Tiefe des Gefühls; eine Phantasie, die sie in den lieblichsten Bildern wiegte; eine nymphenhafte Gestalt, einen hinreißenden Ausdruck der Lieblichkeit und heitern Ruhe in dem nicht gerade sehr schönen Gesichte, und einen gewissen Charakter der Zartheit, der sich über ihr ganzen Wesen ergoß. Wenn sie sprach, glaubten wir die eigene Seele verschönert aus ihr zu vernehmen. So waren unsere Gesinnungen, Wünsche und Neigungen in uns Dreyen gleich. Diese schönen Abende! welche unsägliche Glückseligkeit gossen sie über mich aus!

In dieser schönen Zeit nun, in einem Augenblicke, da mein Freund auf kurze Zeit verreiset war, erhielt ich einen Brief von Müller, der aus Cashmire schrieb, Mulhar beginne seit Kurzem die Schwächen des Alters zu fühlen; er habe den Wunsch geäußert, mich wieder zu sehen - mehr vermochte ich von dem Briefe kaum zu lesen, und reisete noch an demselben Tage ab.

Mein Vater, als ich in B- eintraf, ward bestürzt über die Nachricht dieses plötzlichen Entschlusses. Er billigte ihn, da ich ihm meine Gründe nannte, doch blieb er wehmüthig und niedergeschlagen während der wenigen Stunden, die ich bey ihm zubachte, und entließ mich mit Thränen. Mein Bruder begleitete mich zu Walter und P--, und sagte mir, der Vater scheine zu fürchten, er werde mich hienieden nicht wieder sehen. Höchst erschreckt fragte ich: Fühlt er sich denn krank oder schwächlich? - Nein, erwiderte Heinrich; er ist einer der kräftigsten Greise, die ich je sah; aber er ist doch sehr bejährt, und Deine Reise ist weit, und Deine dortigen Verrichtungen -

Ich mußte einen Augenblick allein seyn, um mich zu sammeln und meine Gedanken zu ordnen. Dann erklärte ich dem guten Bruder: reisen müsse ich, doch wolle ich so bald wieder zurück kehren, als es mir nur immer möglich sey, und mich dann nie wieder aus B- entfernen. Da er bey dem Vater bliebe, so hoffte ich, daß er ihn in Heiterkeit, Mayer ihn in Gesundheit erhalten, Röschen ihn mit seinem Kinde noch besser erfreuen, und recht oft wiederholte Nachricht von mir ihm die Hoffnung baldigen Wiedersehens geben werde. -

Walter, Friedrike und P- waren nicht weniger erstaunt über den unerwarteten Entschluß. Allen kündigte ich baldigste Wiederkehr an. Es war im Winter, und sehr kalt; aber die Sorgfalt der Lieben stattete mich in wenigen Stunden auf's beste zur Reise aus. Das einzige segelfertige Schiff ging nach Lissabon, doch traf ich dort sogleich Gelegenheit nach dem Cap, und dort nach Bombay. Golkas jubelte in der Erwartung, bald in Cashmire zu seyn.

Als nun diese Spannung nachgelassen, das Getümmel auf dem Schiffe bey der Abfahrt aufgehört, Jeder seine ersten Einrichtungen getroffen, wir auf offener See waren und eine gewisse Stille eintrat, da kam ich auch erst zur Besinnung. Ich fühlte mich beunruhigter als jemals, ich fühlte mich wahrhaft unglücklich. Weit entfernt von dem morgenländischen Weisen, der mir mehr als ein Vater war, der nach einem langen, schönen, heiligen Leben endlich die kräftige Natur sinken fühlte,, der sich meiner mit erneuerter Liebe erinnerte und mich wieder zu sehen wünschte, den ich aber noch lange nicht erreichen konnte, von dem mich Weltmeere trennten, auf denen ich hülflos und unthätig die, bis zum Ziele langsam abrinnenden, Minuten mit wehmüthiger Besorgniß zählte. Verlassen hatte ich dagegen meinen Vater, den redlichsten und menschlichsten Greis, dessen reine Liebe ich ohne Maß besaß, der mich nicht wieder zu sehen fürchtete, dem ich tiefen Gram verursachte, der um mich weinte, und von ihm hatte ich mich so hart und schonungslos losgerissen!

Meine Sinne verwirrten sich. Ich ward von einem heftigen Fieber ergriffen und kam aus dem Zustande der Bewußtlosigkeit nur selten wieder zu lichten Augenblicken. Ich war auf einem unbedeutenden Kauffahrtsschiffe, auf dem es weder Arzt noch Arzneyen gab; ich selbst hatte in der Eile der Abreise nichts mitgenommen. Der rohe Schiffer hatte allerley Mittel, deren sich das unwissende Schiffsvolk aus Aberglaube bedient, bey mir anwenden wollen, aber Golkas hatte es nicht zugelassen. Dieser verfuhr überhaupt, nächst der Liebe und Treue, mit der er mich pflegte und bewachte, in Allem mit der größten Umsicht.

Er hatte mich in dem Hafen von Lissabon, bewußtlos wie ich war, auf ein Schiff bringen lassen, das nach dem Cap absegelte, wobey er die größten Schwierigkeiten, von Seiten der portugiesischen Behörden, mit vieler Gewandtheit überwinden mußte. Hier war ich, in den Händen eines Schiffsarztes, nach und nach auf den Weg zur Besserung gekommen, und freute mich, nach wiedergekehrtem Bewußtseyn, der seltenen Liebe und Treue meines schwarzen Gefährten, die mich auf's Tiefste rührte. Dazu kam die Freude, keine Zeit verloren zu haben, vielmehr mich unerwartet dem Ziele um so näher zu wissen, was ich auch nur ihm verdankte. Ich erfuhr dieß zuerst auf der Höhe von St. Helena - O! was verdankte ich nicht alles diesem treuen Freunde!

Ich machte die Erfahrung an mir, die mir aber erst später recht einleuchtend geworden ist, welcher Balsam dem Seelenleiden das Sinken der physischen Kräfte, ja selbst nur ein heftiger körperlicher Schmerz ist. Ich konnte jetzt mit einer gewissen sanfteren Wehmuth an die Ursache meines Grammes denken, und bey erleichterndem Thränen-Ergusse einen wahren Trost, in der Ergebung in die Wege der Vorsehung, finden.

Auf der andern Seite erwärmte und belebte mich auf wunderbare Weise Clärchens liebes Bild, das unablässig meinem Seelenauge vorschwebte. Ja ich erinnerte mich deutlich, daß sie früher, in den einzelnen, lichten Augenblicken meines bewußtlosen Zustandes, der einzige Gegenstand war, der in dem Chaos verworrener Dunkelheiten meines erschütterten Gehirnes, licht empor schwebte. Zumal wenn die Nacht die verwirrenden, bunten Bilder und Töne des Tages, beruhigend in Stille verhüllte, da meynte ich wieder mit meinem Freunde in Clärchens Zimmer zu seyn, und ihre sanfte, melodische Stimme zu hören, wie sie meine Gedanken und meine Gefühle, liebevoller und reiner zusammengestimmt, zu mir sprach; von meinem Vater in B- und von meinem Vater in Cashmire zu mir sprach; und dann hörte ich meinen Vater selbst, an jenem unvergeßlichen Tage in der kleinen Kirche so zuversichtlich singen:

Er sah' von aller Ewigkeit,
Wie viel mir nützen würde;
Bestimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was zagt mein Herz?
Ist auch ein Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre?

Dann wiederholte ich in Gedanken Alles, was Clärchen so wahr und innig aus unsern Seelen ausgesprochen hatte, in den Stunden, in denen wir uns über dieß Lied besprochen hatten, oder wo

es sich, immer zu rechter Zeit, in der Erinnerung einstellte. Und wie unerreichbar und hinreißend wußte sie mein altes schönes Lied zu singen! der Gefährte meiner Jugend, den sie auf's Neue zum Gefährten meines Lebens weihte. An Mulhar und Müller, an meinen Vater und selbst an meinen Bruder konnte ich nicht mit reiner Freude denken, weil sich immer die unselige Entfernung zwischen uns stellte. Aber nichts trübte mir Clärchens liebes Bild, das mich immer wie Engel des Friedens umschwebte, und selbst eine gewisse stille Sehnsucht nach ihr, die nichts Schmerzliches hatte, schien mir nur das Band der reinen Neigung, die mich an sie fesselte und fühlbar ward, durch die mechanische Bewegung körperlicher Entfernung.

In Bombay traf mein parsischer Handlungsgefährte alle Maßregeln zur schnellsten Beförderung der Reise nach Cashmire, wie sie allen, mit Mulhar in Verbindung Stehenden, zu Gebote standen. Am Ende jeder Tagesreise durfte ich mich nur an die bestimmte Adresse wenden, um sogleich mit frischen Pferden, Kameelen oder Culis mit Palankins, was zunächst bey der Hand war, versorgt zu werden. Wie klopfte mein Herz, als sich endlich das schöne Thal vor mir ausdehnte!

Ich hatte noch zuletzt ein recht gutes Pferd bekommen, und trabte ungeduldig fort, als ich, dem See nahe, zwischen den Häusern und Gärten war, und hatte Golkas, der die Seinigen zu überraschen eilte, und die Übrigen, die nicht folgen konnten, zurück gelassen. Da begegnete mir ein einsamer Reiter im ruhigen Schritt, wir erkannten einander in demselben Augenblick, sprangen ab und lagen uns in den Armen. Es war Müller. Das dachte ich wohl, rief er aus, als ihn die Freude zu Worte kommen ließ: das dachte ich wohl, daß Du nicht säumen werdest! Aber so bald schon! Das hätte ich nicht geglaubt. -

Dann trat er einen Schritt zurück, meine ganze Gestalt übersehen zu können: „Du bist größer, stärker, bist ein Mann geworden, und zwar ein recht tüchtiger! Aber angegriffen siehst Du aus; warst Du krank? oder bist Du's?“ - Ich machte meiner Seits die Bemerkung, daß mein Freund sich verjüngt zu haben, nur aber ruhiger und heiterer geworden zu seyn scheine. - „Wie ist das anders möglich! erwiderte er: an diesem segensreichen Orte, unter Menschen wie selige Geister, in Freuden der reinen Seligkeit.“ - Ich beeilte mich nach Mulhar zu fragen.

„Was soll ich sagen! rief Müller aus: Er ist sechs und achtzig Jahre alt, und war noch vor einem Jahr rüstiger als ich. Seitdem aber hat er eine Schwäche an sich wahrgenommen, die bis jetzt zugenommen hat. Er glaubt sein Lebensende langsam herannahen zu sehen, ist heiterer und ruhiger dabey als je, und was das Wunderlichste ist: Alle im Hause halten sein Ende für nahe, und sind heiter und still, als gäbe es keinen merklichen Übergang von diesem Erdenleben zu jener unbekannten Zukunft. Ich stehe unaufhörlich in bewundernder Betrachtung dieses einfachen Mannes und seines unbegreiflichen Einflusses auf Alles, was ihn umgiebt, und muß mich noch sogar selbst tadeln, daß sein naher Tod mich in tiefe Trauer versenkt. Vor wenigen Tagen erst sprach ich mit Beema von diesem zauberischen Einflusse auf Alle. Lächelnd antwortete sie mir: Du begreifst, wie ich vom Scheiter-haufen, gegen allen mächtigen Kastensinn, abgehalten werden und ihm folgen und den Ewigen kennen lernen konnte.“

Ich fragte, wer Mulhar's Arzt sey.

„Das ist wieder nur in seiner Art. Als er zuerst die Anzeichen der verhängnißvollen Schwäche wahrnahm, war ich sehr bestürzt, ohne es merken zu lassen, und veranstaltete im Geheim, daß die geschicktesten Ärzte in Ostindien, die es mindestens dem Rufe nach sind, der Eine in Bombay, der Andere in Calcutta, mich zu gleicher Zeit besuchten. Sie lernten Mulhar nicht bloß kennen; sie besprachen sich auf's Genaueste mit ihm über ihre Kunst und begleiteten ihn sogar bey seinen Kranken-Besuchen.“

„Endlich sagten sie mir: Mulhar sey ein außerordentlicher Mann, deßgleichen ihnen noch nie vorgekommen sey. Seine anthropologische und physiologische Kenntniß des Menschen sey die tiefste und umfassendste. Von der Heilmittellehre der Europäer habe er minder ausgebreitete Kenntnisse; die seinige aber sey ihnen unverständlich, oder beruhe auf ganz eigenen Erfahrungen. Vor ihren Augen habe er bekannte Mittel angewendet, deren überraschende Wirkung sie aber der feinen Beurtheilung der Mischungsverhältnisse allein zuschreiben könnten. Kurz, er sey ein unvergleichlich einsichtsvoller Arzt für den Hindu, der ohne Fleisch und Wein lebe, wahrscheinlich aber nicht für Europäer.“

„Mulhar sprach dagegen mit einem widrigen Gefühl von diesen Ärzten, die, wie er sagte, die Heiligkeit des Menschenkörpers nicht achteten, den lebendigen wie einen Leichnam, diesen aber

wie Koth behandelten, und das anatomische Messer nicht mit höherer Achtung führten, als dasjenige, mit dem sie das Fleisch gebratener Thiere für ihren gierigen Magen zerlegten.“

„Bey seinen Ansichten vom Leben und vom Tode, bey seiner ruhigen und heitern Ergebung und Selbstverleugnung, und bey dem Pflichtgefühl, was in seinen Kräften steht für die Selbsterhaltung zu thun, ist es nicht zu verwundern, daß er sein eigener Arzt ist, sich selbst mit kühler Besonnenheit behandelt, und von der ängstlichen Sorge um sich nichts weiß, die in der Regel den kranken Arzt der Behandlung eines Andern unterwirft. Mit Deinem Freunde Goolchund unterhält er sich, so oft er's nöthig erachtet, über seinen Zustand, und beyde werden dann bald über die anzuwendenden Mittel einig.“

Unterdessen waren wir im Hause eingetroffen, und traten im ersten Stockwerk in einen großen Saal ein. Halb aufgerichtet lag der ehrwürdige Greis auf Polstern, mit Büchern umgeben, neben ihm die alt gewordene Beema, mit einer Handarbeit, und der schöne Goolchund, mit Schriften in der Hand. Dieser eilte in meine Arme, während die beyden Erstern mir die Hände entgegen reichten, mit einem Lächeln innigsten Wohlwollens, das auf des Greises verklärtem Antlitz die Würde seines Wesens wie in segender Liebe zu erwärmen schien. Ich war tief bewegt, und fand mich erst in Mulhar's und Beema's Armen wieder in einigem Gleichgewichte mit mir selbst.

Mulhar erkannte mich beym ersten Blick für angegriffen, fühlte meinen Puls ohne daß ichs bemerkte und fragte mich vor Allem: ob ich erst jetzt krank würde, oder es schon seit längerer Zeit sey? Ich sagte ihm in wenig Worten von der überstandenen Krankheit und der rastlosen Reise von Bombay hierher. Er gab Goolchund einen Wink, der sich sogleich entfernte und bald mit einer menge Geschwistern zurückkehrte, die ich zum Theil nicht mehr erkannte, so groß und schön und entwickelt waren sie geworden.

Mulhar bemerkte, ich müsse einstweilen nicht mit Fragen bestürmt werden, und begann mir von mancherley Veränderungen zu sagen, die ich vorfinden würde, verweilte besonders bey der Schule, in der Manches, nach neuern Erfahrungen, sich anders gestaltet hatte, und schloß mit der Veränderung, die sich mit ihm selbst zugetragen hatte. Ihm blieb die Gewalt nicht verborgen, die ich mir dabey anthat, die auffallenden Gefühle zu unterdrücken. Er lächelte, und lud mich ein, bis zur Mahlzeit, die uns versammeln würde, mit Müller allein zu bleiben. Wir entfernten uns daher, und ich vermochte nicht, meine Bewunderung zurück zu halten über die unerreichbare Geisteskrankheit und Ruhe dieses außerordentlichen Mannes.

Noch in demselben Stockwerk öffnete Müller eine reihe Zimmer; seine Wohnung, in der er mir mein Zimmer anwies. Aus dem Fenster sah ich denselben Spring-brunnen unter den Tiekbäumen, wo der ruf nach Europa mich überrascht hatte. Jetzt erblickte ich eine weibliche Gestalt unter den hohen Laubgewölben. Das ist Sagoonah! sagte Müller lebhaft. Laß uns zu ihr eilen! Ich wußte nämlich aus unserm frühern Briefwechsel, daß diese Tochter Beema's, aus deren erster Ehe, Müller's Gattin geworden war.

Auch sie fand ich auf ganz eigenthümliche Weise verändert. Sie war eine aufgeblühete Schönheit, von hoher Gestalt und edlem, aber ernstem und fast verschlossenem Wesen, als ich sie verließ; suchte die Einsamkeit, arbeitete viel, aber allein, schien auch ihre Theilnahme gegen Andere gern zu verschließen, war entschlossen und unternehmend, und sprach wenig. Jetzt hatte ihre Gestalt vielleicht etwas an üppiger Fülle, das schöne Gesicht an Rundungen und lebhafter Farbe verloren, dagegen glänzte ihr schönes, großes Auge wie von sanftem Lichte; ein eigener Liebreiz ergoß sich über ihr ganzes Wesen, eine gewisse Innigkeit der Theilnahme für Alles, was in ihrer Nähe athmete, drückte sich in ihren Zügen aus, die, an sich ernst, von einem zauberischen Lächeln, dem Ausdruck der schönsten Liebe, beseelt wurden, ohne daß sich dabey das Bedeutende ihres ganzen Wesens und das Ansehen kräftiger Gesundheit verloren hatte. Sie saß auf dem Rasen, arbeitete an einem Shawl, neben ihr lag ein Buch, zu ihren Füßen spielte ein Kind im Grase.

Wie seydt Ihr doch Alle, rief ich aus, so ganz Dieselben noch, und doch so ganz anders wieder! - Du sagst uns, was wir an Dir wahrnehmen, sprach Sagoonah. - Aufrichtig gesagt, mein Freund, fiel Müller ein: Wir verändern uns Alle unaufhörlich, aber wir bemerken es nicht, so lange wir uns täglich sehen; wir dauern für einander fort. Ganz anders ist's es nach einer Jahre langen Trennung. Da müssen wir Gelösetes wieder anknüpfen. Da hat das Band den Knoten, der sanfte Fluß einen brausenden Fall. Ganz derselbe ist er da nicht mehr, zumal wenn andere Flüsse sich unterdessen in ihn ergossen und er, mit vermehrten Wellen, dem Oceane zufließt. Wir lebten in der Erinnerung

des Geliebten fort, wie wir damals waren, als er uns verließ. Er kann uns nur eben so nach denken, und findet uns doch anders. Unsere Liebe und Treue, unsere Gesinnung findet er unverändert, aber irgend Etwas, sey es noch so unbedeutend, immer eins der Kennzeichen des lieben Bildes findet er nicht mehr, oder findet es verändert. Es ist etwas Fremdes eingetreten. Er muß sich in dem vertrauten Freunde erst wieder an etwas Fremdes gewöhnen. -

O mein theurer, geliebter Freund, rief ich erschüttert aus: Welch ein Bild! Bin ich Dir denn nicht derselbe, den Du einst mit so schöner, reiner Liebe aus des Grabens Schatten ins schöne lichte Leben führtest und an Deinem schöneren Herzen zum schöneren Leben aufbrütetest? Ist denn die --
- Er erstickte meine Worte in einer lebhaften Umarmung, mit der er seine Worte widerlegte, drückte mir die Hand und sagte leise: Lassen wir uns nicht zu weich machen!

Hierauf hob es das schönste Kind, das ich je sah, hoch in die Höhe, hielt es mir vor und fragte scherzend: findest Du nicht von Allen diesen da am meisten verändert? Ich nahm den süßen Knaben unbehülflich vorsichtig auf den Arm, sah ihm tief in die großen Augen, die mich weit geöffnet anschauten, und fragte: wie heißt er denn? - Wie heißt er? Fragte der Vater neckend die Mutter. - Fizar, erwiderte diese. - Erkennst Du daran Deinen Namen? fragte mich Müller. Sie können Alle nicht Fritz aussprechen, Friedrich noch weniger. Ich habe ihn mit Deinem Namen taufen lassen; Du bist sein Pathe, magst wollen oder nicht. -

„Ist es denn wahr, was mir Golkas sagt?“ hörte ich eine Stimme und fühlte das Schnauben eines Pferdes dicht hinter mir. Ich wendete mich rasch um - „Laß das Kind nicht fallen!“ rief der Reiter hastig aus, und des Vaters sorgsame Hände hoben es auf den Schoß der Mutter. Zugleich sprang der Buchar vom Schecken und drückte mich mit Wärme an die Brust.

Unterdessen hatte das Kind, jubelnd und zappelnd, die Ärmchen nach dem Pferde ausgestreckt; die Mutter setzte es auf den Sattel und hielt es mit beyden Händen. Sachte! sachte! rief der Buchar aus, streichelte den Gaul und führte ihn mit größter Vorsicht einige Schritte fort. - Ist das Sadok? fragte ich. - „Sadok ist lange alt und trägt nur noch sich selbst. Dieß ist sein Sohn, im Jahre Deiner Abreise geboren.“ -

Alles erinnerte mich daran, daß ich hier wieder ein Fremder geworden war. Wehmüthig suchte ich Müller mit den Augen. Er stand mit gekreuzten Armen nachlässig an einen Baum gelehnt, und betrachtete, in sich lächelnd, die Gruppe vor ihm. Es ist Zeit zur Mahlzeit! rief er mir zu. Wir gingen dem Hause zu, wohin uns auch der Buchar folgte, dem ein Neger das Pferd abnahm.

Der Vater wird schon im Speisesaal seyn, sagte Müller, und führte mich in das wohlbekannte große Gemach. Hier fand ich ihn wirklich frey und aufrecht stehen und im ernstesten Gespräch begriffen. Ich begrüßte mit lebhafter Freude mehrere der alten Tischgenossen, meine hochverehrten Lehrer. Ich fand mehrere Fremde unter ihnen; auch meinen Goolchund und einige andere herangewachsene Geschwister, aber ich erinnerte mich mit Wehmuth der Geschiedenen, und wagte nicht nach zwey andern Fehlenden zu fragen, von denen ich mich keiner Nachricht zu erinnern wußte.

Eine andere Veränderung war des Vaters Platz bey Tische. Er sagte mir, obgleich er nicht an den Augen leide, sey es ihm doch jetzt unbequem geworden, das Licht der Fenster gegenüber zu haben. - Im Laufe der Gespräche glaubte ich mehr Wärme und Lebhaftigkeit an ihm wahrzunehmen, als ich ehemals an ihm bemerkt hatte. -

Als wir uns zu Tische setzten, stellte Goolchund einen vollen Becher vor mich hin. Was ist das? fragte ich. Der wohlbekannte Kräuterwein, mein Sohn, sagte mir der Vater: Du hast ihn oft genug bereitet; jetzt bedarfst Du selbst seiner; er wird Dich wohlthätig beleben und das aufgeregte Blut sanft beruhigen. - Zugleich aber forschte er bey Goolchund mit einer Art ängstlicher Besorgniß nach der Bereitung des Trankes, worin ich ihn wieder nicht erkannte. Ich fuhr fort, ihn scharf zu beobachten. Nach Tisch schien er ohne die geringste Beschwerde, nur etwas ungleichen Schrittes, wieder in das Zimmer zu gehen, in dem ich ihn heute angetroffen hatte. Beema mit vielen jungen Leuten war schon dort. Er lehnte sich in meinen Arm und ging eine halbe Stunde lang mit mir im Zimmer auf und nieder.

Ich fragte ihn bey der ersten schicklichen Gelegenheit im Laufe des Gespräches, wie er sich körperlich fühle? Mit der größten Klarheit und Ruhe entwarf er mir ein Bild seines körperlichen Zustandes, und ging von diesem unmerklich zu heitern Betrachtungen jenes schöneren Daseyns über, wo die Seele, weniger behindert durch so engen Zusammenhang mit einem complicirt-

materiellen Körper, sich ihrer Einheit besser bewußt, reiner die Idee des Allmächtigen anzuschauen vermögen würde. Ich hatte mir vorgenommen, meinen Zweck keinen Augenblick aus dem Auge zu verlieren, dennoch ward ich von den entzückenden Bildern und tiefen Gedanken des Greises so mächtig hingerissen, daß es mir keine geringe Anstrengung verursachte, zu meinem Gegenstande zurück zu kehren.

Ich erinnerte ihn jedoch daran, daß er eine empfindliche Reizbarkeit der Nerven für eine Folge des Sinkens aller Kräfte halte, und fragte ihn: ob nicht vielmehr jene Reizbarkeit andere Ursachen haben und diese Schwäche eine Folge derselben seyn könne? Von diesem Gedanken lebhaft überrascht, hörte er mit wärmster Theilnahme meine ausführlichen Nachrichten über die neueren Entdeckungen und Ansichten der angesehensten europäischen Naturforscher in der Heilkunde, nachdem wir uns auf die Polster gelagert und die Übrigen, außer Beema, sich in den entgegengesetzten Theil des großen Saales zurückgezogen hatten.

Ich glaubte ihn besonders dadurch in Verwunderung zu setzen, daß in Europa die berühmtesten Ärzte dasselbe Übel auf ganz verschiedene, ja auf entgegengesetzte Weise behandelten, und doch dieselben glücklichen Erfolge bewirkten. Er zeigte aber bey jedem Beyspiele der Art sogleich den Verbindungspunct beyder Methoden, von dem aus sie divergirten; die scheinbaren Gegensätze in den Naturkräften, die von verschiedenen Seiten, wie Stoß und Anziehung entgegengesetzt, dieselbe Wirkung äußern müssen; wendete dieselben Erfahrungen, die ich ihm so eben erst vorgelegt hatte, mit bewundernswürdiger Klarheit überall an, und setzte mich auf's Neue in Erstaunen über die Größe seines umfassenden Geistes. -

Er ging sodann zu ausführlichen Fragen über meine Behandlungsart gefährlicher Kranken über, die er, ihrem Zustande nach, genau bestimmte. Ich erinnerte mich seines Urtheils über die europäischen Ärzte, wovon mir Müller gesagt hatte, und benutzte diesen Wink über die Darstellung und den Ausdruck, da ich dessen für die Sache selbst in meinen Antworten nicht bedurfte. Er schien zufrieden mit mir, wie ich an seinem Lächeln und warmen Händedruck wahrnahm, und erinnerte mich liebevoll an die mir nöthige Ruhe.

Dieselbe theilnehmende Schonung hatten Alle für mich, so wenig ich auch, nach der wohlthätigen Wirkung des Kräuterweins, der mich wunderbar beruhigt und gestärkt hatte, solcher Sorgfalt bedurfte. Als eben Müller mich auf meinem Zimmer allein gelassen hatte, brachte mir noch Goolchund einen kühlenden Trank ohne Wein. Ich nahm ihm den Becher schnell ab, und schloß den geliebten Jugend-gefährten gerührt in meine Arme. Was hatten wir einander nicht zu sagen! was nicht alles uns zu fragen! Er war der schönste junge Mann, den ich je gesehen habe. Sein Ernst und die Heiterkeit seiner schönen Seele flossen zu einem schönen Ausdruck zusammen, der seinem Gespräch und Umgang einen ganz eigen anziehenden Zauber verlieh. -

Es wendete sich jedoch bald unser Gespräch wieder auf den Vater, und der Freund ward nun von mir auf's sorgfältigste über den Zustand desselben, vom frühesten Anfang an, befragt. Ich ward dadurch immer mehr in meiner Ansicht davon bestärkt, und fand mich wiederum bald in diejenige, die diesseits bisher vorgewaltet hatte.

So hatte mich Goolchund genauer Bericht zwar vollkommen in den Stand besonnener Beurtheilung gesetzt, aber meiner Einsicht begann ich nun, da ich allein war, zu mißtrauen. Ich saß lange am offenen Fenster, den Blick auf die Tiekbäume am Brunnen geheftet, die wieder so magisch, wie vor Jahren, von leuchtenden Insekten verklärt waren, und hörte das Plätschern der funkelnden Wassersäule durch die Stille der Nacht. Dieß Alles war indessen für mich nicht da. Der kränkelnde Weise lag vor meinem Seelenaue da, und mit angestrenzter Sorgfalt prüfte ich Alles, was an Belehrung und Erfahrung in der Heilkunde mir zu Gebote stand, verglich die verschiedenen Meinungen der geachtetsten Ärzte, die mein vortreffliches Gedächtniß mir treu bewahrte, und verglich alles das mit der vom Europäer so verschiedenen Körperbeschaffenheit des Hindu und dieses Greises ganz besonders.

Endlich hatte die erste Einsicht, die mir ein unbefangenes Gefühl eingegeben hatte, diese gewissenhafteste Prüfung bestanden. Ich ward heiter und ruhig. Ich begriff wohl, daß Mulhar immer nur sein eigener Arzt bleiben werde; doch hoffte ich, von der Berathung nicht zurückgewiesen zu werden; vergegenwärtigte mir noch das heutige Gespräch mit ihm; fühlte mich beglückt, den Keim der richtigen Behandlungsart in seine Seele gelegt zu haben, wo er

nothwendig herrlich aufgehen mußte; leerte den Becher des kühlenden Labetranks und warf mich dem süßen, sorgenbeschwörenden Schlummer in die Arme.

Wie zu einem neuen bestärkt und erfrischt, erwachte ich früh mit dem Tage. Alles war still im Hause, und durch die Stille ertönten die ersten Gesänge der Vögel. Mechanisch stieg ich zum Dache hinauf, und fand unter dem hochgewölbten Pandanstrauche bereits Müller mit der Hukah, Sagoonah mit dem Kinde und Goolchund mit einem Buche zum Frühstück versammelt. Als wir uns begrüßt hatten, fragte ich nach dem Vater. Er schläft jetzt immer weit länger, als ehemals, antwortete man mir: ist auch früh selten ganz wohl. Beema kündigt uns sein Erwachen gleich an. Heiterer ist er nie als am Abend. -

Ich freute mich im Stillen der bestätigenden Zeichen, hörte aber in geringer Ferne schon die Hymnen der Parsen zur Feyer des Aufganges der Sonne, deren erste Strahlen nun auch uns beleuchteten, und nach einer stummen, erhebenden Betrachtung, mit der wir diese Verklärung der Schöpfung feyerten, war es weit umher schon Licht und Glanz geworden, und mit stillem Entzücken machte sich mein Auge in der Nähe und Ferne wieder einheimisch in diesem Eden meiner freudenreichen Jugend. - Das ist nicht der Anger hinterm Garten, aber doch auch schön! hörte ich eine Stimme neben mir. Es war Golkas, der sich herangeschlichen hatte, und den ich herzlich begrüßte.

Doch hatten eben diese wenigen Worte mich ergriffen, und ich fühlte ein gewisses schmerzliches Zucken, wie in der Nähe des Herzens. Ich wendete mich wieder dem See zu, wie in Betrachtung vertieft; aber ich fragte mich prüfend: Woher dieß sonderbare, unbestimmte Gefühl? Bin ich denn an diesem Orte, unter diesen Menschen nicht derselbe mehr, der ich ehemals war? Sollte Müller's gestrige Bemerkung gegründet seyn? Warum kann ich keine ungetrübte Freude mehr als auf Augenblicke genießen? Warum nicht ungetrückt an B- denken? Hat denn die Jugend nur ein Paradies? und leben die Freunde hier in ewiger Jugend? - Wie es aber mit den zufälligen Selbstprüfungen zu gehen pflegt, ich verfiel in ein, mir selbst widriges, Hinbrüten, in dem mir kein Gedanke klar ward, aus dem mich aber auch die Nähe der Freunde bald erweckte.

Bewegt wie ich war, zum Theil auch wohl noch nicht völlig genesen, hatte ich mancherley Fragen zu beantworten, über meinen Vater, meine Geschwister, ihr häusliches Leben und Mehreres, wofür meine schriftlichen Nachrichten nicht ausführlich genug gewesen waren. Besonders fragte mich Sagoonah nach Röschen, die ich genau schildern sollte. Ich that das mit großem Wohlgefallen, ward dabey völlig ruhig, heiter und wie in tiefster Seele still beglückt, hatte aber die Irrthümer nicht bemerkt, in die ich nach und nach verfallen war, denn ich schilderte Clärchen, wie sie lebte und lebte. Golkas lachte laut auf und sagte. Er kennt seine Schwester nicht mehr! -

Ich besann mich sogleich, gestand meine Zerstreung, und fuhr nun gesammelt fort von Clärchen zu erzählen, die meine freundlichen Zuhörer dadurch auf's Genaueste kennen lernten, und mehr vielleicht, als sie verlangten. Wir wurden durch die Nachricht von des Vaters Erwachen unterbrochen, und ich eilte mit Goolchund zu ihm.

Müller fragte unterdessen, wie ich erst nachher erfuhr, Golkas über mehrere, ihm noch dunkle, Einzelheiten meines Lebens in Deutschland, und dieser gab ihm über mein Verhältniß zu Clärchen mehr Licht, als ich selbst hatte. Denn so theuer mir dieß geliebte Mädchen war, so war sie mir doch ein ganz geschlechtlos liebliches Wesen, wie man sich Engel oder wohlthätige Genien denken kann, und jeder Gedanke an sie, weit entfernt mich zu beunruhigen, flößte vielmehr, in welcher Stimmung ich auch immer seyn mochte, einen stillen Frieden in meine Seele, der des wogenden Menschenlebens schönste Krone ist.

In solcher Stimmung der Seele, die ihm durch sein ganzes Leben eigen gewesen zu seyn scheint, fand ich auch jetzt den weisen Mulhar. Er wies mich liebevoll auf ein Polster neben sich und sprach: Ich habe in der Stille der Nacht über das nachgedacht, was Du mir von meinem Übel gesagt hast. Er sprach nun ausführlich darüber, entwickelte auf's Genaueste einen Plan zu seiner Behandlung nach meiner Ansicht, so bestimmt in dieselbe eingehend, wie ich's nur immer wünschen konnte, und schloß damit, daß er ein sehnliches Verlangen habe, in die bekräftigenden Wogen des Meeres zu tauchen und die Brust im freyen Oceane wallend auszudehnen.

Ich bezeugte ihm meine große Freude über diesen Entschluß; ging sogleich auf den letztern Theil desselben genauer ein; schlug ihm Bombay dazu vor, wofür ich eine sehr natürliche Vorliebe

hatte, und malte ihm das Bild eines heitern Lebens am Meeresstrande aus, worin die meisten seiner Hausgenossen nicht fehlen durften. Er lächelte, und in seinem Blicke glaubte ich die Worte zu lesen: Du bist noch immer jung, mein Sohn!

Gütig und liebevoll, wie er es immer und mit Jedem war, machte er mir die Freude, die Anordnung zu dem Aufenthalte am Gestade des Meeres mir ausschließlich zu überlassen. Ich entwarf noch an demselben Morgen den Riß zu einem ansehnlichen Gebäude, das nur sehr leicht gebaut werden sollte, um in möglichst kurzer Zeit fertig zu seyn. Golkas, der nur nach Thätigkeit dürstete, übernahm meine Aufträge. Es sollte auf einer der Inseln ein Ort ausgewählt werden, am felsigen Ufer, dessen Höhe die Fluth kaum erreichte, die Ebbe aber nie ganz trocken ließ, wie ich solcher Stellen mehrere kannte, mit dem schönsten Rasenteppich bekleidet und hohen Palmen und Bananen bewachsen.

Einen solchen Platz sollte er miethen oder kaufen, und eiligst ein Haus nach meinem Risse darauf erbauen lassen, was dort leicht ist, wo Geld das Unglaubliche möglich macht. Ein weiter Rasenplatz um das Haus, unter Bäumen, sollte frey bleiben, dann eine Reihe von Zelten folgen, und mehrere Palmendächer auf Bambus-pfeilern für Pferde und anderes Lastvieh, wenn er es nöthig erachtete. Ich gab ihm Briefe an meinen persischen Handlungsgefährten mit, und bat diesen, ihn hierin sowohl zu unterstützen, als auch die etwa nöthigen Sicherheitsmaßregeln mit Umsicht zu treffen. Diese unbedeutende Angelegenheit beschäftigte mich auf's Angenehmste; ich war so kindisch, den Vater zu bitten, das ganze Vorhaben Jedem zu verschweigen, und schrieb deshalb immer neue Briefe nach Bombay.

Ich lebte unterdessen schöne Tage in diesem Paradiese der Liebe, der Weisheit und der Unschuld, und meine Freude ward um so größer, als ich den Lieben in Deutschland so gute Nachrichten von der fortschreitenden Genesung Mulhars geben konnte. Wirklich war diese in den ersten Tagen nur langsam, dann aber um so schneller fortgeschritten. Nach wenigen Wochen saß der ehrwürdige Greis wieder zu Pferde, und einige Wochen später hatte er wieder seine gewohnte kräftige Rüstigkeit und erklärte sich völlig hergestellt.

Wie es aber unter solchen Umständen nicht anders gehen konnte, so schien anfänglich für mich eine reine, ungetrübte Freude nicht dauernd seyn zu dürfen. Die Sehnsucht nach B- und die bevorstehende nothwendige Trennung von den Lieben hier, ließen keine ununterbrochene Ruhe zu und weckten mich stets aus den süßesten Träumen. Auch sah mich Niemand wieder für einheimisch in Cashmire an, denn man durfte mich nur fragen, um alle Wünsche meines Herzens, alle Angelegenheiten, die mich betrafen, genau kennen zu lernen.

Dagegen aber hatten der eigenthümliche Umgang der vortrefflichen Menschen, die mich hier umgaben, die herrschende Gesinnung, die mir nie fremd werden konnte, wiederum einen erhebenden und darum beruhigenden Einfluß auf mich. Dieser behauptete immer mehr seine Rechte. Jene peinliche Unruhe verließ mich endlich immer mehr und mehr, und wenn ich an die Meinigen in Europa und an die Meinigen in Cashmire, an Trennung und Wiedersehen dachte, konnte ich mit Heiterkeit der Worte gedenken: „Gott kennet, was mein Herz begehrt, und hätte, was ich bitte, mir gnädig, eh' ich's bat, gewährt, wenn's seine Weisheit litte. Nicht was ich mir ersehe, Sein Wille nur geschehe!“

Es waren Nachrichten von verschiedenen Reisenden eingetroffen. So unter Andern von Jumaga, jenem Jünglinge, der sich einst fast ausschließlich an den, nunmehr verstorbenen, greisen Sternkundigen gehalten hatte. Er war seitdem in den Naturwissenschaften nach allen Seiten eingegangen, hatte sich ungewöhnliche Kenntnisse erworben, immer aber eine entschiedene Vorliebe für die Sternkunde behalten. Auch er hatte die Handelskenntnisse nicht ganz vernachlässigt. Er war auf einer Reise um die Welt begriffen, lernte die südliche Hemisphäre kennen, stellte Beobachtungen an und gedachte nach Jahresfrist Europa zuerst vom Eismeere aus zu besuchen, wo er dann auch mich aufzufinden hoffe. Es war mir eine überaus freudige Aussicht, für hiesige Freunde mich in Europa thätig erweisen zu können.

Die Zeit der Abreise kam heran. Müller erklärte mit einiger Bestimmtheit, er werde zurück bleiben. Warum willst Du nicht mit uns ziehen? sagte Mulhar zu ihm. Mit dem liebevollen Lächeln, das wie ein Zauber Jeden fesselte, setzte er hinzu: wir würden seine liebe Gegenwart nur zu schmerzlich entbehren, und für die Angelegenheiten der Heimath werde es dem treuen Buchar eine Freude seyn, seine Thätigkeit und Wachsamkeit zu verdoppeln. - Einen Augenblick schwieg

Müller nachdenkend, dann lächelte er freudig auf und rief aus: Ja! es geht doch! - Ich umarmte ihn mit dankbarer Rührung. -

Er eilte zu Sagoonah, ihr die Nachricht mitzutheilen; denn daß sie ihn, nebst ihrem Fizar, begleitete, verstand sich von selbst. Doch kehrte er wieder um und bemerkte, er müsse Eilboten voraus senden, um in seinem Hause in Bombay Platz machen und andere nothwendigen Anstalten treffen zu lassen. Jetzt erfuhr er, daß für Alles gesorgt sey, neckte mich mit meinen Heimlichkeiten, fühlte aber auch theil-nehmend die Freude, die sie mir machten.

Dagegen blieben Alle zurück, die in der Schule lernten und lehrten, und diejenigen, deren Geschäfte durch die Abwesenheit leiden und Keinem übertragen werden konnten. Dieß waren aber die Mehrsten, und unsere Gesellschaft ward sehr viel kleiner, als ich's gehofft hatte. Außer Beema und Goolchund waren es nur einige ältere Männer, jüngere Kinder und ein Paar Frauen.

Größer war die Anzahl unserer Begleiter, ohne welche nun einmal in jenen Ländern nicht zu reisen ist, die man im übrigen Indien nach ihren Dienstleistungen benennt, und in Europa unter dem Worte Dienerschaft begreift. Wir schifften uns auf dem Flusse ein, und machten denselben Weg über Tatta zurück, den ich mit Müller zuerst hieher genommen hatte, als wir Mulhar suchten und ihn in unserm Begleiter nicht kannten. Welche Erinnerungen! Ich stellte mit Müller ernste Betrachtungen darüber an.

Ich war neugierig auf die Erfolge von Golkas Bemühungen. Sie übertrafen meine Erwartungen. Es hatte sich treffen müssen, daß mein Handlungsgefährte eine kleine Insel im Meere, eine Stunde von Bombay südlich, besaß, die er bisher nur zu einer Palmenpflanzung benutzte. Diese hatte alle Erfordernisse zu dem beabsichtigten Gebrauche.

Hier war ein langes Gebäude, das große Gemächer enthielt, von Bambus aufgeführt und mit Palmenblättern bedacht worden. Die innere Einrichtung der Säle und Zimmer war auf's Bequemste und Heiterste getroffen, auf die heiße Jahreszeit Bedacht genommen und nichts vergessen worden, was erwünscht gewesen wäre. Sogar ein Billard fand Müller vor. Malerisch, zu beyden Seiten an dieß Gebäude sich anschließend, zog sich eine Reihe weißer und grüner Zelte, unter Palmen und Sycomoren, um einen weiten Rasenplatz, in dessen Mitte hohe Mimosen einen Springbrunnen beschatteten. Zunächst dem Hause, das erhöht lag, war eine Küche auf der einen Seite erbaut, auf der andern offene Dächer auf Bambuspfählen für Kühe und Ziegen mit vollen Eutern. Bewegliche und solide Schirme waren für die ausgewählten Badeplätze bestimmt.

Endlich hatte noch der Parse eine mehr als hinreichende Anzahl ausgedienter Seapois, zu einer regelmäßigen Wache auf der Insel, in Dienst genommen, und vier große Transportböte und zwey schön verzierte Fahrzeuge mit Sonnendächern, alle mit der erforderlichen Mannschaft, alle Neger, in eine kleine aber sichere Bucht der Insel gelegt. Ihn selbst und Golkas trafen wir auf der Insel an, als wir hier anlegten, ohne uns mehr der Stadt zu nähern. Die köstlichsten Blüthendüfte erfüllten die Insel, und tausend gefiederte Gestalten umschwärmten die Bäume und Büsche. Es ist hübsch hier, sagte Sagoonah, während ich mit Müller dem Hause zueilte und Anordnungen traf, die übergroße Dienstfertigkeit der Träger zu regeln.

Müller besuchte wenige Tage darauf sein Haus in Bombay. Er ließ die große Handlung seit Jahren durch Factoren verwalten, und leitete den Gang der Geschäfte im Allgemeinen aus der Ferne. Sagoonah fand die Einrichtung des Hauses, den Garten u.s.w. auffallend, gefiel sich jedoch bald darin. Dennoch zog sie vor, bey uns auf der Palmeninsel zu bleiben, und Müller that dasselbe. Es konnte aber nicht fehlen, daß seine Bekannten in Bombay sich seiner Gegenwart freueten, seinen Umgang suchten, ihm Feste gaben und auch von ihm in sein Haus gezogen wurden. Es waren angesehene Hindu und Parsen, meistens aber doch Europäer, und zwar Engländer.

Er war bald wieder mit ihnen eingelebt. Die Erneuerung alten Umganges führte alte Gewohnheiten herbey, und erinnerte an die alte Vorstellungsweise, die ihm wieder um so mehr hätte geläufig werden können, da Sagoonah von diesem fremden Umgange befreyt zu seyn wünschte, und auf der Insel blieb, wohin sich denn Müller noch mächtiger an jedem Tage, durch die schönsten menschlichen Neigungen, zurückgezogen fühlte. Für einen Theil jedes Tages führte ihn aber der Thätigkeits-trieb wieder in die Stadt, und Verbindlichkeiten, die ihm der erneuerte Umgang auflegte, hielten ihn dort oft länger zurück, als er's wünschte.

Dieß machte ihn zuweilen unzufrieden, und über diesen Gegenstand hatten wir an einem schönen Morgen ein Gespräch, da uns beyde zu ernsteren Betrachtungen auflegte. Er beklagte sich

anfänglich über den Mangel an gewohnten Geschäften bey uns. Ich erinnerte ihn an das Beyspiel, das Goolchund und ich ihm gaben, da wir eine Tischler- und Drechsler-Werkstatt eingerichtet hatten, und jede müßige Stunde nützlich anwendeten, indem ich meinen Freund mit vielen europäischen Vortheilen und Erfindungen im Handwerk bekannt machen konnte. Golkas war ein eifriger Uhrmacher, und ich war im Begriff ein schönes Meuble zu fertigen, für ein vortreffliches Werk, das er schon in Europa begonnen und auf der Palmeninsel vollendet hatte.

Müller war zwar nicht ohne Theilnahme für mechanische Beschäftigungen, um mit denselben müßige Augenblicke nützlich anzuwenden; doch stimmte das nicht mit seinen Gewohnheiten und seiner Geistesthätigkeit überein. Er klagte hauptsächlich über den Zwang, den ihm sein Umgang mit Europäern auflegte, zumal die Gast-mahle, zu denen er dadurch gezwungen sey.

Ich machte ihm bemerklich, daß das leicht abzustellen sey; er habe es nur unterlassen. Er aber meynte, daß ließe sich nicht vermeiden, ohne nicht rau anzustoßen gegen die Vorstellungen, die nun einmal Europäer hätten. Jeder Mensch lebe nun einmal in einem bestimmten Kreise eigener oder hergebrachter Vorstellungen von Recht und Unrecht, schicklich und unschicklich –

Plötzlich besann er sich, und rief lachend aus: bin ich nicht ein Thor! Heiter und scherzend empfing er seinen Sohn aus Sagoonah's Armen, und erzählte ihr den Inhalt unsers Gespräches und seiner Zerstreung. Doch fuhr er fort, und sagte dann, indem er das Kind der Mutter wiedergab:

„Ich habe mein früheres Leben, mit allen Gewohnheiten und Vorstellungen, die darin einheimisch sind, aufgegeben., und mich, durch Gründe der Vernunft und der unwiderstehlichen Ehrfurcht vor dem Edeln, Wahren, Schönen bewogen, zu einem bessern, reinern Leben bestimmt, das es durch seine Gewohnheiten und Vorstellungen nicht minder ist, als durch seine Zwecke und Absichten. Die Liebe hat mich mit allmächtigen Banden daran gefesselt, und es giebt keine Befriedigung, die es mir versagte. Dennoch drohten alte Gewohnheiten und Umgebungen, bey der ersten Gelegenheit mich unwillkürlich wieder in den verlassenen Kreis zu bannen - so herrschsüchtig ist die Gewohnheit! so schwach der Mensch, der die Gewohnheiten der Menschen oft so bitter tadelt! Noch heute werde ich in Bombay meine Abreise ankündigen, und die Palmeninsel nicht anders als Mit Euch verlassen. Dieß Doppelleben von Europa und Cashmire hätte ich ohnedieß nicht länger ertragen.“

Mit einer Wehmuth, die ich nicht zu unterdrücken vermochte, fragte ich ihn: Und wenn Du nun einen Vater in Cashmire, und einen Vater in Europa hättest? Die Stimme versagte mir vor innerer Bewegung, ich konnte nicht vollenden. Da schloß mich der geliebte Freund in die Arme, und als wir uns zu Sagoonah in den Schatten der Palmen gesetzt hatten, kam nun meine nächste Zukunft zur Sprache.

Mulhar badete täglich im Meere mit einem ganz eigenen Wohlgefallen. Er that es freylich nicht so, wie es Leidenden vom Arzte vorgeschrieben wird, genoß aber die besten Folgen davon. Er verweilte lange in den Fluthen, die er mit starken Armen theilte und abwechselnd in die Ferne hinaus schwamm und wieder auf den schaukelnden Wellen ruhte. Müller, Goolchund und ich begleiteten ihn fast immer. Ich beobachtete ihn dabey sowohl, als in den übrigen Stunden des Tages, mit Aufmerksamkeit, und fand mich immer nur mehr befriedigt in dem außerordentlich kräftigen Wohlseyn des theuern Greises, dessen verjüngte Kraft und erhöhte Heiterkeit die Freude Aller ward. Er war vollkommen genesen, genoß in der Folge des glücklichsten Alters, blieb gesund, kräftig und heiter, überlebte seine Gattin noch um zwölf Jahre, und entschlummerte sanft und freudig im Hundert und zehnten Lebensjahre.

Die schönen Tage auf der Palmeninsel naheten sich ihrem Ende. Ich war um die widerwärtigen Sorgen um die Anstalten der Abreise befreyt worden durch Müllers liebevolle Theilnahme, der in der Stille Alles anordnete, und durch Golkas unbemerkte Thätigkeit, der sich durch nichts abhalten ließ, mich wieder nach Europa zu begleiten und sein Leben an das meinige zu binden. Er bedurfte nur der Thätigkeit und Reisen, nach alter Gewohnheit, um befriedigt zu seyn, und fand sich leicht in alle äußeren Verhältnisse. Die Abendstunden waren mir die schönsten. Da waren wir Alle unter den Palmen gelagert, das weite Meer vor uns, der westliche Himmel, der Sonne Untergang im Meere, und wir hingen mit Liebe und Verehrung an den beredeten Lippen des Weisen von Cashmire.

Eines Abends war die Lehre des Weisen von Nazareth der Gegenstand unserer Gespräche, und Mulhar hob aus derselben seine Lieblingsworte heraus und sprach ausführlicher als gewöhnlich

über die Verheißung: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Es war nicht in seiner Weise, Vorschriften zu geben, noch Ermahnungen. Dieser Nothbehelfe bedurfte sein reicher Geist nicht. er schilderte mit den einfachsten Worten die innere Befriedigung, die Seligkeit des Erdenpilgers hienieden, der in der Reinheit des Herzens wandelt; schien nur gewöhnliche Gedanken, mit der Einfalt eines Kindes, an einander zu reihen; ward aber; eben durch die Natürlichkeit ihres Zusammenhanges, fast überraschend in Beweisen, und durch Würde und Wärme des Ausdrucks unwiderstehlich hinreißend.

Und doch schien in seinen Betrachtungen diese höchst irdische Glückseligkeit gewissermaßen nur als eine negative Heiligkeit; als ein Reinhalten des schwachen menschlichen Herzens von jeder Regung, die dem ewigen Vater der Menschen mißfällig, der Würde Gott-Erschaffener, freyer und vernünftiger Geschöpfe des Ewigen nicht entsprechend seyn könnte. Wie viel erhebender wurden nun seine Betrachtungen, als er zu der Wahrscheinlichkeit seines Zustandes überging, in dem die hier vorbereitete, freye Seele zu einer reiferen Erkenntniß des Allweisen gelangen, mit tieferer Einsicht in ihren göttlichen Beruf sich immer höher veredeln, immer mehr vollkommen, immer mehr in höherer Erkenntniß den Allmächtigen anschauen werde. Worte menschlicher Sprache sind unfähig, den Eindruck zu schildern, den die Worte des Weisen unvergänglich für meine spätesten Lebensstage auf mich machten.

Wie es denn aber in seiner Art war, auch über die höchsten Genüsse nicht die kleinsten Pflichten, über den Himmel nicht die Erde zu vergessen, so führte er uns auch an väterlicher Hand, sanft und liebend, fest und besonnen, aus den fernsten Höhen herab, auf Cashmire, auf die Palmeninsel und nach Europa. Seine Betrachtungen ruheten auf der heiligen Verpflichtung der Dankbarkeit gegen die Vorsehung für die unendlichen Wohlthaten, mit denen sie uns unaufhörlich segnet; auf der heiligen Pflicht, ein thätiges Leben der Dankbarkeit zu leben in unablässiger Bemühung für das Wohlseyn unserer Mitgeschöpfe; und endlich auf der fort-steigenden Erkenntniß des wahren Wohlseyn der Menschen und der Mittel zu Beförderung derselben. Diese Lehren werden mir unvergänglich bleiben bis an mein Lebensende.

Noch hörten wir dem weisen Mulhar aufmerksam zu, als schon der Vollmond sein Silberlicht verbreitete, und ein Schiff mit weißen Segeln, wie Schwanenflügel, vom sanften Nordostwinde langsam hergeweht ward. Ein Nachen mit zwey Matrosen legte zu unsern Füßen an; Golkas warf einiger Gepäck hinab und sprang hinein; ich blickte Müllern fragend an; Alle schlossen mich in ihre Arme, Alle segneten mich und lächelten wehmüthig; so verließ ich sie. Bald sank der Mond in's Meer, und nichts blieb mir von den Geliebten, als die Erinnerung.

Ich hatte die günstigste und schnellste Fahrt, die man in dieser Entfernung nur immer wünschen kann, und doch schien diese meine Ungeduld die zögerndste, die ich je gemacht hatte. Die innigste Liebe und die heiligste Pflicht vereinigten sich, die Sehnsucht nach dem Wiedersehen meines Vaters auf's Höchste zu steigern. Mit Anstrengung riß ich mich los aus den süßen Träumen, die mich von der Palmeninsel bald nach B- und bald nach Cashmire versetzten, und suchte sie durch Beschäftigung zu bannen.

Als Golkas dieß bemerkte, übergab er mir einen Brief von Müller. Dieser benachrichtigte mich, wie er entschlossen sey, nicht wieder nach Bombay zurück zu kehren, oder doch nie wieder daselbst unter seinen europäischen Bekannten aufzutreten. Er habe daher mit Mulhar eine neue Einrichtung der Handlungs-Angelegenheiten besprechen wollen, sie ihm jedoch, auf sein Verlangen, allein überlassen müssen. Diesem nach habe der Vater Müllern und mir, zu gleichen Theilen, einen sehr bedeutenden Antheil an allen Handlungshäusern in Ostindien, in denen er die zuverlässigsten Factoren hat, ausgemacht. Die eingehenden Capitalien seyen aber alle unter Direction des Hauses gesetzt, das bereits schon mir und dem Parsen gehörte, und durch das eingehende Müllersche Haus in Bombay vergrößert werde. Dieß große Haus habe dann zwey Mal jährlich an Müller in Cashmire und an P—und Walter in Europa zu berichten.

„Das Mulhar, fuhr Müller fort, uns so reich macht, oder uns, nach seinem Ausdruck, die Sorge der weisen Anwendung dieser zweideutigen Glücksgüter überträgt, ist der schmeichelhafteste Beweis seines Zutrauens zur Verständigkeit unsrer Gesinnung. Er selbst aber spricht davon nur wie von einer Last, die wir ihm abnehmen, wofür er uns Dank schuldig sey, und macht dieß so wahrscheinlich, daß ich es buchstäblich zu nehmen wirklich geneigt bin.“

„Du wirst Dich wahrscheinlich nicht selbst mit der Verwaltung dieser Reichtümer und dem eigentlichen Handel beschäftigen wollen, und der Vater ist weit entfernt davon, dieß zu mißbilligen. Doch weiß er auch, daß es Dir eine Gewissensfrage bleiben wird, diese Verwaltung nur den zuverlässigsten Männern anzuvertrauen, und auch von diesen Dir fleißig Rechenschaft ablegen zu lassen; so wie auch in der Anwendung dieser, sich mehrenden Schätze, zum Wohle der Menschen, die größte Besonnenheit und Menschenkenntniß und wohlthätige Sparsamkeit im Auge zu behalten.“

Diese Nachrichten überraschten mich; denn da mir die letzte Unterredung auf der Palmeninsel noch fast wörtlich im Sinne lag, glaubte ich in jenen Nachrichten den Schlüssel zu Mulhar's ganzer Lebensweise gefunden zu haben. Ich sagte mir: Reines Herzens seyn - Einst Gott schauen - Einstweilen Dankbarkeit für die Wohlthaten der Vorsehung - Thätige Dankbarkeit - Daher Beförderung des Wohlseyns der Mitgeschöpfe - Dadurch die Dankbarkeit auf Erden vermehren - Wohlthun - Was heißt den Menschen wohlthun? - Ihnen Geld geben? nein! - Sie aufklären? etwas - Ihnen Arbeit geben? mehr - Sie zufrieden machen? freilich! Aber wie? - Ich verlor mich im Nachdenken. Ich ward muthlos bei dem Gedanken an so umfassende Zwecke und an die Dunkelheit der Mittel.

Doch ermuthigte mich der Gedanke, daß ich von mir nicht mehr fordern könne, als das Maaß meiner Kräfte reiche; das ein ernstlicher Wille viel vermöge, und daß mich nichts hindere, die ganze Summe meiner Kräfte daran zu setzen und dem fernen Ziele so nahe zu kommen, als es mir nur immer möglich seyn werde. Dann, hoffte ich, werde auch ein geringes Maaß der Fortschritte auf der Bahn, meinem Leben Werth und Beruhigung geben. - Ich glaubte die Ergebnisse meines Nachdenkens, über meine bevorstehende Lebensthätigkeit niederschreiben und immer besser ordnen und berichtigen zu müssen. und nun hatte ich hinreichende Beschäftigung. Ich rechnete dabei auf das Vorbild, die Belehrung und Menschenkenntniß meines Vaters, auf den eifrigen und ausdauernden Beistand meines Bruders, und auf die immer erneuerte Wärme in Clärchens Umgange.

Ich lebte nun schon im Voraus ganz in Europa, in Deutschland. Die Sonne meines Lebens ging mir herrlich glänzend auf. Es bedurfte aber nur meiner Ankunft in B-, um diese herrliche Sonne wie eine gemeine Fackel zu verlöschen und mich in finsterner Nacht zu sehen. Mein Vater hatte seinen segensreichen Lebenslauf vollendet. Ich traf die Leiche noch im Hause und folgte mit meinen Geschwistern der Bahre nach der Gruft. Ein Schlagfluß hatte ihn hinweggerafft, ohne vorhergehende Krankheit. Der Schmerz meiner Geschwister, besonders der Frauen, die sich in Thränen und Wehklagen gehen ließen, zerschnitt mir das Herz nicht minder als die Trennung von dem Hingeschiedenen. Ich verlor mich fast ganz in dieser Trauer, ungleich dem gehaltenen, tiefen Schmerze meines Bruders.

Der Gedanke an Clärchen brachte, wie mit magischem Zauber, wieder einige Ruhe und Gleichgewicht in meine Seele. Ich wollte zu ihr eilen, erfuhr aber, daß sie die Gattin meines Universitäts-Freundes geworden und mit ihm in ein fernes Reich gezogen war. Heinrich öffnete mir, mit wohlthätiger Härte, die Augen über mein Verhältniß zu Clärchen. Sie war für mich verloren. „Wie groß war diese Welt gestaltet, so lange die Knospe sie noch barg! Wie wenig, ach! hat sich entfaltet!“ -

Bald darauf mußten mich belehrende Überraschungen treffen, die ungemein viel Schmerzliches für mich hatten. Die Regierung des Landes war nämlich schon lange aufmerksam geworden auf die Einrichtungen meines Vaters. Nach seinem Tode nahm sie dieselben unter ihre väterliche Obhut. Eine Commission untersuchte sie, lernte ihre Hilfsquellen, ihre ganze Anordnung, Zwecke und bisherige Resultate genau kennen und stattete Bericht ab. Nun folgten Vorschläge, von Seiten der Regierung an die Direction der sämmtlichen Privatanstalten zu B-: sie sollten nämlich landesherrliche, öffentliche Anstalten werden. Die Eigenthümer der ansehnlichen Fonds wurden eingeladen, dieselben stehn zu lassen und drey vom Hundert an Zinsen von den Capitalien zu ziehen. Plan und Einrichtungen sollten fortbestehen, nur zum Wohl des ganzen Landes ansehnlich erweitert werden, wozu die Regierung die, in dem Maße zu vergrößernden, Hilfsmittel zuschießen werde. Alle dabei angestellten Personen sollten in ihren Stellen bleiben. Die zu ernennenden landesherrlichen Direction sollte aus den jetzt vereinigten Mitgliedern der Privatdirection bestehen und ansehnliche Gehalte aus den Gesamtfonds ziehen. Heinrich war dabey zum Oberdirector

ernannt worden. Die Absicht der Regierung dabei war, mit viel Beredsamkeit, mit den achtungswürdigsten Gründen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe motivirt.

Wer war froher als ich! Mit Freuden willigt ich vorläufig in Alles ein, bis Heinrich, der auf einer Geschäftsreise begriffen war, zurückgekehrt seyn würde. Von den Vorstehern der einzelnen Anstalten und von meinem Schwager Mayer bekam ich zwar die Warnung, nur mit Vorsicht, und nicht ohne genaue Bedingungen, in diese Vorschläge einzugehen. Dieß gedachte ich aber meinem umsichtigen und geschäftserfahrenen Bruder allein zu überlassen.

Wie groß war aber mein Erstaunen! als dieser ausrief: das ist das Schlimmste, was uns widerfahren konnte! Was würde der Vater sagen, wenn er das erlebte! Ich will wenigstens nichts damit zu thun haben! Noch heute gebe ich die Casse und die Papiere ab, die ich in Händen habe! -

Mir war das durchaus unverständlich. Heinrich mußte sich mir näher erklären. Er besann sich auf meine Unerfahrenheit und belehrte mich ausführlich. Siehst Du denn nicht, sagte er unter andern, daß der gute Fortgang unserer Anstalten bloß auf dem regen Eifer beruht, den wir Alle für die Sache haben, und auf der Überzeugung, die in uns lebt, daß eben diese Thätigkeit unsere erste und heiligste Menschenpflicht ist? Wir können uns in Personen oder Maßregeln irren, aber wir sind immer mit Eifer und offenen Augen dabey, und ändern ab, was wir mit richtiger Erfahrung besser einsehen, und sind darin durch nichts gebunden. Unsere Thätigkeit beschränkt sich nicht auf die engen Grenzen des Landes; von allen Seiten kommen uns Dürftige und Müßige, Unwissende und Unfähige, unerzogene Kinder und Kranke zu; Alle werden aufgenommen, Alle werden in angemessene Thätigkeit gesetzt und nur die ganz Unverbesserlichen und Unbrauchbaren entfernt. Kannst Du glauben, daß das ferner auch so seyn wird?

Die Regierung, fuhr er fort, kann die vortrefflichsten Verordnungen erlassen, aber sie kann nicht direkt über ihre Ausführung wachen, nicht mit eigenen Augen sehn und mit eigenen Händen nachhelfen; muß sich auf die Berichte Anderer verlassen, die oft keine gesunden, öfter keine offenen Augen haben; muß die Nachhülfe, Verbesserungen, Leitung und Befolgung ihrer Befehle Andern auftragen, die oft nicht wissen, öfter nicht können, zuweilen nicht wollen. -

Und nun vollends die Wahl der Personen! Wir nehmen mit dem gesunden Menschen von gutem Willen vorlieb, denn wir unterweisen ihn in seinen Pflichten; haben ihn immer unter Augen; erhalten ihn heiter, muthig und thätig durch belebenden Umgang, Belehrung und Beispiel, und finden der brauchbaren Menschen gar viele, die gerade in dieser Brauchbarkeit, die sie hier erlangen, ihre Versorgung und den besten Ruf finden.

Die Regierung hat nur Personen zu ihrer Disposition, die ihre Fähigkeiten und Kenntnisse fast ausschließlich zum Gelderwerbe gebrauchen wollen, und sie so glänzend wie möglich geltend zu machen suchen, um sich mit ihnen so theuer wie möglich dem Staatsdienste zu verkaufen. Jede Dienststelle ist dem Staatsdiener aber nur einstweiliger Beruf, weil sein stillschweigender Vertrag die Dienst-Carriere ist, in der er, auch im späten Alter, immer nur von jeder Stelle zu einer einträglichen befördert zu werden sucht. Die Regierung hat also nur bezahlte Diener. Glaubst Du wohl, daß man durch bezahlte Diener unsre Zwecke hier erreichen wird?

Ich machte ihm bemerklich, daß das alles doch anders ausfallen müßte, wenn er die Leitung behielte und Alles in dem bisherigen Gange bliebe. Aber auch diese Hoffnung ward vereitelt. Wir haben, sagte er, Einrichtungen getroffen, unsere Mitmenschen, so weit unsere Arme reichen, glücklicher, thätiger, besser, verständiger zu machen, das ist aber nicht, was die Regierung will und wollen kann.

Was gehen sie Fremdlinge an! sie hat es nur mit Unterthanen zu thun. Sie hat nicht nach dem Menschen, nur nach dem Bürger zu fragen. Sie will also nur in unsern Etablissements eine Gesamtanstalt zu ihren Versorgungsbedürfnissen finden. Die Jugend eines großen Theiles der Unterthanen soll hier allerlei nützlichen Unterricht finden, besonders in der Gewerks- und Industrie-Schule, und es können dabey mehrere kostbare und mangelhafte Unterrichtsanstalten im Lande eingehen. Ihre bestehenden Armen-, Arbeits-, Irren- und Kranken-Häuser schüttet sie sammt und sonders hier zusammen; bringt das ganze unter eine gemeinschaftliche Direction; erspart dem Lande nicht ganz unbeträchtliche Summen und macht sich die mühseligen und lästigen Pflichten bequemer.

Diese so erneuerte Versorgungs-Anstalt soll dieses aber zugleich, ja vielleicht hauptsächlich, für ein ganzes Heer hungriger oder geldgieriger Staatsdiener werden, und wirklich wird sie eine

vortreffliche Gelegenheit darbieten, die an anderen Orten unbrauchbar gewordenen Diener, hier in den Genuß eines Dienstgehaltes, und in die fortlaufende Hoffnung fortlaufender Dienstbeförderungen zu setzen. Alle Gehalte aber werden nur auf die Fonds der Anstalten selbst angewiesen, und da wird der Bestimmung derselben mindestens die Hälfte entzogen. Man wird die Anstalten und ihre Administration nur aus den Berichten, das heißt so gut wie gar nicht, kennen lernen, nur froh seyn, ein Paar tüchtige und brauchbare Administratoren, oder die man dafür hält, dabey angestellt zu wissen und sich mit der süßen Überzeugung getröstet, daß wohlgeordnete Werk, nach den darin geschickt angebrachten innern Controllen, von selbst im Gange bleiben müsse, nach den Triebfedern des Interesses der Angestellten, was sich auch theoretisch recht unterhaltend beweisen läßt.

Du vergißt, lieber Heinrich, wendete ich ein, daß alles doch anders seyn muß, wenn Du die Leitung des Ganzen behälst, da Du so offene Augen hast, und wo Dir die Hände gebunden werden, immer neben den öffentlichen Anstalten, eigene treffen kannst, zu denen Dir noch sehr viel größere Fonds zu Gebote stehen. - Diese gut gemeinten, aber unüberlegten Rathschläge machten meinen guten Heinrich ungeduldig. Das unglückselige Geld ist es ja eben, rief er lebhaft aus, was allen Schaden anrichtet und allem guten Geiste den Eingang versperrt.

Der Vater hatte es schon eingeleitet und in Gang gebracht, daß unsere Anstalten immer mehr selbst erwerbend wurden, um so nach und nach, mit einem größern Absatz-Markte, der uns noch fehlt, in Verbindung gesetzt, auf den Punkt zu kommen, gar keiner andern Fonds zu bedürfen, als ihres eignen Erwerbes, ihrer Industrie und Betriebsamkeit; wobei denn natürlich eine Anstalt jede andere auf ihre Weise unterstützen und die Casse gemeinschaftlich seyn muß. Das hätte nun freilich mancher Weise unserer Zeit bedenklich gefunden und die Regierung wieder ihrer Aufmerksamkeit und väterlichen Obhut nicht entgehen lassen, damit daraus nicht etwa ein Staat im Staate werde. Doch daran dachte der Vater noch nicht, und arbeitete rüstig auf sein schönes Ziel fort.

Es wäre leicht, Dir zu zeigen, daß in unsern, auf die großen Fonds gegründeten Anstalten, der gute Geist nicht so allgemein und entschieden wirksam und erfolgreich war, als zu der Zeit, wo der Vater allein, mit wenigem Gelde, sein Krankenhaus, die häuslichen Arbeiten seiner dürftigen Mitbürger und die einfachen Einrichtungen zur Erziehung ihrer Kinder mit Wachsamkeit und Thätigkeit leitete. Das war freilich sein Geist, der damals herrschte, und der in dem so weit ausgedehnten Kreise ist nur der unsrige. Doch ist auch dieser gut, und wir erfreuen uns seines besten Einflusses auf die Gesinnungen Aller.

Vergleiche aber diesen Geist mit demjenigen, der hier in der Staats-Versorgungs-Anstalt herrschen wird. Die Regierung hat die besten Zwecke für das Wohl Aller, muß sich aber, zu Erreichung derselben, bezahlter Diener bedienen, und diesen ihre Pflichten aufs Genaueste vorschreiben. Jeder dieser Diener hat zum Hauptzweck Gelderwerb, denn er spricht: ich muß doch leben. Seiner Instruction nachzukommen, ist nach jenem Zwecke seine erste Pflicht, und er erfüllt sie nach dem Maße, ihm eigenen Gewissenhaftigkeit; denn er spricht: mehr kann nicht von mir gefordert werden. Ob er Fähigkeiten, Einsicht, Eifer und Kräfte in zureichendem Maße habe, sey der Sache derer, die ihn anstellten, meynt er. Er hat es nicht mit den Absichten der Regierung zu thun, sondern mit seiner Instruction, und zwar zu seinem Zwecke: Gelderwerb. Jeder will nur das. Der Director und der Dirigirte, der Arbeiter und der Aufseher, der Lehrer und der Schüler, der Arzt und der Kranke (der wenigstens an jedem Orte für seine Herstellung Geld zahlen mußte und hieher kommt, um diese Summe sich zu erhalten), Alle wollen sie nichts als Geld und Mittel dazu zu gelangen, Alle wollen dessen so viel wie möglich, Was wird von diesem herrschenden Geiste zu erwarten seyn?

Und das ist nicht die Schuld unserer Landesregierung, die unstreitig eine der besten in Europa ist. Sie ist vielmehr in dem Falle der Sonne, von der Segen und Gedeihen kommt, wenn der Landmann, der Gärtner, ihre Gluth zweckmäßig zu benutzen weiß. Dieß weiß auch der Gärtner, der seinen Garten selbst bauet und die Gewächse so pflanzt und behandelt, daß jedem sein rechtes Maß von den Strahlen der Sonne zukommt. Ein entfernter Eigenthümer aber, der seinen Garten nicht selbst sehn könnte oder wollte, stellte eine Menge Arbeiter in demselben an, die er nach ihren Fähigkeiten, ihrer Einsicht und ihrem guten Willen unmöglich genau kennen kann, und gäbe ihnen daher genaue Instructionen, nach denen jeder Arbeiter sich richtete, aber nur nach dem Maße seines

eignen Zweckes, dem Arbeitslohne. Die Sonne schien in diesen großen Garten so gut wie in jenen kleinen; wird der Erfolg der Instructionen, bey allem Segen der belebenden Sonne, derselbe seyn, den der Eifer und die Thätigkeit in der Privat-Anstalt hat?

Was hätte ich antworten können! Es entstand vielmehr die Frage: was unter den bestehenden Umständen zu thun sey? Da des Vaters Einsicht fehlte, wagte Niemand eine Entscheidung. Die sämtlichen Lehrer und Aufseher der Anstalten traten zu einer gemeinsamen Berathung mit uns zusammen. Hier aber zeigte sich gleich ein neues Übel, das mir unbekannt war, die Meinungsverschiedenheit. Es ging wie es oft geht, jeder Einzelne ein vortrefflicher und sehr verständiger Mann, vermochten sie vereinigt nichts leidlich Vernünftiges zu Stande zu bringen.

Es ward vorgeschlagen, die Entscheidungen auf die Stimmenmehrheit ankommen zu lassen. Dagegen setzte ich mich mit allem Nachdruck, zu dem mich der Unsinn erwärmte, die seltene Weisheit dem lauten Markt der Thorheit dienstbar zu machen. Das einzige Auskunftsmittel traf Heinrich; er erinnerte die Versammlung daran, daß sie nur zur Berathung gezogen worden; alle Entscheidungen aber den Erben des Stifters dieser Privat-Anstalten zustehe, da von demselben keine Bestimmungen für die Zukunft getroffen seyen. Der Knoten war wohlthätig zerhauen. -

Diese Versammlung machte den widrigsten Eindruck auf mich. Ich erinnerte mich noch eines Umstandes unter mehreren, der meinen Unwillen erregte. Das ganze Personal sämtlicher Anstalten meines Vaters, war nicht im baarem Gelde besoldet. Lehrer und Schüler, Arbeiter und Aufseher, Handwerker, Gelehrte u.s.w. wurden gut und reichlich genährt, gut und anständig gekleidet und so mit Wohnung und allen Lebensbedürfnissen reichlich versorgt. Dabei war Jedem so viele Zeit für sich und eigne Angelegenheiten gelassen, daß er zu besonderer Erwerbs-Arbeit Gelegenheit hatte, und ihm überdieß ein angemessenes Jahrgeld, mit Befreiung von jedem Geschäft, von einem gewissen Altersjahre an, bestimmt. Man wollte damit Alle zu einem gewissen Familiengeiste, Gemeingeiste stimmen; die vorgeschriebene Thätigkeit in den Anstalten sollte weniger das Ansehen des Dienstes um Geld haben und doch der Geist einer geregelten Erwerbsthätigkeit lebendig erhalten. Es war auch bisher vortrefflich gegangen, denn Jeder hatte sich wohl gefühlt, war heiter und thätig geblieben, und Keiner hatte diese Verbindung unzufrieden, oder andersweitiger beßrer Aussichten wegen verlassen. Des Vaters Geist waltete unter ihnen und verband Alle zu einer großen Familie.

Seit der Einmischung der Regierung war dieß anders geworden. Ein böser Geist eigennütziger Ansprüche hatte augenblicklich seinen Einfluß eingeleitet, wie sich' schon in jener Versammlung zeigte. Es wurde nämlich der Wunsch einiger vorlauten Schwachköpfe laut, die Umstände zu benutzen, da man noch Bedingungen machen könne, und den gegenwärtigen Angestellten möglichst günstige Gehalte, Pensionen u.s.w. auszumachen. Das bestätigte Alles, was mein Bruder Trübes von der Zukunft vorher sah, und erweckte wenig erfreuliche Betrachtung in mir.

Am Abend besuchte uns Matthias Werner. Er war aus B- selbst, der Sohn unbemittelter Eltern, dessen mein Vater sich lebhaft angenommen hatte. Als Knabe zeigte er ungewöhnliche Fähigkeiten, Lebhaftigkeit und Seelengüte. Auf der Universität erwarben ihm seine Kenntnisse und Geistesgaben Achtung, die er aber durch ein unordentliches Leben, in das er durch schlechte Gesellschaft gerathen war, verlor. Er ließ sich in fremde Kriegsdienste anwerben, unter Bedingungen, die nicht gehalten wurden. Seine gute Natur erhob ihn, selbst unter den ungünstigsten Umständen, aus dem Schlamme zu einer seltenen Höhe der Besonnenheit.

So fand ihn mein Vater wieder, und arbeitete lange vergeblich an seiner Befreyung aus einem Stande, in dem dort nur Adelige Officiere wurden, und in dem er nicht so nützlich seyn konnte, als durch seine Fähigkeiten und Kenntnisse in jedem andern. Endlich hatte s doch die Ausdauer durchgesetzt, aber erst vor drey Jahren, und seitdem war der verabschiedete Feldwebel einer der treuesten und zuverlässigsten Gehülfen meines Vaters, Lehrer an der Schule und Mayers Gehülfe in der Leitung der Gewerks- und Industrie-Schule. Meinem Bruder, der seine Festigkeit, Redlichkeit und eiferne Ausdauer hoch verehrte, war er ein treuer und gleichgesinnter Freund.

Werner erklärte uns rund heraus, da die bestehenden Verhältnisse ihn verließen und ein Staats-Eigenthum würden, sehe er sich getrennt von denselben an, und stelle seine bisherige Thätigkeit ein. - Siehst Du, wie es geht, sagte Heinrich bedeutend zu mir. - Den festen Werner anderes Sinnes machen zu wollen, wäre vergeblich gewesen, daher versuchte es auch Keiner. Er hatte uns Brüder und die Schwäger im Gespräch über die Angelegenheit des Tages gefunden, und ward von uns

ersucht, unsere Berathung zu theilen, die denn in diesem kleinen Kreise schon am folgenden Tage beschlossen wurde.

Die Vorschläge der Regierung für etwas Anderes als Befehle anzusehen, wäre eine Unerfahrenheit gewesen, die selbst ich nicht hatte. Es blieb uns nichts übrig, als die Erlaubniß zu benutzen, Bedingungen zu machen. Diese machten wir denn mit aller Freymüthigkeit zum wahren Wohl und dauernden Bestande der Anstalten, die unser Vater so wohl gegründet hatte. Deßhalb fiel es auch Keinem ein, die Fonds zurück zu ziehen und Alles aufzugeben. Vielmehr setzten wir fest, daß die Renten für das Etablissement verwendet werden möchten.

Die Ansehung der dabey erforderlichen Personen suchten wir zu erhalten, daß jeder unbescholtene Mann zu einem vierteljährigen Probendienste zugelassen und dann von der Direction zurückgewiesen oder beybehalten werden könne. Wir brachten Walter, dessen Handlungsgeschäfte in der nahen Stadt ihm jetzt öfter Entfernungen aus derselben verstatteten, und Mayer zu Directoren ohne Gehalt in Vorschlag, und erboten uns, Heinrich und ich, uns jährlich einmal mit Jenen zu einer Controlle und Berathung zu vereinigen und gemeinsam Bericht erstatten.

Unsere Vorschläge wurden angenommen. Das Ganze besteht denn auch noch leidlich, und wird mindestens so lange fortbestehen, als wir leben und der Vater mit uns. Walter und Mayer suchen ihre fünf Söhne für die Erbe ihres Großvaters, dem sie die angemessenste Bildung dazu verdanken, zu gewinnen; dieß muß aber, freylich wie Alles, der Fügung überlassen bleiben.

Ich hatte unterdessen von Jumaga, dem Sternkundigen Weltumkreiser, Nachrichten erhalten, und machte mir's zur angenehmen Pflicht, ihn im Norden unsers Welttheils anzutreffen und ihm meine Dienste anzubieten. Nord-Cap hatte er bereits verlassen, und mußte nun in Archangel seyn, um die kurze Zeit der offenen Schifffahrt zu benutzen. Es gelang mir, meinen Bruder zu bewegen, die Reise mit mir zu machen. Werner wünschte einen Vetter zu besuchen, der Prediger in Liefland war. So nahmen wir von Röschen und Friedrike, von ihren Männern und Kindern Abschied, und versprachen, um's Jahr wieder in B- zu versammeln.

So theuer wir uns Alle waren, so herrschte auf dieser Reise doch eine Wehmuth unter uns, die in eine düstere Stimmung überzugehen drohte. Es war als dauerte die Trennung von dem geliebten Vater fort, und die Trennung von Allem, was ihm lieb und theuer war; unser Fortleben war wie ein fortgesetztes Losreißen von dem Geliebtesten.

Dazu war Jeder von uns geschäftslos. Heinrich machte eine völlig unbestimmte Erholungsreise. Werner wollte sich, mit Hülfe des Veters, Geschäfte suchen und sich aus Deutschland entfernen. Golkas litt zum ersten Male an einem Heimweh, das ihn zu überwältigen drohte. Ich ging ohne freudige Erwartung, ohne bestimmten Zweck, dem Wiedersehen eines frühern Bekannten entgegen, dessen eigene Persönlichkeit mir fast fremd geworden war, und an dessen Bestrebungen Antheil zu nehmen, ich nicht hoffen durfte. Dennoch mußten wir, dieser Ursache wegen, unsere Reise beschleunigen; unverweilt durch unangenehme, durch nichts anziehende oder beschäftigende Gegenden ziehen; müßig in einem Wagen sitzen, den Staub und Hitze erfüllten. -

Da war es, wo wieder Clärchens liebes Bild in meiner düstern Seele aufging, und wie mit des Mondes sanftem Silberlichte Ruhe und Frieden über mich ergoß. Sie schien sich mit mir von dem Vater zu besprechen; ich wußte nicht ob von ihm, oder von dem allgütigen Vater aller Menschen; aber es war nur Liebe, lauter Liebe, was ich fühlte, und ihre melodische Stimme, die ich hörte, wie Harfenton aus weiter Ferne. Ich war mir wiedergegeben. Ich unterhielt die Gefährten im Sinn und Geiste des verewigten Vaters, der beruhigend in mir aufgegangen war. Sie gingen ernst darauf ein, und wurden immer heiterer. So waren wir Alle bald im Gleichgewicht.

Unserer Theilnahme entging bald die öde Gegend, die tiefe Armuth der Menschen nicht, die hier wohnten, noch der abschreckende Charakter der Landschaft. Je weiter wir kamen, immer trauriger ward es, immer langsamer reiseten wir, immer länger verweilten wir auf Besuchen, die wir nach allen Seiten der Armuth in elenden Hütten machten. Wir vermochten, leider! nur Geld zu geben, aber wir versprachen uns, diese Gegend nicht aus dem Gesichte zu verlieren und einen wesentlichen Einfluß auf ihre Bewohner zu erhalten.

Es wäre doch schön, dachten wir, das Leben dazu anzuwenden, die Welt zu durchstreifen; die Armuth, die Unwissenheit, die Rohheit und Sittenlosigkeit aufzusuchen; dem Grunde des Übels auf die Spur zu kommen; die Mittel kennen und anwenden zu lernen, um diese Übel zu mindern; sich aus der Dunkelheit an die Mächtigen und Einflußreichen zu drängen; sie an ihre Menschenpflicht

zu erinnern; sie zur Thätigkeit zu wecken, zu bewegen, zu zwingen; das Geld, das so viel Unheil stiftet, endlich einmal zum wahren Wohl der Menschen anzuwenden; die gewissenhafteste Sorgfalt im Gebrauche desselben zu lernen und anzuwenden, um dieß zweydeutige Wesen durch die wohlthätigste Sparsamkeit nur zu heilsamer Wirksamkeit zu zwingen; rastlos thätig seyn in den beschränkten Kreisen und in dem möglichst weitesten - und so mit Bewußtseyn ein Mitarbeiter zu werden, der Beförderer der ewigen Weltordnung, die nach Vervollkommen strebt und das Menschengeschlecht, durch Labyrinth dunkler Irrsale, durch Freyheit und Nothwendigkeit, dem höchsten Ziele langsam und unfehlbar entgegen führt.

Mit immer steigender Wärme hingen wir diesen Betrachtungen nach; besprachen sie mit lebhaftem Wohlgefallen; entwickelten sie immer mehr zu möglicher Wirklichkeit; ließen uns nicht durch vorherzusehende Hindernisse entmuthigen, noch durch das Unbestimmte und Unendliche des Gegenstandes uns ihn bloß als einen schönen Traum erscheinen. Ist doch, sagte Heinrich, der kleinste Fortschritt auf der Bahn zum schönsten Ziele mehr werth, als der erreichte untergeordnete Zweck! - Und das Bewußtseyn dieses Willens, versetzte ich, eine Palme des geheiligten Erdenlebens, dem kein Lohn hienieden gleich kommt! - Wahrlich! sprach Walter, den beschränktesten Wirkungskreis, und diesen vorzüglich, kann der gute Wille zu einer ganzen Welt voll Liebe und Segen ausdehnen! - Gott im Himmel! rief Golkas aus: leben denn hier auch Menschen!

Wir sahen uns um; die Trostlosigkeit des Anblicks hatte den Gipfel erreicht. Ewiger tiefer Sand, den Stürme zu ansehnlichen Hügeln aufgeweht haben; traurige Kiefern auf einigen Höhen, in deren Wipfeln gierige Raubvögel ein widriges Geschrey erheben; die Gefahr, wenn man von der kaum sichtbaren Spur abirrt, mit Wagen und Pferden unrettbar in den Trieb sand zu versinken, wie dieß, dem Postillion nach, kurz vor uns der Fall gewesen war; armselige Fischerhütten; mit Lumpen kaum halb bedeckte, ausgehungerte Weiber und Kinder, mit herz-zerreißendem Jammergeschrey uns anbettelnd; wer hätte den Jammer ertragen können! Golkas brach in Strömen von Thränen aus. Wir ließen uns in den Hütten herumführen; nie habe ich einen schauderhafteren Anblick gehabt. Auf einem Umwege, den ich im Gespräch mit Werner gemacht hatte, kehrte ich ins Posthaus von R. zurück.

Freudestrahlenden Antlitzes, und mich warm und lebhaft in die Arme schließend, empfing uns Heinrich. Lebt wohl! rief er aus: ich bleibe hier, und hoffe zu Gott, hier werde mein Wirkungskreis seyn. -

Wer könnte unsere Überraschung mahlen! Wir blieben noch die Nacht und den folgenden Tag im Posthause. Wir versuchten nicht, den theuren Bruder wankend zu machen in seinem Entschlusse, sowohl weil dieß nicht möglich gewesen wäre, als auch, weil wir uns Alle kurz zuvor zu derselben Gesinnung bekannt hatten. Es war aber wieder ein schmerzliches Losreißen.

Der Postschreiber im Hause war gestorben. Heinrich erbot sich zur Fortführung der Geschäfte, und erhielt bald darauf die armselige Stelle. Welch Leben damals in diesem Posthause! Es gab kaum Brot in dieser Wüste. Alles schien aber nur seinen Eifer zu erhöhen und ihn zur Heiterkeit zu beleben. Er machte sich so viel zu thun im Hause und im Stalle, wie wohl noch kein Postschreiber auf Erden. Er bedeutete uns, wir verweilten uns und hinderten ihn, er half die Pferde vorführen und einspannen, ließ sich das Postgeld zahlen und meldete, daß Alles bereit sey.

Mit einer Wehmuth, wie ich sie nie tiefer gefühlt habe, umarmte ich ihn, und übergab ihm einen Zettel, durch welchen ich ihn auf mein ganzes Besitzthum anwies. Hier ist eine Anweisung auf unser Haus für den Nothfall. Schon gut! sagte er, wehmüthig lächelnd, und steckte den Zettel ein, ohne ihn anzusehen: ich werde es nicht gebrauchen. An dem, was wahrhaft glücklich macht, läßt Gott es Keinem fehlen. -

Golkas war indessen ernsthaft krank geworden, drang aber unablässig auf schnelle Fortsetzung der Reise. Meine ganze Aufmerksamkeit war nun auf seinen Zustand gerichtet. Die Nächte hindurch lagen wir in Posthäusern, die Tage über auf der Heerstraße. Welche neue Prüfungen der Geduld! In der ersten Stadt hatte ich mich mit Arzneyen versehen. Der Kranke ward nicht schlimmer. Er sagte mir in einer unruhigen Nacht, die Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Cashmirer und seines Bruders, der Jumaga begleitete, hätte eine Gewalt über ihn, der er nicht zu widerstehen vermöge und der er seine Krankheit zuschreibe.

So kamen wir durch Liefland, wo sich Werner von uns trennte; so nach St. Petersburg, wo Jumaga mit ansehnlicher Begleitung schon vor mir eingetroffen war. Ich schweige von dem Schönen, Freudigen und Belehrenden, das mich hier mehrere Wochen hindurch umgab, um nur zu bemerken, wie ich erst hier erfuhr, daß Clärchen längst gestorben war. Die Cashmirer zogen zu Lande über den Caucasus und durch Persien nach Hause; Golkas mit ihnen, nachdem ihm die Trennung von mir einen schweren Kampf gekostet hatte. So war ich denn allein. Was hätte sich noch von mir losreißen können! -

Es war mir in dieser prächtigen marmornen Wüste, wie sie mir erschien, unmöglich, zu verweilen. Die Landessprache zu erlernen hatte ich keine Neigung. Niemand schien meiner zu bedürfen. Die Angesehenen und Reichen des Landes in ihren Häusern kennen zu lernen, verlor ich, nach den ersten Besuchen, alle Lust. Zwischen ihrer Hypercultur und dem Culturmangel der Leibeigenen, und die sich zu ihnen halten, ist eine weite Kluft, in der ich nur Dunkelheit und Verwirrung zu erkennen vermochte. Eine Menge Handlungshäuser der mehrsten europäischen und vieler asiatischen Nationen giebt es hier, wie in Ostindien; sie gehen fast ausschließlich dem Gelderwerben nach. Diesem dienen auch die Wissenschaften in einer Menge Gelehrten aller Art.

So die Deutschen, die seit einem Jahrhundert hier einheimisch sind, sich fortwährend aus der Ferne mehren und eine eigene Stadt in der Stadt bewohnen. Die Gastfreyheit ist hier, bey abendländischen Sitten, fast so ausgedehnt, wie die morgenländische. Die Lebensweise, ein unruhiges, buntes Treiben, eiliges Hin- und Herfahren durch meilenlange Stadtgegenden den ganzen Tag hindurch, und ein, an Geistesunthätigkeit grenzender, unruhiger Müßiggang am Abend in glänzenden Cirkeln. Dieß ward von europäischen Fremden als die größte Lust gepriesen. Ich kannte damals die Welt, oder was man so nennt, noch nicht.

Meine ganze Seele hing an meinen Lieben in der Ferne. Ich war so einsam. Mein Auge wendete sich nach allen Seiten in die Ferne, sie zu suchen. Heinrich machte mich besonders wehmüthig. Sein Bild in meiner Seele war mit den widrigsten Beywerken umgeben. Ich konnte mir die Einzelheiten seiner Thätigkeit nicht recht denken. Ich sann darüber nach, ich malte mir Scenen aus; es ward immer lichter in mir; ich sah nur heitere Befriedigung in den geliebten Zügen; da sprach ich, wie unbewußt, leise vor mich hin die Verse aus: „Und ich könnt’ ihn nicht mit Lust Vater nennen, fühlt’ ich nicht in dieser Brust Bruderliebe brennen; blutete mir nicht das Herz bey des Bruders Leiden; blieb’ ich kalt bey seinem Schmerze, kalt bey seinen Freuden. Glücklich oder elend, ihr seyd mir immer Brüder; nur noch theurer seyd ihr mir, drückt euch Leid darnieder.“

Das sang vielleicht jetzt Heinrich mit mir, und wir begegneten uns so in der Ferne. Ich gedachte meines Vaters in der Fliederlaube, als er mich in diesen Worten für seinen Sohn erkannte. Ich gedachte meiner Mutter, die mich die Worte gelehrt hatte, und gewiß eine sehr gute, fromme Mutter war, die ich nicht mehr kannte. Ich gedachte des Retters im tiefsten Elende, ich gedachte Müllers, Mulhars, Goolchunds, die mein Lied so gut kannten. Aber ich gedachte auch Clärchens und der schönen Stunden, in denen wir uns von diesem Lied besprochen hatten. O! wie reich fühlte ich! Ruhe und Friede kamen wieder in meine Seele.

Clärchens Bild war mir wieder ein trostreicher Engel geworden, und umschwebte mich und erhob mich in einen Himmel seliger Geister. Die Sonne schied; der Purpur des Himmels glänzte auf dem weiten Spiegel des Neva; sein Abglanz verklärte die Festung und die Prachtgebäude auf Wassiliostrow; kleine, bedachte Fahrzeuge ruderten auf der Fluth und legten vor mir am Granit des Quais an; Kutschen und Droschken rasselten; Truppen-Abtheilungen marschirten nach dem strengen Comandowort, und riesenmäßig hinter mir erhob sich die bunte, kleinlich verzierte Masse des Winterpalastes, in dem der Kaiser des größten Reiches zweyer Welttheile überdieß noch mit einem heitern Familienleben gesegnet ist, als ob er nicht in Palästen wohnte.

In einem Posthause an der Heerstraße in Liefland, saß ich am Fenster und wartete auf Pferde, die vornehmen Reisenden mit stürmischer Eile herbeygeführt, unscheinbaren aber erst nach langem Zaudern und wie aus Gnade vergönnt wurden. In vollem Rennen der vier kleinen Pferde, die keuchend und athemlos vor dem Hause hielten, war ein leichter Wagen hergeflogen, aus dem ein rüstiger Mann, mit dem Georgenorden geziert, rasch ausstieg. Die ganze Familie, Postknechte, Hunde und Katzen geriethen in Aufruhr, Alles stürzte über einander hin, der Postschreiber den Postknechten nach in den Stall, und: Die Pferde sind schon aufgeschirrt; in zwey Minuten auch angespannt! rief der Posthalter dem eintretenden Reisenden entgegen. Ich bin nicht so eilig,

entgegnete dieser, indem er mich bemerkte und grüßte. Geben Sie mir, fuhr er zum Posthalter fort, ein Zimmer; Ihre Frau hat wohl Goulardsches Wasser und etwas alte Leinwand; ich habe einen bösen Arm. - Ich kündigte mich ihm als Arzt an und erbot mich zum Beystande.

Mit verbindlicher Höflichkeit ward mein Erbieten angenommen. Der Arm war vor drey Tagen schon, bey einem Sturze mit dem Wagen, sehr heftig verletzt und seitdem ganz vernachlässigt worden. Ich mußte eine nicht schmerzlose Operation machen, die der Fremde mit einem Gleichmuth ertrug, als ob es nicht sein Fleisch wäre, in das ich schnitt. Ich zeigte ihm nun, wie gefährlich es mit dem Übel geworden sey, und rieth ihm, den Arm von einem geschickten Chirurgen täglich nachsehen und mit Sorgfalt behandeln zu lassen. Ich muß aber nach Hause, sagte er, und da habe ich jetzt keinen Arzt. - So will ich bey Ihnen bleiben, erwiderte ich, bis Ihr Arm geheilt ist. -

Mit großen Augen sah mich der Mann an und rief aus: Sie sind wahrlich eben so verbindlich, als höflich! Sie kennen mich ja nicht; wissen nicht, wo ich her bin; haben Sie denn keine Geschäfte? - Kein dringendes. - Nun so seyn Sie mir herzlich willkommen! Wir haben nur noch zwölf Meilen; in fünf Stunden sind wir dort. -

Das war Ihr Vater, lieber Julius! -

Auf der sogleich fortgesetzten Reise fragte er mich nach meinem Namen. Sey es nun, daß der Name, den ich im Herzen trug, mit auf die Lippen trat, oder daß der Obrist den meinigen mit diesem gewöhnlichen verwechselte, er nannte mich Müller, und so hieß ich immer in Liefeland, da ich es nicht der Mühe werth hielt, über einen bloßen Namen aufklärende Worte zu verlieren. Auch war mir die Verwechslung so lieb, wie der Name selbst.

Ich kam auf diese Weise in einen überaus liebenswürdigen Familienkreis. Frau von X. war eine der sanftesten, zartesten Frauen, die ich jemals gesehen habe. Ohne unterrichtet zu seyn, hatte sie ein richtiges Gefühl, das alles Bedeutende über das Alltägliche und Kleine, wie aus Offenbarung ihres reinen Wesens, erhob. Nur das Edle, Schöne, Große, Gute und Heilige zog sie an, Alles Niedrige, Böse und Gemeine schien sie entschuldigend zu beseitigen. Diese Richtung hatte auch ihre Wißbegierde, hatte ihr ganzes Wesen und ihr Leben. Eine stille Innigkeit war der habituelle Ausdruck ihres Wesens; zu einer, an Verklärung grenzenden, stillen Begeisterung erhöhte er sich in den Stunden der Erhebung des Gefühls.

Kein Geschöpf auf Erden hätte mich lebhafter an Clärchen erinnern können, als diese herrliche Frau, der jedoch eine gewisse Bestimmtheit des Willens, die Clärchen eigen war, abging. Sie hatte etwas Schwankendes, das ihre Weiblichkeit erhöhte, und sie an ein weiches Anschmiegen an den Gemahl gewöhnte, der denn auch das entschiedene Bild der Festigkeit war. Beyde schienen mir jedoch anfänglich das Glück ihrer Vereinigung nicht so durchaus rein zu genießen, als es zu wünschen gewesen wäre; doch fand sich das sehr bald, wie sich's von Personen so reinen und edeln Willens denken läßt, die sich nie verkennen konnten.

Ihre Schwestern und Brüder, lieber Julius, und Ihren trefflichen Vetter Ferdinand, der damals im Hause war, brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Alle zogen mich lebhaft an durch Reinheit, Kraft, Fähigkeit und wahrer Seelengüte; mein Herz hatte für sie nur väterliche Liebe. Beklagen mußte ich den Mangel überlegterer Erziehung und gehörigen Unterrichts, da eine französische Gouvernante, die für ihre Schwestern da war, auch die Knaben nothdürftig beschäftigte; ein Nothbehelf, dem besonders Ferdinand durch Jahre, Geist und Trieb längst entwachsen war. Ihr Vater fühlte das so gut, als ich, und beklagte sich in dieser Hinsicht schmerzlich über die isolirte Lage, in der die Erziehung der Knaben so sehr behindert werde.

Wir besprachen diesen Gegenstand ausführlich. Er war der Meynung, Knaben müßten früh in die Welt, und darum in öffentlichen Schulen unterrichtet werden. er hatte Recht. Ich kannte Europa und das Leben überhaupt zu wenig, und stimmte daher für die häusliche Erziehung und den Unterricht durch einen vielseitig gebildeten Lehrer. Ich erwärmte mich in einer lebhaften Schilderung der wesentlichen Vorzüge der häuslichen Erziehung, entwarf in großen Zügen den Unterrichtsplan zu Unterstützung jener und Bildung des Menschen in dem jungen Herrn, und zählte auf, was ein Hofmeister dabey zu leisten haben müsse.

Lebhaft und gerührt ergriff der Obrist meine Hand und rief aus: Schaffen Sie mir einen solchen Hofmeister! Mein Vermögen theile ich mit ihm! Kennen Sie einen solchen Mann? - Ich besinne mich eben auf Keinen, antwortete ich verwirrt; aber lassen Sie mir Zeit.

Ich dachte an Werner; ich dachte an mich selbst. Ich machte mir ein Bild von den geistigen Bedürfnissen dieser ganzen Familie. Werner und seines Veters Pfarre war in der Nähe, zu der allerbesten Erziehung der Kinder schien er mir ganz geeignet; nicht so ganz zu einem milden Einflusse im Umgange mit dem Vater und der Mutter. Ich durchdachte meinen übernommenen Verpflichtungen, meine Pläne. Nach wenigen Minuten antwortete ich dem Obrist: Ich kennen einen Mann, der in der Ferne beschäftigt ist. Was Ihre Kinder bedürfen, dazu ist er hinlänglich unterrichtet, und selbst als Arzt nicht ungeschickt. Er hat den lebhaftesten Eifer für's Gute und die unbedingteste Gewissenhaftigkeit. Aber er würde nur acht Monate im Jahre hier seyn können, und vier Sommermonaten seinen eigenen Angelegenheiten widmen müssen. Würden Sie den brauchbar finden? oder es mit ihm versuchen wollen? - „Wenn Sie ihn mir empfehlen, ja! Wie heißt der Mann? wo ist er?“ - Ich bin's. -

Die Freude des vortrefflichen Mannes über meinen überraschenden Entschluß wird mir immer eine der liebsten Erinnerungen bleiben. Hastig ergriff er meine Hand, eilte mit mir zu den Kindern und rief ihnen zu: das ist Euer Lehrer! habt ihn nur so lieb wie ich! - Dann mußte ich ihm auch zu seiner Gemahlin folgen, die ein Buch in der Hand hatte und ungewöhnlich bewegt schien.

Nach der ersten freundlichen Erklärung der liebenswürdigen Frau, die sich sichtlich bemühte die frühere Stimmung zu unterdrücken, nahm der Obrist das Buch vom Tische, warf es aber sogleich wieder weg und fuhr lebhaft aus: Wieder so ein verwünschtes Buch mit langen und kurzen Zeilen! Eine Hausfrau sollte nur mit dem Kochbuche oder ihren Haushaltungsbüchern angetroffen werden können; nicht mit süßlichen Verseleyen, die den Geist in phantastischen Bildern wiegten und schaukeln, und uns unfähig machen, frisch und resolut zu leben und unsere nächsten Pflichten mit Lust und Muth zu erfüllen. -

Lächelnd sagte Frau von X. zu mir: Mein lieber Mann feyert das fest Ihrer Einführung in unser Haus mit einer Kriegserklärung gegen die Dichter. Er, der so frey von vorgefaßten Meynungen ist, würde am besten den Unterschied zwischen Versen zu würdigen wissen, wenn er sich jemals hätte entschließen können, sie kennen zu lernen.

Ich bat um die Erlaubniß, was sie bey unserer Ankunft gelesen hatte, einsehen zu dürfen. Sie zögerte einen Augenblick, sah mich forschend an, schlug das Buch auf und reichte es mir nicht ohne Schüchternheit. Es waren Gellerts Oden und Lieder, das aufgeschlagene Lied: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt? -

Ich las dieß Lied laut vor, mit Wärme, mit steigender Bewegung, und da ich mich gehen ließ, geschah es, daß ich ein Theil meiner Jugend-Geschichte, als die eines Bekannten, erzählte; auf die Güte des Allmächtigen darin aufmerksam machte, und das schöne Lied noch einmal las. Der Obrist hatte mit überwallendem Gefühl seine Gemahlin in seine Arme geschlossen; er reichte mir die Hand und sagte bewegt: gesegnet sey mir dieser verletzte Arm, der Sie uns zugeführt hat. - Von ihm aufgefordert, las ich jeden Abend ein Lied von Gellert vor.

Meinen Freund Werner fand ich eifrig beschäftigt. Der Zustand des Volkes hatte ihn überrascht und geschmerzt. Er lernte die Landessprache und schrieb vortreffliche Lesebücher für den Landmann. Er streifte weit und breit in den Hütten umher; erwarb sich das Zutrauen der Bauern; belehrte sie über mancherley Verbesserungen ihrer Arbeiten; versorgte sie mit Handwerksgeräth; lehrte sie, es zu gebrauchen; bewies ihnen die großen Vortheile der Ordnung; benutzte ihren ungeübten, natürlichen Verstand, um bessere Gesinnung zu erwecken; ließ sich durch keine schlechten Erfolge abschrecken, sondern bewährte seine alte Beharrlichkeit auch hier, und wiederholte sich und Andern stets seinen Wahlspruch: Nur eine Seele der Tugend und Wahrheit retten, und Du hast den Taglohn deines Lebens verdient.

Noch näher am Herzen lag ihm die Verbesserung, oder vielmehr die Einführung, der Volksschulen. Seine vielfältigen hartnäckigen Vorstellungen deßhalb, bei der Regierung, dem Oberconsistorium, den Adelsconventen und Landtagen, blieben fruchtlos. Man setzte ihnen locale Hindernisse entgegen. In der Folge gelang ihm aber doch, mit Hülfe seines Veters, eines gutmüthigen und verständigen, aber trägen Mannes, daß eine Menge Landgeistliche sich

regelmäßig versammelten, mit einander die Grundsätze einer bessern Schulführung besprachen und ihm eine gewisse, im Stillen zu führende, Controlle der unbedeutenden Kirchschulen verstatteten.

Einen großen Nachdruck bekam die Sache durch die Theilnahme zweyer Gutsbesitzer, die ihn mit ihrem Einflusse unterstützten. Dieß hinderte jedoch nicht, daß man sich über den „nährischen Kerl“ aufhielt, der ohne dafür bezahlt zu werden, sich so eifrig in diesen Dingen zeigte. Auch ich konnte die Thätigkeit meines Freundes bald theilen, und sie durch das Ansehn und die Mitwirkung des Obrist X. nachdrücklich unterstützen.

Bey alle dem blieben unsere Bemühungen größten Theils ohne Erfolg. Sie kennen Ihr Vaterland, aber Sie wissen nicht, wie es einem Fremden auffällt, der es unvorbereitet kennen lernt.

Die Geschichte der Eingebornen ist unbekannt. Der erobernd eingezogene deutsche Adel hat sie sich leibeigend gemacht, im engsten Sinne des Wortes. Die zerstreut auf fast tausend Quadratmeilen wohnenden Familien der Geistlichen, Weiber und Kinder mitgerechnet, zählen kaum tausend Köpfe. Ganz abgesondert, fast ohne Gemeinschaft mit allen Bewohnern des Landes, giebt es etwa fünf- bis acht- und zwanzig Tausend Städtebewohner. Es lassen sich also eigentlich in Liefland nur zwey Stände annehmen, der Adel und seine Leibeigenen. Der Adelichen mag es dreyßig Tausend Köpfe, auf fünf Mal Hundert Tausend der Leibeignen geben. Völlig isolirt leben die Erstern unter den Letztern, und haben nichts mit ihnen gemein, als die Luft, die sie athmen und das gegenseitige Bedürfniß der Erhaltung durch einander.

In Rußland konnte sich dieser deutsche Adel nicht anschließen. Er blieb in dem Culturgange Deutschlands, und schritt mit demselben in seiner isolirten Lage fort. Der Leibeigene aber, ohne Nachbarn, ohne Beyspiel, ohne irgend einen Zusammenhang mit civilisirten Ländern, blieb auf der niedern Stufe der Cultur vom zwölften Jahrhundert stehen, und hat nicht einmal die Sprache mit seinen Herren gemein. Gestehen Sie, daß dieser Zustand für den Fremden etwas sehr Auffallendes hat!

Jetzt fängt man an, die Leibeigenschaft in Rußland aufzuheben. Damit wird aber der Mangel des, Alles verbindenden und vermittelnden, alle Cultur und Aufklärung, allen Wohlstand begründenden, Mittelstandes nicht aufgehoben. Gelingen einst die Bemühungen redlicher Männer dort, so kann auch einmal ein Mittelstand entstehen, und mit ihm eine Geschichte Lieflands beginnen. Sie kennen Ihr Vaterland, ich brauche Ihnen nicht mehr zu sagen. Der liebenswürdige Kreis Ihrer Verwandten und Freunde ist nicht Liefland.

Meine vier Sommer-Monate brachte ich, wie sich denken läßt, mit meinem Bruder zu. Er übertrug alsdann sein Geschäft im Posthause einem, von ihm bezahlten, Stellvertreter, und reisete mit mir nach B-, wo wir uns mit unsern Schwägern und Schwestern versammelten, und unsern Verpflichtungen nachkamen.

Heinrich, in seiner Wüste, hatte in den ersten Jahren keine glänzenden Erfolge seiner großmüthigen Bemühungen aufzuweisen, als Werner. Er war noch weniger unterstützt, als dieser, aber es war auch Niemand da, der ihm zusah und einredete. Seiner eisernen Ausdauer und bewundernswürdigen Selbstverleugnung mußte es aber in der Folge gelingen, faule, düstere, bössartige, versunkene Menschen zu fleißigen, ordentlichen, reinlichen, wohlgesinnten, geschickten und frohen Menschen zu machen. Was verdiente wohl in aller Welt Bewunderung, wenn dieß Wunder es nicht verdient? Und dieß Unglaubliche brachte er fast ohne Geld zu Stande; ja er war sogar überzeugt, daß auch hier das Geld, wie überall. Das Übel nur ärger gemacht, es aber nie gemindert hätte. Wie viele solcher wahrhaft verehrungs-würdigen Menschen gab es denn auf Erden? und wie viele giebt es ihrer? Was ist dagegen der Glanz der Mächtigsten! Mir scheint ein Herz, wie Heinrichs Herz, das größte Kleinod der Menschheit zu seyn.

Auf einer dieser Reisen, die ich allein machen mußte, weil mein Bruder sie früher angetreten hatte, und die ich, der Abwechslung wegen, zu Schiffe auf der Ostsee machte, hatte ich das Glück, mit einen herrlichen Knaben zu erwerben. Es hätte natürlich geschienen, diesen Knaben im Hause Ihres Vaters bey mir zu behalten. Allein ich wollte ihm das schönste Menschenleben vorbereiten. Ich wollte den Elternlosen, von aller Standesverschiedenheit der Menschen entfernt, zu rein in sich

entwickelten Menschen, zum ruhigen, heitern Gottesverehrer bilden; zum kräftigen, freyen, vielseitig unterrichteten Menschen, der überall brauchbar, jeden Beruf des Lebens wählen und ergreifen können sollte. Ich übergab ihn meinem Freunde Werner. „Ja wer auch nur eine Seele sein nennt!“ rief dieser freudig aus und schloß den Knaben in seine Arme. Er hieß Fritz, wie ich, und führt nun auch den Namen Holm, in Ermangelung des Namens seines Vaters. Meine angestrengtesten Bemühungen und Nachforschungen um diesen sind fruchtlos geblieben. Doch er bedarf keines Namens. Meine süßesten Hoffnungen hat er weit übertroffen.

Eben so fruchtlos forschte ich Jahre lang nach dem Freunde meiner reifern Jugend, der meine academischen Arbeiten und Freuden theilte, und sich mit mir, in der Liebe zu Clärchen, begegnete. Mit welcher Sehnsucht verlangte mich nach diesem Wiedersehen! Mit welcher Sorge suchte ich ihn! - Ich habe entsagt, bis zu dem unfehlbaren Wiedersehen! -

Paris 1809.

Die ächte Conversation
Hält weder früh noch Abends Stich.
In der Jugend sind wir monoton,
Im Alter wiederholt man sich.
(Göthe.)

Man hatte im kaiserlichen Theater des Palastes der Tuileries Molière et ses amis gegeben.

Ich hatte meinen Platz im Parterre. Links, in der Loge auf dem Proscenium, saß der Kaiser Napoleon, zerstreut, wie er schien, aber unbeweglich, nur daß er zuweilen an den Nägeln kauete oder die Schnupftabacksdose an die Nase führte, daran zu riechen, denn einen andern Gebrauch machte er vom Taback nicht. Hinter ihm war die geräumige Loge mit Generals und Marschällen angefüllt, die sich nicht setzten. Gegenüber, rechts, in der andern Loge des Prosceniums, daß die Kaiserin Josephine, mit Theilnahme auf die Scene hinblickend, oder im lebhaftesten Gespräche mit ihren Damen. Von dieser Loge an saßen auf demselben Balkon die Könige und Königinnen der herrschenden Dynastien, von Spanien, Neapel, Holland und Westphalen. Ihnen gegenüber, von Napoleons Loge bis gegen die Mitte hin die anwesenden fremden Könige, Großherzoge, Herzoge und Prinzen regierender Häuser, so wie die Abmassadeurs abwesender fremder Mächte, aber nicht die Minister, die mit allen übrigen Männern das Parterre einnahmen. Der Scene gegenüber erhoben sich, auf amphitheatralischen Stufen, die Sessel sämmtlicher Damen. Der Anblick im Ganzen bey dem höchsten Putz der ganzen Versammlung, der außerordentlich hellen Beleuchtung und der ehrerbietigen Stille im ganzen Hause, hatte etwas sehr Imponirendes. -

Die hohen Personen von den Balkonen verließen, nach geendigtem Schauspiele, den Saal zuerst. Ihnen folgten die Damen. Wir, aus dem Parterre, stiegen eine andere Treppe hinauf, und mußten auf derselben ein Weilchen warten, bis jenseits der geschlossenen Thür die Damen passirt waren. Dann öffnete sich die Thür, und wir traten in die großen, reich verzierten Gemächer ein.

Da ich mich zufällig unter den zuerst eintretenden Männern befand, sah ich die ersten Säle noch leer, und in einem fernern die Damen versammelt, die rings an den Wänden auf Sesseln Platz genommen hatten, zum Theil auch auf großen Tabourets, die in der Mitte des Saales standen, und auf deren jedem vier Damen dos-à-dos auf den vier Seiten saßen; dennoch standen die meisten derselben.

Dieser Saal überfüllte sich bald durch die Menge der nachfolgenden Männer. Jede Bewegung ward ein Gedränge. Die Gespräche mit den Damen kamen sogleich in Gang, und da überall, aber nicht sehr laut, gesprochen wurde, so fand sich das Ohr durch das, dem Summen schwärmender Bienen ähnlich, Geräusch eben so betäubt, als den Blick verwirrt durch die große Mannichfaltigkeit glänzender Anzüge. Mit welcher Sorgfalt das Costüme des Militairs und Civils damals geordnet war, ist bekannt; diesem gab aber das der vielen Hofleute an Pracht und Geschmack, das der vielen Fremden und fremder Diplomaten zum Theil an Bizarrerie nichts nach. Die Ordens-Sterne und Bänder allein waren schon eine Mustercharte ihrer Gesammtheit aus allen Reichen Europas, Persien und der Turkey. Die Damen überstrahlten ihren eigenen, oft sehr abentheuerlichen Putz mit dem Glanze ihrer Diamanten.

So wogte die bunte Menge, sich langsam hin und her bewegend, wie es der Zufall gab, durch einander, während der Kaiser eintrat und in derselben Cercle macht. Überall, wo er sich hinwendete, öffnete sich vor ihm eine Gasse im Gedränge, in der er langsam vorschritt und von Zeit zu Zeit Jemand anredete. In der einfachen Infanterie-Uniform, in Schuhen und weißen Strümpfen, ohne Hut und Degen, wenig ausgezeichnet durch den Stern der Ehrenlegion, war er es um so mehr durch den bedeutenden Ausdruck seines sprechenden Auges und der Herrschermiene, die sonderbar genug abstach gegen den kleinen, dicken, wie gepolsterten Körper; ohne Anstand und Ansehen; beyde Hände auf dem Rücken gekreuzt; in der einen die Schnupftabacksdose, und so mit etwas ungeschickter aisance sich fortbewegend.

Er sprach sehr lakonisch, herrisch, selten freundlich, fast immer hart und rauh; man mußte glauben, er verachte Alles um sich her, selbst wenn seine Worte etwas Verbindliches ausdrückten. Dieß war jedoch sehr selten der Fall, selbst gegen Frauen; vielmehr war nichts gewöhnlicher, als der Ton, in dem er einer Dame, die dasselbe Kleid angelegt hatte, in dem sie einige Tage vorher vorgestellt worden war, sagte: Es scheint, Madame, Sie schlafen in Ihrem Kleide. -

Hier war es auch, wo er von dem hochseligen Könige von Württemberg die Antwort bekam, die so bekannt geworden ist. Er fragte ihn nämlich: Wie gefällt Ihnen mein Hof? Der König erwiderte: Ich sehe hier keinen Hof, nur ein Puissance. Wie? keinen Hof? versetzte der Kaiser. Nein, wahrlich nicht! entgegnete der König; ich sehe mich vergebens hier nach den Montmorency's, den Richelieu's und so vielen alten Namen um, die den Hof machten, den ich in diesem Palaste zu

sehen gewohnt bin. Diese Antwort blieb ohne Replik. Ich erfuhr sie von meinem Nachbar, gleich nachdem sie ausgesprochen war, habe aber seitdem noch immer nicht ausfindig machen können, worin die Vorzüge bestehen, die der Hof der Ludwige vor dem Hofe Napoleons voraus haben könnte.

Der Reihe der Säle folgend, waren im nächsten Saal die Glieder der kaiserlichen Familie und alle fremden gekrönten Häupter versammelt; welches jedoch nicht hinderte, daß jeder Andere aus der zahlreichen Versammlung hier ein- und ausging. So trat ich auch in diesen Saal ein, und fand die Kaiserin mit der Königin von Spanien (geborenen Clary), dem Könige Friedrich August von Sachsen und dem Russischen Ambassadeur, Fürsten Kurakin, am Kartentische. Es waren hier noch zwey andere Spieltische. In einiger Entfernung von denselben standen mehrere Könige, Großherzöge, Herzöge, Prinzen u.s.w. im gleichgültigen Gespräche, wie es schien. Jeden andern Raum nahmen ab- und zugehende Neugierige aus der Versammlung ein.

Man war still und anständig, aber durchaus ungezwungen. Von Kammerdienern, Hoffurieren und anderer Dienerschaft war durchaus nichts zu sehen; ja nicht einmal ein Hofmarschall oder dienstthuender Hofcavalier mit dem Empressement der Aufwartung zu bemerken. Alles fügte sich von selbst auf's Beste, wenn gleich zuweilen auf eine Weise, die dem auffallen mußte, der in Paris oder in dieser Versammlung fremd war. So z. B. stand ich zufällig zwischen den Königen, ohne es zu bemerken, und sah mit Aufmerksamkeit dem Spiele der Kaiserin zu, die mit dem Spiele nur spielte, oft lange Pausen machte und sprach oder hörte, und nur, wenn die Unterhaltung stockte, wieder in die Karten sah, ans Spiel erinnerte und einige Stiche machte, ohne das es mir möglich gewesen wäre, zu errathen, welches Spiel gespielt wurde.

Da entfiel der Kaiserin eine Karte; ich sprang hinzu, sie aufzuheben, indem sich Alles um mich her in Bewegung setzte, aber ein Schnellerer und Dienstgewandterer als ich, lief mir den Rang ab, stürzte an mir vorbei, bedeckte mich dadurch ganz mit seinem seidenen Mantel, ergriff die auf dem Boden liegende Karte und überreichte sie auf seinem feinen Federhute, wie auf einem Teller, in einer ganz theatralischen Stellung, und ward für diesen Dienst durch eine ausgezeichnete, graziöse Verneigung der liebenswürdigen Kaiserin belohnt. Verwundert sah ich ihn an; es war der König von Neapel. Unsere Schultern waren in so nachdrückliche Berührung gekommen, daß ich eine Entschuldigung machen zu müssen glaubte: Sire! Ich bitte mich zu entschuldigen, wenn ich um diese Ehre wetteifern zu wollen schien; ich meynte nur eine Schuldigkeit nicht unterlassen zu dürfen. Ah! rief er lächelnd aus, ich war schneller! -

Dieser König war der einzige in der Versammlung, der Spanisch gekleidet war, und zwar in der Tracht eines frühern Jahrhunderts. Er hatte überhaupt die sonderbare Neigung, sich auf's Abentheuerlichste zu kleiden. Auf den Jagden bey Portici habe ich ihn in einem Putz gesehen, der selbst an herumziehenden Kunstreutern höchst auffallend gewesen wäre. So auffallend und pomphaft sah man ihn auch im Kriege auf hohem Rosse immer lächelnd einher stürmen; und wer sich des unglücklichen Rückzuges der Franzosen im Jahre 1812 erinnert, wird den naiven Ton eines russischen Generals lächerlich finden, der den König von Neapel auf den Vorposten antraf und ihm im Gespräch sagte: Sie haben ein so schönes Reich, so schöne Paläste, so schöne Pferde, so schöne Kleider auf dem Leibe, warum bleiben Sie nicht zu Hause? -

Zugleich aber läßt sich dieses Königs, der die kurze Lust so schwer gebüßt hat, nicht anders als mit der lebhaftesten Theilnahme und tiefstem Mitleiden gedenken, wenn man sich der fast beyspiellosten Hinterlist seiner Anhänger und mörderischen Grausamkeiten seiner Feinde erinnert, die seinem unschuldigen, redlichen und tapfern Leben ein so schmachliches Ende machte, zumal, wenn man ihn mit dem wieder eingesetzten König Ferdinand verglich, der vom Könige nichts als die Geburt hatte, und sich, bald nach seiner Rückkehr, ein Vergnügen daraus machte, eine Menge Eide hinter einander zu leisten, mit der Absicht, sie zu brechen; wie er denn auch unmittelbar darauf mit der größten Gemüthsruhe that.

Als der Kaiser seine Tournee in der Versammlung beendigt hatte, näherte er sich langsam dem Spieltische der Kaiserin, verweilte kaum einen Augenblick bey demselben und verschwand dann durch eine Thür, die er sich selbst öffnete. Wenige Minuten darauf erhob sich die Kaiserin, sogleich auch alle Spielenden an den andern Tischen, und es öffnete sich die Thür eines sehr langen Speisesaales, durchweg besetzt mit runden Tischen zu acht und zu sechs Personen, und im Hintergrunde ein großes Büffet.

Die fürstlichen Personen waren kaum eingetreten, als die Menge nachströmte. Der Tisch der Kaiserin war nur zum Theil besetzt, so auch die andern, an denen bereits fürstliche Personen Platz genommen hatten. Wie nun der Saal sich nach und nach füllte, rief die Kaiserin selbst diese Damen und jenen Mann, deren Erscheinung sie abgewartet zu haben schien, und lud sie ein, sich an ihren Tisch zu setzen. Alle übrigen Tische wurden von den eintretenden Damen und von den folgenden Männern, so viel diese letztern Platz finden konnten, ohne Rang und Ordnung, nach Gefallen besetzt. Die übrigen Männer bewegten sich zwischen den Tischen herum, hielten sich an's Büffet, oder wurden von der überaus aufmerksamen Dienerschaft, wo sie standen, bedient.

Die Unterhaltung an jedem Tische war überaus lebhaft und munter, und doch nichts weniger als überlaut. Hier sah man Keinen, der sich mehr als billig auf die Flasche oder den Teller beschränkt hätte; Keinen, der seine Nachbarin nicht gebührend unterhalten hätte; Keinen, der nicht die Tafel als Gesellschaft, die durch das Gespräch belebt wird, behandelt.

Als die Kaiserin sich von ihrem Stuhle erhob, folgte Alles ihrem Beyspiel. Sie unterhielt sich noch einige Minuten stehend, in dem Saale, in dem sie vor der Tafel gespielt hatte, bis Alle aus dem Speisesaale herüber defilirt waren; machte sodann einige zierliche Verbeugung, und entfernte sich, von ein Paar Damen gefolgt.

Augenblicklich ward es lauter und die Menge verlor sich nach und nach, mußte aber um so länger auf den Stufen der großen Treppe verweilen, wo Jeder von einem Portier laut bey Namen gerufen wurde, wenn sein Wagen vorfuhr, was mit der größten Ordnung geschah, nämlich nach derjenigen, in der die Wagen sich eingefunden hatten. Hier wurde, mit wenig Unterschied, die Unterhaltung so fortgesetzt, wie sie in dem Apartement Statt gefunden hatte, bis auf einen kleinen Anstrich größerer Ungezwungenheit. So wiederholte sich dieser Abend, den Winter hindurch, in jeder Woche ein Mal, ich glaube am Dienstage.

Die beyden Freude, denen ich die honneurs von Paris machte, waren mit diesem Abend vollkommen zufrieden. Namentlich lobten sie die Ungezwungenheit an einem Hofe, an dem so viele Könige sich dem unangenehmsten Zwange unterwarfen, und den wohlgemessenen Abstand einer so großen Menge bey aller Ungezwungenheit und Freyheit. Doch erkannten sie leicht, daß sie hier den eigentlichen pariser Gesellschafts-Ton nicht kennen lernten, der ein besonderer Gegenstand ihrer Neugierde war.

Ich führte sie daher in die angesehensten Häuser reicher Banquiers vom alten guten Ton, den sie wenigstens dafür halten. Hier herrschte eine gewisse französische Galanterie, die nicht diejenige des Hoftons aus der Zeit der Könige von Ferdinand war, aber doch sehr auffallend gegen die Ungezwungenheit des heutigen Hofes abstach.

Unten, bey der Hausthür, warteten zwey oder drey junge Männer, Söhne oder dazu erbetene Bekannte des Hauses, auf die aussteigenden Damen. Jeder derselben ward ein ungeheuer großer Blumenstrauß angeboten, aus dem sie ein Paar Blumen nach Wohlgefallen auszog, den Rest zurückgab und die Treppe hinauf geführt wurde. Der Tanzsaal war jedesmal ein sehr mäßiger Salon, den schon die Anzahl der Tanzenden ganz ausfüllte, in den sich jedoch eine Menge Zuschauer eindrängten und man nicht hätte glauben sollen, daß die Möglichkeit zu tanzen hier vorhanden sey. es versteht sich, daß hier nur die französischen contre-dances und cotillons getanzt wurden und der Tanzmeister mit lauter Stimme die Figuren dazu ausrief. Wer nicht tanzte, oder in diesem Salon nicht Platz finden konnte, unterhielt sich in den Nebenzimmern, wo die Versammlung auch sehr zahlreich war. Der Gegenstand des Gespräches waren hier nur die Theater oder der neueste Inhalt der journaux.

In diese Gespräche einzugehen, war nur möglich, wenn man die Eigenthümlichkeiten der Lieblingsschauspieler aller Theater genau kannte, so wie auch die der neuesten und beliebtesten Theaterstücke, und nicht minder die Beurtheilungsart der Pariser vom guten Ton, oder wenn man seit längerer Zeit im genauen Zusammenhange der öffentlichen Angelegenheiten geblieben war und die besondere Stimmung jeder politischen Parthey und ihrer Wortführer genau kannte. Vom Hofe und was dort vorging, ward hier nie gesprochen, worin mir zuweilen etwas Affectation zu liegen schien. Ein Fremder konnte natürlich an diesen Gesprächen keinen Antheil nehmen. Ich bemerkte denn auch an meinen Freunden, sobald ihre erste Neugierde befriedigt war, daß sich einige Langeweile bey ihnen einfand, und wir verließen diese Gesellschaften frühzeitig, obgleich

wir eingestehen mußten, daß die Art des Anstandes, der hier in Allem beobachtet wurde, etwas sehr Gefälliges und Einladendes hatte.

Ein ganz anderer Ton herrschte in einem andern Theile der pariser schönen Welt, den man nicht unrichtig die diplomatischen Cirkel nennen könnte, weil man hier alle europäischen Gesandten und Geschäftsträger und was nur irgend einen nicht ganz unbedeutenden diplomatischen Rang hatte, versammelt fand. Hiezu kamen noch alle Fremde und viele vornehme pariser Diplomaten, Minister und Hofleute. So zahlreich nun auch diese eigne gemischte Welt war, so geschahen die Einladungen doch nur nach einer Auswahl, die von dem Geschmack oder den genaueren Bekanntschaften des Hauses, in dem jedes Mal die Soirée Statt fand, abhing.

Hier war der Ton ein allgemein-europäischer, oder doch wie in allen großen Städten des mittlern und nördlichen Europa's unter reichen und angesehenen Leuten ist; ungezwungen, mehr laut als heiter, mäßig höflich, mehr galant als verbindlich, mehr neugierig als theilnehmend u.s.w. War die Gesellschaft zum Tanz versammelt, so war für bequemen Raum gesorgt und man sah viele Walzer tanzen, wie sie hier durch die Fremden eingeführt wurden.

Meistens war aber eine andere Unterhaltung vorbereitet worden: Delile oder ein anderer Berühmter in der Verskunst las Z. B. ein neues, noch unbekanntes Werk vor. Dazu hatte er zwey oder drey Tische vor und um sich, die mit einem unglaublich großen Aparat von Flaschen und Gläsern, Getränken verschiedener Art, Hünereyen in eigenthümlichem Geschirr, Leuchtern und Lichtschirmen aller Art besetzt waren. Die Anordnung dieser so aufgeputzten Tische sollte einen überraschenden Anblick gewähren und nicht minder den Luxus als den Geschmack im Hause ankündigen, und fragte ein Fremder: wozu das Alles? so erhielt er zur Antwort: der Berühmte müsse sich die Stimme von Zeit zu Zeit, je nach den Umständen, mit gar mancherley Mitteln biegsam, rund, voll, sanft oder kräftig erhalten.

Oder es war irgend ein hochbeliebter Schauspieler - glücklich wenn es Talma seyn konnte! - willig gemacht worden, gewisse Scenen aus seinen Hauptrollen darzustellen. Für diesen wurden viele Shawls, Tücher, Hüte, Perücken und was es sonst seyn mochte, mit weitläufigen Anstalten herbeygeschafft und er wußte alle diese Dinge mit einer gewissen vorbereiteten Leichtigkeit und anmaßenden Einfachheit und Bescheidenheit künstlich genug zu benutzen, und damit Effecte hervorzubringen, die aufs Unmäßigeste beklatscht wurden, während der große Künstler im Kleinen diesen Beyfall mit gütig herablassendem Lächeln aufnahm.

Ein Fremder konnte hier jedoch nichts mehr bewundern, als das große Talent unermüdeten Bewunderung in den Zuschauern. War er aber etwas bekannter mit den Eigenheiten dieses ausgedehnten Cirkels geworden, so bemerkte er bald: daß Jeder bewunderte, aber nicht Alles; das Alle bewunderten, aber nicht zugleich, und in ganz verschiedenem Sinne; daß dieß aber nichts weniger als von eignem Geschmack und Urtheil abhing, sondern von den Partheylichkeiten gewisser Chorführer, die, von ihren Anhängern scharf ins Auge gefaßt, sie schweigen machten, indem sie schwiegen, oder sie klatschen machten, indem sie klatschten. Dabey war nichts lächerlicher, als die Verwunderung eines großen Theils der Gesellschaft, wenn ein fremder Neuling sich vergaß und aus eignem Antrieb Beyfall oder Mißfallen merken ließ, wo es gerade nicht guter Ton war dieses zu bewundern oder jenes unbewundert zu lassen.

Ohne Vergleich angenehmere Soirées in diesem Kreise der eleganten Welt, waren diejenigen, zu denen nur eine kleine Anzahl Personen eingeladen wurden, deren Wahl aber mit Sorgfalt und Tact geschah, daß sie gut zu einander paßten, ihre Geistesrichtung und ihrem Naturel nach; daß Jeder heiter, zur Gesellschaft geneigt und durch seine Bildung und Erfahrungen nicht ohne Mittel zur Unterhaltung war, und daß gemeinsames Interesse und allgemeines Wohlwollen Alle zu gegenseitiger Theilnahme verbinden konnte; was in zahlreichen Gesellschaften nicht möglich ist.

Hier versammelte man sich eigentlich nur, um beysammen zu seyn. Das Gespräch, ungezwungen nach allen Seiten gerichtet, veranlaßte fast immer von selbst mannichfaltige Gesellschafts-Spiele, die eben nur durch das Beysammenseyn zu einander passender Personen wahres Interesse hatten. Jeder kam hieher mit der Absicht, die Gesellschaft angenehm zu unterhalten, also nicht ganz unvorbereitet; welches letztere aber nie bemerkt werden konnte, indem sich Alles wie von selbst fand und nur ein Wort das andere zu geben schien. Die Frauen waren schön und liebenswürdig und thaten dadurch das Beste, durch specielles Interesse die allgemeine Heiterkeit um so mehr zu beleben. Das elegante Soupé an einer runden Tafel that dasselbe auf

andere Weise, und Herr und Frau vom Hause traten mit der gewöhnlich so störenden übertriebenen höflichen Sorgfalt nie ein; sie schienen selbst vielmehr nur ihre eigenen Gäste zu seyn, wie alle Übrigen. Ich habe nie angenehmere Gesellschaften erlebt, und meine Freunde waren so ganz von meinem Geschmack, daß ihre Theilnahme sie bald in diesen kleinen Kreisen unentbehrlich machte.

Gewisse bejahrte Damen bemühten sich um geistreichere Geselligkeit, ohne ihren Zweck zu erreichen, noch auch durch Heiterkeit und wirkliche Geselligkeit anzuziehen. Es war bekannt, daß sie jeden Abend zu Hause zu finden waren; es sey denn, daß eine neue pièce aux françois, au faideau, oder eine Oper im conservatoire de musique gegeben wurde, oder irgend eine große fete, oder cercle bey Hofe war. Man wußte, daß man sich ihnen nicht angenehmer machen konnte, als wenn man sie recht oft, wo möglich jeden Abend, besuchte, und so ward auch jeder Fremde zu ihnen eingeladen. Das sind ja überaus höfliche Damen! sagten meine Freunde; und ich ermangelte nicht, sie einzuführen. Etwa ein Dutzend Männer und drey oder vier Damen sitzen mit der Frau vom Hause im weiten Kreise umher. Von öffentlichen Angelegenheiten, besonders von Politik, wird aus Vorsicht nie gesprochen. Zwey bestimmte Gegenstände der Unterhaltung bleiben unverändert dieselben: die Chronik der Theater und die sogenannte Literatur. Es giebt habitués des Hauses, die sich rendez-vous hieher geben, zur Theaterchronik, oder zur Literatur, wie sie sagen, je nachdem sie früher oder später zusammentreffen wollen. Geht der Stoff der Unterhaltung etwas früher aus, so wird unfehlbar der Literatur (unter welchem Titel man die französische versteht) noch die deutsche angehängt.

So sprach man einst von Kant, und die Frau vom Hause versicherte: diese deutschen Autoren seyen so entsetzlich profund, daß man kein Wort verstehen könne. Das macht, sie sind so wüthende Kritiker, erwiderte ein ältlicher Hausfreund, daß sie Alles kritisiren, selbst die Vernunft. Was? rief ein Anderer: sie kritisiren die Vernunft? Wer kann das auch nur mit einem Gran Vernunft thun! Dabey sah er selbstgefällig lächelnd seine Nachbarin an, die den Witz nicht verstand und ihn angähnte.

Allerdings! versetzte der Erstere: derselbe Kant hat es in einem dicken Buche gethan, das Niemand verstehen kann, obgleich es Villers durch Übersetzung lesbar gemacht hat. Der Kaiser Napoleon hat es daher auch eben so richtig als schnell beurtheilt; denn als er kaum eine Viertelstunde darin geblättert hatte, hat er es weggeworfen und ausgerufen: dieß zwecklose Buch ist ganz unzusammenhängend und höchst inconsequent.

Vortrefflich! riefen Mehrere aus. Aber, fragte die Frau vom Hause, darauf hat der Mann wohl sein ganzes Leben verwendet? O Nein! antwortete man ihr: er hatte eine große Menge solcher Bücher geschrieben. Er hat sich z. B. eingebildet, der Mensch habe zwey verschiedene Vernünfte, eine practische und eine theoretische; und darauf hatte er jede von ihnen in einem besondern dicken Buche so streng kritisirt, daß er allen deutschen Kritiker in Erstaunen versetzt hat und keiner gewagt hat, seine Kritik zu kritisiren. Vielmehr sind Tausende bemüht, die ganz unverständlichen Kritiken der Vernünfte zu erklären, und weil's Jeder anders versteht, erklärt's auch Jeder anders. Darüber gerathen sie unter einander in Streit und fechten mit eben so dicken Büchern, ihre Erklärungen der dicken Bücher gegen einander aus. So sind die guten Deutschen! Nach gerade aber muß doch die Kritik des Kaisers Napoleon, wenn auch auf etwas matrialische weise, sie von der Einfachheit und der Einheit der Vernunft überzeugt haben, oder sie müßten denn durchaus unbelehrbar seyn. Alle lachten über diesen Witz.

Der ältliche Hausfreund war aber einmal im Fluß der Rede und nichts vermochte ihn zu hemmen. Was aber das Auffallendste dabey ist, fuhr er fort, das ist unstreitig die erstaunliche Vielseitigkeit dieses allzuprofundem Kritikers. Denken sie sich nur: dieser unbegreifliche Kant kann nicht nur zu Zeiten so einfach und verständig schreiben, wie alle honnetes gens, er hat sogar eine endlose Menge Kinderschriften geschrieben. - Alle drückten hiebey das größte Erstaunen aus und Einer meynte, das ließe sich nur aus periodisch eintretenden Geistes-Revolutionen im Gehirne dieses Gelehrten erklären. Diese Unterbrechung benutzte ein deutscher Fürst, der gegenwärtig war, und äußerte gegen den Redner die Muthmaßung, daß er wohl Kant und Campe verwechselte. Einen Augenblick stutzte der Franzose und stellte sich, als habe er nicht verstanden; als ihm aber die Muthmaßung wiederholt wurde, rief er lachend aus: I nun! Kant! Campe! Das kommt wohl ungefähr auf eins heraus; die Deutschen sind alle Einer wie der Andere; nennt man Einen, so hat

man alle genannt. - Das ist doch zu arg! sagte mir einer meiner Freunde; hierher komme ich nicht wieder.

Es giebt Fremde in Paris, und es ist der größte Theil derselben, die keine Bekanntschaft mit Parisern suchen und in keiner jener Gesellschaften anzutreffen sind. Sie finden in der bunten, lärmenden Welt überall, auf jedem Schritte, an öffentlichen Orten, auf Plätzen und in allen Straßen etwas Unterhaltendes und Belehrendes, meistens beydes zugleich; lernen sich unter einander kennen; werden bald durch gemeinsames Interesse verbunden; haben mannichfaltigen Umgang unter sich und meiden jeden Andern als eine drückende Fessel.

Ich selbst habe Monate lang so gelebt und bin auch später aus der, meistens sehr leeren, Gesellschafts-Welt zu dieser Lebensweise zurückgekehrt. Es läßt sich mit Recht von ihr sagen, was Winkelmann von dem Müßiggange in Rom urtheilt: daß er verführerisch sey, weil er höchst belehrend ist. Der Fremde, der alle nützlichen, lehrreichen und merkwürdigen Anstalten in Paris, und jede genau kennen lernen und überdieß den Geist der öffentlichen Angelegenheiten, der zu jener Zeit so entscheidend für ganz Europa war, beobachten will, hat eine ansehnliche Reihe von Jahren damit zu thun, und verliert überdieß den Geschmack an dem leeren Müßiggange der großen Welt. Ist er aber auch ein Mann von warmer Theilnahme an allem Wohl und Wehe der Menschen in ihrem bunten Leben, an ihrer Betriebsamkeit, ihrer Arbeit, ihren Erholungen und den mannichfaltigen Äußerungen ihrer Thätigkeit und ihrer Leidenschaften, so wird ihm jeder Schritt auf der Straße, in diesem vollzusammengedrängten Leben, eine eigene reiche Quelle der Unterhaltung.

Einer meiner Freunde, ein Deutscher, der bis in sein funfzigstes Jahr sein Leben am Schreibtische und in der Gerichtsstube zugebracht hatte, und durch eine auffallende Ungerechtigkeit seines Dienstes entsetzt worden war und zum ersten Mal die Unabhängigkeit kennen lernte, an die er sich nur nach und nach gewöhnen konnte, sie dann aber auch als ein unschätzbares Gut verehrte, war in der Heiterkeit seines neuen Lebens, mit seinem sechzehnjährigen Sohne nach Paris gereist.

Er beklagte sich eines Tages über seine Ungeschicklichkeit, indem er seine Zeit, in dem neuen bunten Leben, nicht gehörig zu Rathe zu halten wisse. Drey Monate lebe er nun schon in Paris, und habe erst einige wenige der so berühmten Sehenswürdigkeiten kennen gelernt. Wie geht denn das zu? fragte ich. Das werden Sie freylich, erwiderte er, nicht errathen. Mein Sohn weiß so gut französisch, als man's in Deutschland nur immer lernen kann, wenn man keine Gelegenheit zur Übung im Sprechen dieser Sprache hat. Hier nun, dachte ich, muß er recht viel sprechen und jede Gelegenheit sorgfältig benutzen. Wie wir nun früh Morgens aus dem Hause gehen, ist gleich etwas da, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Bald ist's ein Mann, der kleine bunte Kupferstiche feil hat; bald eine Frau, die eine unsägliche Menge nützlicher und unnützer Kleinigkeiten à prix fixe ausbietet; so geht es auf den boulevards und in allen Straßen ins Unendliche fort, bis in die Cafée und ins palais royal u.s.w. Überall giebt es vortreffliche und ungesuchte Gelegenheit zu sprechen; die Leute sind dabey so geschwätzig zuvorkommend, ehe wir zum Frühstück in's Café kommen, ist es meistens Mittag geworden, und ehe wir an das Museum oder an den Ort kommen, den wir heute besuchen wollten, ist es Abend geworden und der Hunger treibt uns in die nächste Restauration. So geht es, mit wenig Ausnahmen, alle Tage, und seitdem mein Sohn angefangen hat, die Leute, die er so auf der Straße kennen lernt, ja selbst Arme, die um Almosen bitten, in ihren Häusern zu besuchen, geht es mit dem Sprechen vortrefflich; auch lernen wir Manches kennen, was uns nicht wenig werth ist; aber in der Kenntniß der Sehenswürdigkeiten machen wir um so geringere Fortschritte. -

Ich gestand dem Vater und Sohne, daß sie nicht ohne Geist seyen und ihre bisherigen drey Monate in Paris nicht weniger als verloren hätten. Sie führten mich später in einem Hause ein, in dem sie auch auf ihre Weise bekannt geworden waren; das Angenehmste, das ich in Paris kennen. Der Vater war ein sanfter, heiterer Mann von ausgebreiteten Lebenserfahrungen, die Mutter eine überaus gutmüthige, freundliche und thätige Hausfrau; die Töchter schön, häuslich und arbeitsam und in mannichfaltigen weiblichen Künsten überaus geschickt. In dieser Familie herrschte der Geist der anziehendsten Häuslichkeit, der ungezwungensten und anständigsten Heiterkeit, Offenheit und wohlwollenden Zuvorkommens; Alle waren unterrichtet und ihre Unterhaltung in jeder Rücksicht

anziehend, oft sehr belehrend. Diese liebenswürdige Familie war die eines wohlhabenden Seifensieders.

Ein anderer meiner Freunde, ein deutscher Gelehrter, war einst nach Paris gekommen, um dort einen kurzen Aufenthalt zu machen. Indessen blieb er von einem Jahre zum andern dort und hat es endlich gar nicht mehr verlassen. Dieser Gelehrte hatte Umgang mit fast allen Männern, die etwas Ausgezeichnetes geleistet hatten und von denen etwas zu lernen war; aber die Gesellschaften der großen Welt besuchte er nie.

In den Privat-Sitzungen der Classen des Institutes (mit Ausnahme der französischen, die nie Besuchende zuläßt) und in allen Lehranstalten hatte er freyen Zutritt und besuchte sie oft. Alle Museen, Bibliotheken und öffentliche Sammlungen kannte er aufs Genaueste. Von Allem was Wissenswürdiges vorfiel, hatte er durch seine Verbindungen sogleich Nachricht. Die ausgedehnte Stadt und ihre Umgegend kannte er bis in die kleinste Einzelheiten. Alle Fremde lernte er bald kennen; war aber sehr zurückhaltend, bis er sich irgend einen unter ihnen ausersehen hatte, dem er dann ein warmer, treuer und sehr nützlicher Freund wurde. An bestimmten Stunden des Tages war er mit gelehrten Arbeiten und Forschungen beschäftigt, den Rest des Tages brachte er an öffentlichen Orten und auf mannichfaltigen Wanderungen zu.

Diese Lebensweise an diesem Ort hatte einen immer neuen, nie ermüdenden Reiz für ihn. Er war ein heiterer, immer gleichmüthiger, edler, hülfreicher und liebenswürdiger Mann. Sein Vermögen bestand in einer Rente von vier Hundert Dukaten. Davon lebte er nicht bloß bequem und unabhängig, davon unterstützte er auch manche dürftige Familie, und sein Beutel stand noch zu jeder Zeit seinen Freunden, oft zu ansehnlichen Vorschüssen offen. So viel vermag weise Sparsamkeit!

Wer von Deutschen in Paris spricht, gedenkt vor allen des Grafen Schlaberndorf. Aber wie Wenige kannten ihn! wie wenig kannten ihn oft die, die ihn täglich sahen und sich zu seinen lobpreisenden Freuden zählten! - Ein entschiedener Zug dieses Weisen war die Großartigkeit seiner Gesinnung und seiner Ansichten, die ihn eben so hoch über den größten Theil seiner Mitmenschen erhob, als seine warme Liebe und thätige Theilnahme ihn unaufhörlich zu ihnen hinzog.

Das Große in der Erscheinung Napoleons zog ihn mächtig an. Das Harte und das Despotische oft Unmenschliche in dem großen Emporkömmling machte ihn zu seinem entschiedenen Gegner. Das Anschauen dieser merkwürdigen Erscheinung und das Beobachten der Schicksale dieses Mannes, so wie der Schicksale Frankreichs und Europas unter und neben ihm, war ein großes Schauspiel, das er von keinem Punkte besser betrachten konnte, als eben von Paris. Hier blieb also Schlaberndorf, den Blick auf seinen Gegenstand geheftet, und bemerkte kaum, daß ihm sein großes Vermögen genommen wurde, und die kleine Welt seinen Eigensinn höhnisch tadelte; viel weniger ließ er sich dadurch verleiten seinen Beobachtungspunct zu verlassen. -

So wie ihn seine Gesinnung hoch über alles Niedrige, über alles Nichtgroße erhob, sein irdisches Eigenthum ihm kaum beachtenswerth, viel weniger ein unschätzbares Gut schien, und er, der mäßigste und bedürfnisloseste Mensch unsers Jahrhunderts, ohne ein Verschwender zu seyn, weit über die kleine Tugend der Uneigennützigkeit hinaus war; so waren auch seine Ansichten der Weltbegebenheiten erhaben über das kleine, beklemmende Interesse des Mein-und-Dein, das doch in der Seele sehr groß scheinender Machthaber oft der einzige Beweggrund gewaltiger Maßregeln und des Schicksals ganzer Nationen ist.

Weil Schlaberndorfs Ansichten ihn zum Politiker im größten und ernstesten Sinne machten, so pflegte auch gewöhnlich richtig einzutreffen, was dieser Kenner der Höhen und Tiefen vorhersah. Darum hielten ihn die kleinen Politiker für eine Art prophetischer Kunstmaschine, oder magnetisch Hellsehenden; belagerten ihn täglich; befragten ihn über Alles, und glaubten an seine ganz anders gemeinten Aussprüche, wie an unfehlbare und unbegreifliche Inspirationen. So kam es denn auch, daß selbst Polizeyspione, dem Ansehen nach gebildete Männer, sich an ihn, den Verfasser des Buches: Napoleon und das französische Volk unter seinem Consulate, drängten, auf seinem Zimmer in dem Kreise von Fremden und Parisern, der sich täglich zu bilden pflegte, Platz nahmen; er sich aber durch ihre Gegenwart, da er sie doch genau kannte, nicht im Mindesten stören ließ, sondern mit derselben Wärme und hinreißender Beredsamkeit, als ob sie gar nicht da wären, seine Überzeugungen mittheilte. In Gegenwart solcher Personen fragte ihn einst ein Fremder: ob er nicht zu fürchten habe, daß ihm seine rücksichtslose Offenheit persönlich Gefahr bringen könne?

Lachend erwiderte Schlaberndorf: daran habe ich freylich noch nicht gedacht! Es ist aber auch nichts daran gelegen. Ich habe hier im Zimmer eine Art magischen Kreis gezogen, wer hereintritt, muß die Wahrheit hören, er mag wollen oder nicht, da hilft nun einmal nichts. -

So großartig frey und offen war er als Gelehrter und Philosoph, als Mensch, als Freund und Bürger, und doch konnte ihm die Welt nicht verzeihen, daß er die Sonderbarkeit besaß, das Geld nicht als das höchste Gut zu achten. Überhaupt heißt noch jetzt Schlaberndorf bey denen, die ihn nicht kannten, sie mögen ihn nun oft oder nie gesehen haben, ein Sonderling; ein Wort, mit dem man gedankenlos diejenigen zu bezeichnen pflegt, die uns überlegen, uns darum zuwider sind, uns aber doch so viel Achtung abnöthigen, daß wir sie nicht mit einem bestimmten Schimpfwort zu bezeichnen wagen. Seht nur, sagen sie, wie er im zerrissenen Schlafrocke Wochen, ja Monate lang an seinem Camine sitzt, ohne auszugehen, und dann seinen grauen Bart bis über die Brust herab wachsen läßt! -

Freylich wohl! das Bartscheren ist ihm eine größere Unbequemlichkeit, als Andern. Er zieht es daher vor, den Bart wachsen zu lassen, so lange er sein Zimmer nicht verläßt, wo er denn doch, sollte man meynen, sich keinen Zwang aufzulegen verpflichtet werden könnte. Daß er nicht ausgeht, wem dürfte wohl einfallen, ihn deßhalb zu tadeln! Wer ihn aber auf seinem Zimmer besucht, hat wahrlich kein Recht, ihm eine toilette vorzuschreiben. Was ein Thor aus Sonderbarkeit thut, kann ein Weiser darum thun, weil er die Meynung des Volkes unbemerkt lassen darf. Der kleine Mensch hat Recht, die öffentliche Meynung als Gesetz zu ehren und zu befolgen. Aber es giebt Ehrfucht gebietende Männer, die nur der zu tadeln wagt, der nur das kleine Äußerliche an ihnen erkennt; Männer, für die der Tadel der Welt so wenig da ist, als die Berechnungen der Astronomen für die ewigen Gestirne, und das Gebell der Hunde für den Mond da ist.

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n.“

„Die Hungrigen, die er sättigte; die Nackenden, die er kleidete; die Frierenden, die er wärmte; die Unglücklichen, die er tröstete; die Irrenden, die er belehrte; die Zweifelnden, die er überzeugte, die Einsamen, die er liebevoll an sein großes Herz drückte; die Trauernden, die er erheiterte; die Waisen, denen er ein Vater ward; die Sünder, die er besserte; die Verwahrloseten, die er liebevoll zurechtwies; die Gesunkenen, die er der Ehre wieder gewann - diese Scharen kennen ihn und wissen, daß er kein Sonderling war; und Jeder, von Weltvorurtheilen nicht Geblendete, weiß es auch. „Ja wer auch nur eine Seele sein nennt -“ und er nannte Tausende sein. Eine einzige Thräne tiefgefühlten Dankes, sollte sie nicht das unbedachte Urtheil der ganzen Welt aufwiegen? und welche Thränen sind um Ihn geflossen! Er starb in einem öffentlichen Verpflegungshause, und um sein hinterlassenes Vermögen führt man hartnäckige Prozesse.

Bey dem Grafen Schlaberndorf traf ich einen Mann, der mir schon bey Hofe aufgefallen war, indem er mir bekannt erschien, ohne daß ich mich auf ihn besinnen konnte. Ich fragte dort nach seinem Namen, und erfuhr, daß er Marchese Toralba heiße. Ich suchte in meinem Gedächtnisse diesen Namen, konnte ihn nicht finden, und war überzeugt, mich geirrt zu haben. Hier hörte ich ihn gut Deutsch sprechen, und suchte ihn nun in dem größern Kreise meiner Bekannten lange vergeblich, bis ich ihn mit großer Wärme von den weniger bekannten Gegenden Italiens, und besonders von der außerordentlichen Schönheit gewisser Gebirgstäler im Apennin sprechen hörte. Da ging mir plötzlich ein Licht auf, und ich fragte ihn. ob er nicht einen grünen Mantel zu tragen pflege?

Er lächelte nicht ohne einige Verwunderung über die unerwartete Frage, und bejahte sie. Dann kennen Sie die Familie Mancini und Tagliacozzo, und ich habe Sie dort gesehen, im Gespräch mit einem Schuhmacher, den Sie abhalten wollten, seine Tochter einem Fremden zu geben. Nach diesen Umständen erinnerte er sich meiner sogleich, und daß er mich ein Mal eine halbe Sunde lang gesehen habe. Ich sagte ihm aber, daß er mir in dieser halben Stunde unvergeßlich geworden sey, und erinnerte ihn an das Gespräch mit dem jungen Mancini.

Dieser Gegenstand (Th. I. S. 252.) interessirten den Grafen Schlaberndorf, der im Laufe des Gespräches bemerkte, wie oft die Liebe zur Heimath und zum Vaterlande sich der wahren

Menschenliebe entgegen stellte, obgleich doch beyde nur aus derselben Quelle fließen; wie nothwendig es sey, die natürlichsten Gefühle zu durchdenken, ehe man sich ihnen überließe u.s.w.

Ich bezeugte dem Marchese meine Verwunderung, daß er, ein geborner Maltheser, so gut Deutsch spräche. Mein Vater, erwiderte er, hat schon in Deutschland gelebt, ich selbst bin dort geboren und ein Paar Jahre in –schem Staatsdienste gewesen. Maltheser nennt man mich nur des Ordens wegen, mit dem ich auch nur der russischen Zunge desselben angehörte.

Der belehrende Umgang dieses ausgezeichneten Mannes hatte einen ganz eigenen Reiz für mich, und ich suchte ihn deßhalb mit Sorgfalt. Er scherzte selten, lachte fast nie, aber sein Ernst war milde und sein Benehmen liebevoll und zuvorkommend gegen Jeden, von dem er nichts Niedriges, Kleinliches, Unehrlbares oder Schlechtes wußte. Wo dieß aber der Fall war, sah man ihn nur zurückstoßend und stolz ohne Rücksicht. Er breitete sich im Gespräch gern ausführlich über den Werth der Dinge in der Welt, über den Menschen und Bürger, über Staat und Kirche, über Geschichte und Alterthum, über Sitten, Gebräuche und die Vorurtheile und Thorheiten unserer Zeitgenossen aus. Hierbey aber verrieth er zuweilen die auffallendsten Sonderbarkeiten, von denen ich nur eine anführen will, die ihm gewiß Niemand weniger verzieh, als der Pariser von gutem Ton: seine Ansicht vom Schauspiel.

Eines Abends, im Caffé de al rotunde, wo ich mit meinen Landsleuten, denen ich die honneurs von Paris machte, die Stunde des Theaters abwarten wollte, und ihn dort antraf, gesellte sich auch ein junger élégant, Mr. Vernon, zu uns. Als dieser Pariser vom guten Ton, in Erwartung des Schauspiels, nur von der Herrlichkeit der Theater schwatzte, begann der Marchese seine Gesinnung darüber zu äußern, setzte den Franzosen dadurch in so großes Erstaunen und interessirte uns Andere, wenn auch hauptsächlich durch den Reiz der Neuheit, so sehr, daß wir uns Alle im Anhören vergaßen, und darüber die Vorstellung der Phädra versäumten.

In Italien, sagte er unter andern, giebt man eine und dieselbe Oper dreyßig Mal hinter einander. Das finden die Fremden dort unausstehlich, weil sie es anders gewohnt sind; nämlich gewohnt, etwas ganz anderes im Schauspiel zu suchen und eine ganz andere Vorstellung mit dem Worte verbinden.

Der Italiener empfindet tief und lebhaft: jeder Sinnreiz ergreift ihn mächtig; er liebt daher die Musik, und vor Allem die Vocalmusik, ganz vorzüglich. Die Gesellschaften der eleganten Welt anderer Länder kennt er nicht, und wenn man von ihm zu einer Abendgesellschaft eingeladen wird, so ist es, um Musik zu hören, und er nennt sie darum auch Academia. Das Schauspiel ist ihm auch nur eine solche Academia.

Jede Dame eines angesehenen Hauses hat ihre Loge im Schauspielhause, die ihr einziges Gesellschaftszimmer ist, wo sie jeden Besuch empfängt; deßhalb wird auch kein entrée von denen bezahlt, die in die Loge gehen. In's Parterre geht man auch nur wie an einem öffentlichen Versammlungsort. Im ganzen Hause wird herumgegangen, gesprochen, und die Scene während der Handlung und der vielen und langen auf einander folgenden Recitative unbeachtet gelassen. Sobald aber eine von den ausgezeichnet schönen Stellen in der Oper, eine beliebte Arie, ein Duett oder dergleichen, so bekannt es denn am Ende auch ist, gesungen werden soll, so herrscht plötzlich die tiefste Stille im ganzen weiten Saale, und die rauschendsten Beyfalls-Äußerungen erfüllen ihn nach Beendigung der Stelle.

Diese Stellen sind es denn auch allein, die von den Sängern mit Sorgfalt behandelt werden; denn alles Übrige in der Oper, gewöhnlich Unsinn, wird um so mehr vernachlässigt. Die Oper ist also hier nichts anderes, als eine italienische Abendgesellschaft, eine so genannte Academia im costume, wo eine freye Unterhaltung herrscht und von Zeit zu Zeit ein schöner Gesang die versammelten Ohren ergötzt.

Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen der Überraschung eines jungen Bekannten aus Ancona, der in Florenz zum ersten Mal im teatro cocomero gewesen war, wo Trauer- und Schauspiele gegeben wurden, als Nachahmung der deutschen, englischen und französischen Theater, ganz gegen den italienischen Geschmack; darum also auch doppelt schlecht und verwerflich. Der junge Mann, der nur Musik im Theater zu hören gewohnt war, beklagte sich bey mir darüber, daß man ihm das teatro cocomero als ganz vorzüglich, alla francese, empfohlen habe.

Denken Sie nur! fuhr er lebhaft fort: der Vorhang wird aufgezogen, Schauspieler treten auf, sprechen mit einander, laufen hin und her, zanken sich, rufen ihre Bediente, machen allerley

häusliche Angelegenheiten ab - ich finde das unanständig; fasse mich aber in Geduld und warte den Anfang der Oper ab. Bis dahin will ich mich aus Langeweile mit meinem Nachbarn unterhalten; der antwortete mir aber nicht. Ich gehe zu Andern; spreche vom Wetter, vom Corso, da verweist man mich unhöflich zum Schweigen; ich sehe mich um, und werde zu meinem Erstaunen gewahr, daß alle Leute mit gespannter Aufmerksamkeit nach der Bühne sehen und die Schauspieler anhören. Ich gebe mir nun auch die Mühe hinzusehen und zuzuhören, und bilde mir ein, es wird dem Publikum etwas Historisches, zum Verständniß der folgenden Oper, mitgetheilt; aber, so wahr ich lebe! es sprechen die Leute nur unter sich von ihren Liebschaften, von ihren häuslichen und Familien-Angelegenheiten! Ich höre noch eine Weile zu, schlafe dann aber, natürlich! ein. Bald erwache ich aber von gewaltigem Klatschen, und sehe meine Nachbarn gerührt bis zu Thränen. Ist gesungen worden? fragte ich. Grob und verdrüsslich antwortete man mir: Ey! warum nicht gar! das ist ja keine Oper! es ist ein Drama! da wird ja nicht gesungen. Damit ging ich fort, und gelobte mir, nicht wieder ins Theater zu gehen, wenn ein Drama gegeben wird. - Ich fand diese Theater-Critik in Italien ganz vortrefflich und sehr natürlich.

Ganz andere Forderungen an das Theater macht der Deutsche. Er will denken, und lieber seine Geisteskräfte als bloß die Sinne angesprochen und beschäftigt wissen. er zieht daher das Trauerspiel, Schauspiel und Lustspiel der Oper vor, in der die Dichtung gewöhnlich eine Abgeschmacktheit ist. er zieht überhaupt die Dichtkunst der Musik, die ernste der fröhlichen, die überzeugende Rede den Bildern, die Handlungen den empfindsamen Ergießen, dem Witz dem Scherze vor. Der Neigung des Deutschen entspricht am besten das ernstere Schauspiel und treue Darstellung des Lebens, des Menschen und seiner Sitten. Das Trauerspiel und Lustspiel müssen diesen Geist athmen, um eigentlich deutsch zu seyn.

Das eigenthümliche Schauspiel der Franzosen ist das vaudeville; das Leichteste und Unbedeutendste an den Grenzen der Tonkunst und der Dichtkunst; ewig tändelnd, aber auch erheiternd, wie unschuldige Kinderspiele. Seine Trauerspiele sind meistens mißlungene Nachahmungen der Alten, in der Carikatur eigensinniger Anstandgesetze der neuen Franzosen; seine Opern ein fruchtloses Bestreben, die italienische zu erreichen, zu übertreffen; seine drames ein Versuch, dem veränderlichen Geschmack des Publikums auch dieser Dichtart, französisch aufgestützt, als deutsche Mode, zur Abwechslung annehmlich zu machen.

Von Engländern und Spaniern kann hier nicht eigentlich die Rede seyn, da seit ein Paar Jahrhunderten das nationale Schauspiel Jener Wettrennen und Hahnenkämpfe, Dieser Stiergefecht und Auto de fé's sind.

Herr Vernon war zu höflich, um zu unterbrechen, aber das Schweigen fiel ihm gegen solche Anschuldigungen schwer, und er erleichterte sich abwechselnd durch Gebärden des Erstaunens, durch Achselzucken und durch Seufzer. Hier aber rief er endlich aus: Großer Gott! Haben Sie den Talma nie gesehen? Haben Sie Racine nie gelesen?

Ich habe Talma gesehen und Racine gelesen, erwiderte der Marchese. Ich weiß auch, was die Franzosen auf ihre Tragödien und Alexandriner, auf ihre Schauspieler und deren Darstellungsweise halten, und warum sie das Trauerspiel das französische Theater nennen. Erlauben Sie dem Europäer, anders darüber zu denken, als der Franzose. Dieser wirft nicht mit Unrecht dem deutschen Schauspieler vor, daß er, um die Declamation nach der Absicht des Dichters auf's Genaueste, Feinste und Ausdruckvollste zu nuanciren, kalt wird und den hinreißenden Effekt verliert. Für diesen Effekt thut hingegen der französische Schauspieler Alles, und viel zu viel. er stürmt auf der Bühne einher; schreyt bis zum Verlust der Stimme; gestikulirt mit der übertriebensten Heftigkeit, und macht in der Rolle des Leidenschaftlichen stets ein Besessenen. Davon ist kein Talma und kein Lasond frey; so wie jener Vorwurf der Effektllosigkeit auch ein Issland und einen Schröder in gewissem Sinne traf.

Das gute Spiel würde danach in der Kunst bestehen, die Mängel beyder Darstellungsarten gänzlich zu vermeiden, und ihre Vorzüge vollkommen zu vereinigen. Diese Aufgabe ist aber überaus schwer; um so schwerer, da der Schauspieler, der dieß außerordentliche Talent besäße, vorher den Franzosen oder Deutschen ganz abgelegt und sich begnügt haben müßte, bloß ein Europäer zu seyn. -

Diesem Ideale entsprach, vor allen Schauspieler in Frankreich und Deutschland, am meisten eine Frau, die in frühen Jahren, theatralische Darstellungen, französische Tragödien, in ihrem

Hause gab, und daneben noch die schwere Aufgabe hatte, ihre Zuhörer zwey große Mängel vergessen zu machen, den Mangel der Schönheit und den Mangel des edlen Anstandes in Gebärden. Konnte man sich über diese hinwegsetzen, oder schloß man das Auge und öffnete das Ohr um so mehr, so mußte man ihr einräumen, daß sie so sorgfältig, fein und ausdrucksvoll declamirte, wie die besten deutschen Schauspieler, ohne schleppend und kalt zu werden, vielmehr den hinreißenden Effekt erlangte, den der französische Schauspieler sucht, ohne zu wüthen und zu toben, wie er. Diese ausgezeichnete Liebhaberin und Künstlerin war die bekannte Frau von Stael.

Die Franzosen hassen Kälte und Langeweile über Alles; und doch giebt es nichts kälteres und langweiligeres als ihre Dramen. So nennen sie die ernstern Schauspiele vorzugsweise, die durch den Ausgang des Stücks nicht Tragödien, und doch nicht im Tone der Lachen erregenden Comödien gehalten sind. Diese Dichtungs- und Darstellungsart ist nämlich dem Charakter der Franzosen nicht angemessen, und bloß den unverständenen Schauspielen Anderer aus Nachahmungssucht nachgebildet. Es ist mir darum auch nicht auffallend gewesen, als ich einst eine Pariserin in einem solchen Drama, fast überwältigt von angehaltendem Gähnen, dazwischen sagen hörte: o Gott! wie rührend ist das! -

In dieser Art des Schauspiels ist dagegen der Deutsche so unübertroffen, daß nur der den zureichenden Begriff von dem Werthe dieser Dichtungs- und Darstellungsart haben kann, der Schauspiele von Schröder und Jünger im Burgtheater in Wien gesehen hat. Anziehende Charakterschilderungen und tief gefühlte und scharf aufgefaßte Darlegung dessen, was im Bereich des täglichen Lebens, wie es wirklich ist, ein unverdorbenes Menschenherz in Höhe und Tiefe bewegen und ergreifen kann, ist dem Deutschen eigenthümlich. Darum kann sich auch die Ausartung dieser Eigenthümlichkeit nur zu demjenigen Ungeschmacke neigen, der die Isslandschen breiten Familien-Gemälde und die thränenreichen Schauspiele eines Kotzebue mit so allgemeinen Beyfall aufnahm.

Zwey ganz verschiedene Dinge sind das Lustspiel in Deutschland und in Frankreich. Das deutsche soll ein geistreiches Spiel des Witzes seyn, mit der Geißel der Satyre die Thorheiten züchtigen, und überhaupt eine belehrende Ergetzlichkeit seyn. Darum ergetzt es nicht immer, belehrt es nur selten, ist oft bey allem Witze breit und langweilig, und verliert meistens durch die Unbehülflichkeit der Schauspieler am meisten.

Das französische Lustspiel will nur Lachen erregen in anständiger Gesellschaft, und erreicht seinen Zweck fast immer; obgleich mancher ernste Deutsche hintennach unwillig wird, daß er über Nichts hat lachen müssen. Macht es andere und höhere Ansprüche, so ist es eben so wenig das französische Lustspiel, als die schlecht nachgeahmten Lustspiele Kotzebues deutsche sind. Ich glaube daher auch in gewissem Sinne sagen zu dürfen, daß das beste deutsche Lustspiel Figaro's Hochzeit von Beaumarchais ist, die besten französischen Lustspiele aber die von Müllner sind.

Unvergleichliche Paradoxen! Rief Herr Vernon aus und lachte laut auf. Wenn mir auch Vieles, von dem was Sie sagen, unverständlich ist, so glaube ich doch so viel daraus abnehmen zu können, daß Sie die Schauspielerkunst ehren und lieben würden, wenn sie das höchste Ideal der Vortrefflichkeit auf der Bühne realisirt fände. Dazu, dünkte ich, wären Sie doch aber in Paris gerade am rechten Orte. Was kann Ihnen an Talma's Spiel zu wünschen übrig bleiben? Müssen Sie nicht von Phädra, Iphigenia und Brutus hingerissen werden? -

Doch nicht so ganz als Sie glauben mögen. Ich sehe überhaupt nicht gerne Tragödien. Nicht daß ich die Meisterwerke so mancher Dichter fast jeder Nation nicht zu schätzen wüßte; vielmehr lese ich sie mit dem allergrößten Vergnügen. Ich versetze mich leicht in die Zeit, in die Handlung, an den Ort, in die Charaktere, und lebe ganz in dem Stück, daß ich ungestört und ununterbrochen lese. Das kann ich aber im Schauspielhause nicht so leicht.

Die Logen und Fauteuils sind eine Versammlung geputzter Männer und Frauen, die sich wie in jedem Gesellschaftszimmer benehmen, da Parterre ist ein Kaffeehaus und die Galerie ein zusammengelaufener Haufen. Jedes äußert sich auf seine Weise, und alle zusammen bilden einen geräuschvollen Jahrmarkt. Der Vorhang geht auf, ich muß mich nun plötzlich nach Rom oder Griechenland versetzen, und den Jahrmarkt und Paris und den heutigen Tag und mich selbst vergessen. Wem gelingt das wohl in dieser zahlreichen und gemischten Gesellschaft? Und wie Viele giebt es in derselben, die von Rom und Griechenland so viel wissen, als nöthig ist, sich vollkommen dahin versetzen zu können?

Das soll uns ja eben das Stück lehren, fiel Herr Vernon ein; die Handlung, das Costüme, die pomphafte Sprache, sollen uns ja eben begeistern, hinreißen und an den Ort und die Zeit versetzen!

Der Marchese lächelte. Sie machen große Ansprüche an die Bühne! das Costüme! Machen Sie sich nur bekannt mit der Tracht der Alten in Griechenland und Rom, und sehen Sie dann die Herren Lafond und Talma, die Demoiselles Mars und Rocour an, ob Sie sich nicht für phantastische, charakterlose Carnevals-Masken halten müssen. Hören Sie zugleich die halblauten Bemerkungen der Pariserinnen über den Schnitt der Gewänder, über den Stoff derselben, aus welchem Laden oder Magazin es vermuthlich her ist, in welcher Straße es besser zu haben gewesen wäre u.s.w., und versuchen Sie dann, sich durch das Costüme hinreißen und nach Rom oder Griechenland versetzen zu lassen.

Wem wird es aber auch einfallen, während des Spiels auf das Geschwätz der Frauen in den Logen zu hören! Ist nicht das Ohr gefesselt durch den erhabenen Cothurn der Sprache auf der Bühne ...

Fürwahr! ein herrlicher Cothurn! die eintönigen schleppenden Alexandriner! die unendlichen Monologe im Dialog! die feinen französischen Sentiments! Sinnesart und Vorstellungen heutiger Franzosen, die weder begeistern und hinreißen können, am wenigsten nach Rom oder Griechenland.

Ist denn das in Deutschland, Italien oder England anders?

Nein! aber eben darum leugne ich, daß die heutige theatralische Darstellung durch Costüme und Sprache irgend Jemand im Geiste ins Alterthum versetzen könne.

Nun! so wird sie's doch wenigstens durch die Handlung können! Sie können sich doch Cäsar nicht anders als in Rom, Orest nicht anders als in Griechenland denken. Ein Wort ist dazu genug, ein Name.

Freylich! wenn mit dem Worte auch Rom wirklich selbst da wäre! Werden Sie von den Felsen oder Palästen, die jeder Zugwind hin und her weht, nicht daran erinnert, daß sie von Leinewand sind? Kann das Kerzenlicht Tag, können die flatternden Leinewand-Wolken den hesperischen Himmel machen? Wenn Orest auftritt, ist und bleibt er nicht Talma? und sehen Sie Orest auf einer andern Bühne auftreten, ist er nicht ein ganz anderer Orest? Es giebt so viele Oreste heut zu Tage, als es Theater giebt, keiner aber ist der eine Alte. Und in jedem Sinne ist es nicht der Alte. Wir hören mit Schauern Hippolyts grauenvollen Tod; der Vorhang fällt; Hippolyt erscheint und kündigt uns an, daß wir morgen vom Mahomet hingerissen werden sollen - wohin?

Nun verstehe ich! rief Herr Vernon aus: Sie wollen keine historischen Charaktere. Sie ziehen Tragödien vor, in denen Zeit und Ort die unsrige, Handlung und Charaktere fingirt, die Sprache unser heutigen Conversation ist.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich überhaupt nichts gegen die Tragödie habe, daß ich sie nach Umständen sehr hoch zu schätzen weiß; daß ich aber die Tragödie nur lesen, nicht aufgeführt sehen will.

Das ist aber doch sehr paradox! Erhöht denn die gute Darstellung nicht die Illusion, die doch bey dem Lesen immer nur sehr mangelhaft bleibt?

Im Gegentheil! Die Darstellung im Schauspielhause stört alle Illusion, die man sich bey dem Lesen, ohne großen Aufwand von Phantasie, ungestört durch fremde Eindrücke, in hohem Grade machen kann. - Ich halte es für weit leichter, sich einen Wald, ein Gebirge, einen Himmel, eine Stadt vorzustellen, die ich nicht sehe, die mir aber sehr bekannte Dinge sind, als sie bemalten Bretter und Tücher für diese Dinge selbst zu halten.

Es geht im Grunde Jedem wie mir. Denn wenn man gute Decoration mit Beyfall aufnimmt, so täuscht man sich ja nicht; man weiß, daß man nur Gemaltes sieht; aber man lobt die Kunst, daß sie der Natur sich bis zu einem gewissen Grade nähert. Dieß aber stört offenbar die Illusion. Ich soll mir die Handlung des Stückes in einem Walde vorstellen; das ist sehr leicht. Aber was ich sehe, ist kein Wald; stellt nur einen Wald mangelhaft vor und die Illusion findet hier doppelte Hindernisse.

Mit der Handlung der Personen ist es nicht anders. Die Worte des Dichters lese ich wie er sie gedacht hat, rein und unverfälscht, und je mehr ich Menschen kenne, je mehr ich Leidenschaften mannichfaltig ausgedrückt gesehen habe, um so lebhafter kann ich mir die Charaktere und ihren Ausdruck denken. Personen stehn vor mir; so scharf und richtig gezeichnet als es der Dichter vermochte; so lebendig und ausdrucksvoll es meine, durch Erfahrung genährte, Einbildungskraft

vermag; ich höre sie sprechen, ihr Organ ist das angemessenste; so ihre Figur und Haltung, ihr Ausdruck - die Illusion ist vollständig und so das Vergnügen das ich dabey empfinde. Bey der Darstellung im Schauspielhause ist immer der Schauspieler zwischen mir und dem Dichter, und seine Persönlichkeit ist ein Hinderniß mehr für die beabsichtigte Illusion. Seine Sprache, Gebärden, Mienen sind nur ihm eigenthümlich; fremd aber dem Dichter, der doch diese Schauspieler nicht dichten wollte, und fremd mir, der ich den Dichter, nach meiner Vorstellungsart, rein auffassen, mir aber nicht die des Schauspielers eigen machen kann und soll.

Das Trauerspiel ist eine Angelegenheit zwischen dem Dichter und mir, zwischen ihm und dem Einzelnen, dem Geber und Empfänger, dem Handelnden und Behandelten, dem direkt Zutheilenden und dem direkt Auffassenden; keine dritte Persönlichkeit, kein fremdes Medium darf zwischen beyde treten, ohne die enge Beziehung, die Illusion, zu behindern, zu erschweren, zu stören. In wie hohem Grade dieß der Fall ist, wird erst recht auffallend, wenn man bald nach einander dieselbe Rolle von mehrern Schauspielern gegeben sieht. Ein großer, starker, ruhiger und langsam sprechender Tancred ist doch ein ganz anderer, als ein kleiner, lebhafter; ein Philoctet mit rauher oder nur tiefer, voller Stimme ein ganz anderer als ein Philoctet mit sanfter, biegsamer Stimme. Beyde können nach dem hergebrachten Maßstabe vortreffliche Schauspieler seyn; welcher von beyden wird aber der Tancred und der Philoctet des Dichters seyn? Dieß allein, dünkte ich, wäre aber die Frage, und nicht wer der Tancred und Philoctet des Publicums ist.

Wer sagt Ihnen aber, wenn ich fragen darf, - fiel Herr Vernon ein - daß der Tancred, den Sie sich vorstellen, der Tancred des Dichters sey?

Daß das nicht unmittelbar und direkt zu nehmen sey, hätten Sie aus dem Bisherigen bereits abnehmen können. Lesend hat Jeder und Keiner den Tancred des Dichters; der Bühne gegenüber hat Jeder den Schauspieler.

Die Paradoxen sind mir nichts neues mehr. Diese aber scheint doch vor Allen einer Erklärung zu bedürfen.

Tancred ist eine Angelegenheit zwischen dem Leser und dem Dichter. Dieser leistet was er vermag, ihn vollkommen wahr, lebhaft und eindrucksvoll darzustellen; Jener thut was er vermag ihn eben so wahr und rein aufzufassen. Mehr kann Keiner von beyden. Dieß aber sind die Factoren, und das Product ist - der Tancred des Dichters. Dieser kann den freylich wohl für jeden Leser, nach Umständen, ein Anderer seyn, und genau genommen ist dieser Tancred, wie ihn sich der Leser vorstellt, ein Sohn des Lesers und Dichters zugleich. Auf jeden Fall ist er das reinste Product der beyden Factoren.

Wie anders ist es aber, wenn ich nun dieß Product zu einem Factor mache und mittelst einer dritten Vorstellungsart ein neues Product erlange! Dieses zweyte werde ich doch nicht jenem ersten, unmittelbaren, vorziehen können! Je weiter sich der Bach von der Quelle entfernt, um so rauschender, rascher, fortreißender kann er werden, um so trüber und unreiner wird er aber gewiß.

Je lebhafter die Vorstellung des Schauspielers, des ersten Lesers, von dem Tancred des Dichters ist, diese Vorstellung sey welcher Art sie wolle, um so weniger wird es dem Zuschauer, durch die Darstellung seiner Vorstellung desselben, der Tancred des Dichters; um so mehr wird er ihm der Schauspieler seyn, der den Tancred bloß vorstellt, nach seiner Auffassungsgabe sowohl, als nach seinem Darstellungs-Vermögen; und daraus hat der Zuschauer, nach seinem Auffassungs- und Vorstellungs-Vermögen sich einen Tancred zu machen, der mindestens weit weniger der Tancred des Dichters seyn wird, als der des besonnen Lesers ist. -

Hiedurch allein wird schon die Illusion im Schauspielhause weit mehr gestört, als bey dem Lesen. Noch weit größere Störung aber verursacht die Darstellungsweise, das Spiel, der Schauspieler. Wie falsch oder richtig der Schauspieler den Dichter gelesen und aufgefaßt hat? ist eine Frage, deren Beantwortung den Grad der Vollkommenheit seines Spieles bestimmt. Dann fragt sich's, wie vollkommen er die Vorstellung, die er von seiner Rolle hat, in Sprache, Handlung, Gebärden, Mienen, Figur und Haltung darzustellen vermag? Welche Schwierigkeiten das hat, wird um so auffallender, wenn man bedenkt, daß der Schauspieler ein Mensch ist; als solcher einen eigenen Charakter hat, der überall durchzublicken strebt und durchaus ganz unterdrückt werden muß; der ein Gesicht und eine Statur hat, die nicht ganz verändert werden können; der endlich in jedem gebildeten Zuschauer dieselbe Vorstellung seiner Rolle erwecken soll, die die dargestellte Person

selbst erwecken müßte, obgleich sie nur in der Vorstellung des Dichters lebt - also eine Unmöglichkeit. Dennoch verlangen Dichter und Zuschauer möglichste Annäherung an dieses Ideal.

Die ganz vorzüglichen Schauspieler sind sehr selten. Es giebt ihrer nie sechs oder acht in der Welt. Auch diese leisten immer nur etwas Halbes. Ein Theater hat immer nur einen solchen, wenn es einen hat. Dieser Eine spielt im Trauerspiel nur eine Rolle; alle übrigen werden erbärmlich verpfuscht. Es giebt also so viele Störungen der Illusion in der Darstellung des Trauerspiels, als Schauspieler darin auftreten, und zwar, vom Anfange bis zum Ende des Stückes, fortdauernde Störungen.

Sie vertheidigen Ihre Behauptung vortrefflich, sagte Herr Vernon. Dennoch wird sie durch das Publikum widerlegt, das gewiß nur selten Trauerspiele liest, um so begieriger aber ins Schauspielhaus sich drängt, sie aufführen zu sehen. Ja selbst der Dichter widerlegt Ihre Meinung, indem er im Trauerspiel Alles auf den Effekt der Bühne berechnet und seine Triumphe nur auf der Bühne feyern will; er, dem am meisten daran gelegen seyn muß, daß nur sein Tancred auftrete. Und thut er das nicht, so sey sein Trauerspiel übrigens das vortrefflichste der Welt, immer wird man achselzuckend daran beklagen, daß es nicht auf die Bühne zu bringen sey.

Vor Allem muß ich bitten: sprechen Sie mir nicht vom Publikum. Was ist das Publikum? Ein Haufen Schaulustiger. Neun Zehntel dieses Haufens weiß von dem ganzen Trauerspiel nicht mehr als von Geschichte, Alterthum und Allem was der Dichter als Material dazu brauchte; ist unfähig, die Charaktere und alle poetischen Schönheiten aufzufassen; will nur Decorationen, schöne Männer und Frauen in bunten, reiche Kleidern, überraschende coups und Maschinenwerk sehen; glaubt im Trauerspiel Thränen vergießen zu müssen, und läßt sich durch plumpe Plattheiten rühren. Das letzte Zehntel des Publikums allein ist gemischt. Der größte Theil desselben ist die sogenannte feine Welt, deren Meynungen und Ansichten Modeartikel sind, und die nur durch die Brille vorgefaßter Meynungen sieht; partheymachende Liebhaber der Schauspielerinnen u.s.w. Der kleine Rest dieses letzten Zehntels besteht aus eben so partheyächtigen Kritikern, das heißt Zeitungsschreibern und bezahlten Klatschern und Pfeifern; aus Polizeybedienten und endlich aus einigen wenigen Unabhängigen mit freyem Urtheil. Das ist das verehrungswürdige Publikum, nach dessen Geschmack sich die Theater-Direction wohl richten muß, weil sie nur von ihm lebt; dem der Dichter zu gefallen strebt, wenn er ein gemeiner, kleiner Mensch ist.

Ein gemeiner Mensch! das ist doch hart!

Mag seyn! aber es ist darum nicht weniger wahr. Wo eine Menge Menschen mit gleichen Rechten zu Entscheidung einer Frage, zu Bestimmung einer Maßregel versammelt ist, ist es die Noth, die Unmöglichkeit durch ein anderes Auskunftsmittel einen Beschluß zu erhalten, die sie zwingt, die Entscheidung der Mehrheit der Stimmen zu überlassen. Wo aber dieser Nothfall nicht eintreten kann, wird kein Mensch gesunden Verstandes die Mehrheit dem Werthe, die Quantität der Urtheile der Qualität des Urtheils vorziehen. Die Mehrheit der Meynungen zu suchen, kann ja nur zweckwidrig seyn, wo Kenntnisse, Weisheit, Geschmack u.s.w., die bekanntlich nur die Minderzahl der Menschen besitzt, über den Werth eines Gegenstandes entscheiden sollen. So ist es also auch nicht das Publikum, das über den Werth des Trauerspiels entscheiden, das der Dichtung richtig auffassen, den Dichter ganz verstehen kann. Der Tancred des Publikums ist ein sehr buntscheckiger Popanz; der Tancred des Dichters ist nur da für die wenigen Männer freyen Urtheils in dem gemischten Zehntel des Publikums.

Der Dichter, den die Kunst beseelt, der

„Singet, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.“

Er lebt nur der Kunst, nicht dem Publikum, und dichtet nur sich, nicht dem Publikum.

Der gemeine, kleine Mensch lebt nur sich, und dichtet nur dem Publikum. Er ist eitel; es ist ihm nicht um den Werth seines Trauerspiels zu thun; er hat keinen Tancred; er putzt nur den Tancred des Publikums auf, je phantastischer und plumper, je besser, und wirft ihn hin nach seinem alleinigen Ziele, nach dem Beyfall des Publikums, den ihm noch überdieß die Theaterdirection

reichlich lohnet. Daß dieser Dichter sein Trauerspiel bloß auf den Effekt der Bühne berechnet, und seine Triumphe nur auf der Bühne feyern will, versteht sich von selbst. Wie es im Publikum der Männer freyen Urtheils nur wenige giebt, so giebt es in der Schaar gemeiner Dichter nur sehr wenige Ungemein. Diese lese ich; Jene sind weder zu lesen, noch auf der Bühne zu sehen.

Es liegt gewiß viel Wahres in dem, was Sie sagen, erwiderte Herr Vernon höflich; Bey alle dem glaube ich doch den mächtigen Effekt der Bühne genug zu kennen, um überzeugt zu seyn, daß Sie in einem vorzüglichen Trauerspiele, von den besten Schauspielern in Paris aufgeführt, wohl noch einmal lebhafter gerührt und hingerissen werden könnten, als bey dem einsamen Lesen desselben. Ich gestehe, es wäre mir keine geringe Genugthuung, Sie so überrascht durch sich selbst zu sehen.

Zu diesem Triumphe werden Sie denn doch so leicht nicht gelangen. Wie viel Illusions-Störendes kommt nicht auf der Bühne zu dem Besprochenen hinzu! Auch müssen Sie etwas, müssen Sie viel auf die Gewalt der Neigung rechnen, der innigen Liebe, mit der man ein Meisterwerk der Kunst im Herzen tragen kann; und muß ihr nicht die Abneigung gegen Erniedrigung eben dieses Werkes gleich kommen?

Erniedrigung durch Darstellung auf der Bühne?

Allerdings! Ich lebe ganz in dem Trauerspiele, das ich lese, als ob der Dichter mich als Zuschauer mit gedichtet hätte, oder als ob ich ein Theilnehmer der wirklichen Handlungen wäre. Für die auftretenden Personen habe ich Gesinnungen wie für meine Bekannten im wirklichen Leben. Ich bewundere ihre Größe und ihren Seelenadel mit Enthusiasmus; ich liebe sie ihrer Güte und Liebenswürdigkeit wegen mit Wärme und Innigkeit; ich beklage ihre Schwächen; beweine ihr trauriges Schicksal und preise mich glücklich, mich ihres vertrauten Umgangs gewürdigt zu sehen. Daß dieß nur mit den vortrefflichsten Trauerspiele der Fall seyn kann, ist leicht begreiflich.

Dieses wird nun aber auf der Bühne dargestellt; meine Stimmung ist durch den Namen des Stücks vorbereitet; ich bin in der Spannung lebhaftester Theilnahme; jede Person, jedes Wort, jede Miene ist mir lieb und theuer - aber welche Personen sind das hier! aus welchem Munde gehen jene Worte hervor! nichts als fremde Erscheinungen; eine unbekannte Welt.

Doch besinne ich mich bald. Nicht unbekannt! Der wie mein edler, großer Heros spricht, ist der Schauspieler N. N., der gestern einen verschmitzten Bedienten, vorgestern einen Bettelvogt darstellte und vor drey Tagen aus dem Weinhause betrunken auf die Wachtstube geschleppt ward. Es ist dasselbe Gesicht, dieselbe Statur, dieselbe Stimme. Es wird beklatscht, da er nur auftritt; durch den lautesten Jubel unterbrochen, wenn er das Unbedeutendste der Rolle spricht. Das wäre mein Orest? Und Pylades! Ein relegirter Rauber, mit blondem Schnurrbart, widrig rothe Narbe über Stirn und Backen, gemeiner Haltung und rohen Gebehrden. Und Iphigenia! Eine kleine, hagere, blonde Person, mit weinerlicher Stimme, empfindelndem Ausdruck, so gutmüthig und dienstfertig, daß ihr Mann sie ohne Reue dem ganzen männlichen Geschlechte überließ. Und Thoas! dieser große, edle König, Selbstherrscher, weil er am meisten sich selbst beherrschte! Ein Mann mit schlotterndem Bauche, schwankendem Gange, rundem Gesichte, hängenden Backen, kupfriger Nase, tiefer, rauher Stimme; der Festung entlaufen, auf die ihn falsche Würfel gebracht hatten - O! mein armes Trauerspiel. -

Und doch sind diese Schauspieler die Lieblinge des Publikums. Sie spielen vortrefflich, heißt's im Publikum. Das ist ganz natürlich; ihr Tancred ist der Tancred des Publikums; durch die wird der Dichter, der Dichter des Publikums, wenn er's nicht schon war. Erinnern Sie sich nur des gründlichen und scharfsinnigen Chamfort; was er von Schriftstellern sagt, meynt er auch von Schauspielern: *Le succès de quantité d'ouvrages ne consiste que dans le rapport qu'il y a entre la médiocrité de l'auteur et la médiocrité du public.* -

Sie sind also ein unversöhnlicher Feind des Theaters rief Herr Vernon halb seufzend aus; denn sie machen übertriebene, nicht zu befriedigende Ansprüche daran.

Wir haben nur von Trauerspiele gesprochen; und aufrichtig gesagt, die Tragödie ist überhaupt, sie sey gut oder schlecht, werde gut oder schlecht dargestellt, gar nicht für die Bühne; wenigstens nicht in Zeiten wie die unsrigen; nicht für Menschen wie wir. Die hohe Einfalt und Wahrheit der Alten kennen wir nicht. Dafür sind wir entweder schon überbildet, verbildet, oder noch zu ungebildet. Das Tragische an sich kann Niemand Freude machen und ist überhaupt kein Vergnügen. Dieses hat man nur an den Schönheiten der Dichtung, der Charaktere, der Handlung, abgesehen von dem tragischen Ende; oder man hat es an unwesentlichen Nebendingen, wie es mit

dem größten Theil des Publikums der Fall ist. Dieß Alles aber macht nicht die Tragödie aus, und kann auch dem Schauspiele oder Drama angehören, das besser für die Bühne sich schickt. Das eigentliche Trauerspiel ist daher auf der Bühne eben so entbehrlich als ungehörig.

Das Schauspiel oder Drama sey schicklicher für die Bühne, meinen Sie. Haben Sie aber hier nicht dieselben Störungen der Illusion, wie im Trauerspiele?

Je nachdem es ist. Verändern sie Pyädra; geben Sie dem Trauerspiel einen heitern Ausgang und nennen Sie es Schauspiel; die Sache wird dieselbe bleiben und ich werde gegen dieß Schauspiel dasselbe haben, was ich gegen das Trauerspiel habe, und noch etwas mehr. -

Entfernen Sie aber aus Ihrem Schauspiele alles Fremde in Raum, Zeit und Handlung. Zeichnen Sie Ihre Charaktere genau nach der Natur, wie der Mensch wirklich ist; nur nicht wie der gemeine, unedle; sondern der edle, große, gute, kräftige, gewaltige, leidenschaftliche, sanfte, zarte u.s.w. mit allen Schwächen und Eigenheiten der edlern Natur. Lassen Sie eine schöne, edle Sprache so viel möglich vorherrschen, nur nichts Geziertes; vielmehr die einfache, leichte Sprache der Gebildeten in den Kreisen der Gebildeten unter uns. Scene und Personen seyen durchaus fingirt, aber aus unserer Zeit und unserer Welt. Poetischer Schönheiten thue ich keine Erwähnung, da das ganze Stück eine seyn muß, so weit es möglich ist. Die Handlung sey rasch und anziehend, die Verwickelungen durch Leidenschaften natürlich, nothwendig, die Entwicklung ungezwungen und überraschend. Die Charaktere seyen mannichfaltig; Ernst, Gefühl, Größe, Innigkeit, Zartheit, Edelmuth vorherrschend, aber geschickt gehoben durch Witz, Laune und heitern Humor. Ich werde dann Ihr Schauspiel, wenn die Schauspieler leidlich gut, besonders gleichmäßig spielen und die nothwendigen Beywerke, ohne auffallend zu seyn, schicklich sind, mit vielem Vergnügen aufführen sehen.

Ich sehe nicht, was hiemit gebessert wird. Der Schauspieler bleibt ja doch im Drama, so gut wie im Trauerspiele, der darstellende Künstler, und wird nie wirklich die Person des Dichters oder des Lesers. Die Illusion, nach Ihrer Meynung -

Ich bitte Sie, sich nur zu erinnern, wovon so eben noch die Rede war. Das Tragische selbst ist ein unüberwindliches Hinderniß des Vergnügens an der Dichtung, dem Zuschauer weit mehr als dem Leser. Vielleicht noch wichtiger ist es, daß der Gegenstand des Trauerspiels fast immer ein historischer ist, es aber immer widerwärtig, mindestens störend seyn und bleiben muß, einen bekannten, vielleicht geliebten und verehrten Charakter sich in der, mir ganz gleichgültigen, Person eines eben so bekannten Schauspielers gefallen lassen zu müssen; Ort, Zeit, Costüme und Alles auf diese Weise so verwirrt zu sehen, daß bey dem Zuschauer die Absichtlichkeit, sich täuschen zu wollen, das Beste für die Illusion thun muß. -

Ganz anders ist das aber im Drama oder Schauspiele im engern Sinne, wenn es in unserer Zeit, mehr oder weniger an unserm Orte, in dem Gebiete unserer Vorstellungsart spielt und Personen und Handlung ganz fingirt sind. Die Freyheit, die hier der Dichter gehabt hat, theilt sich dem Zuschauer mit. Er kann sich die Charaktere des Dichters in sehr mannichfaltig modificirter Persönlichkeit denken; hat für die Vorstellung, die er sich von ihnen machen kann, ein weites Feld, das an das wirkliche Leben grenzt, in welchem sehr ähnliche Charaktere in sehr verschiedenen Gestalten auftreten; eine Bühne, die in das wirkliche Leben eintritt und es darzustellen wenig künstlicher Täuschung bedarf. Darum wird es auch dem Schauspieler leicht; er spielt um so besser, weil er seiner Persönlichkeit weniger Gewalt anzuthun hat, diese mehr oder weniger durchblicken darf, und erhöht um so mehr die Illusion.

Dichter und Schauspieler haben hier, wie in der Tragödie, die überaus schwierige Aufgabe, einen einzelnen Charakter mit großer Kunst zu zeichnen und bis ins kleinste Einzelne streng durchzuführen. Sie haben nur allgemeine Charaktere aus der unendlichen Fülle des Menschenlebens abzuziehen und daran ein überflüssig reiches Material für die Darstellung. Es gewinnt, durch diese große Erleichterung, also nothwendig die Illusion von allen Seiten. Daß sich nur das Drama eines vorzüglichen Dichters, von vorzüglichen Schauspielern dargestellt, ohne Langeweile und mit Vergnügen auf der Bühne sehen läßt, versteht sich von selbst. Aber auch der minder vorzügliche Dichter und Schauspieler sind doch hier nicht so ganz unausstehlich, als in der Tragödie.

Am Ende, fiel Herr Vernon ein, ziehen Sie wohl noch gar das Theater der boulevards dem Theater aux francais vor?

Mit nichten! Ich spreche von dem ernstern Schauspiel oder Drama, dem freylich auch das Komische nicht fehlen muß; das aber nur das hohe Komische zuläßt, das in der Bearbeitung des Stoffes sowohl, als im Spiele liegt und nie Grenzen einer edleren Sprache und würdigen Anstandes überschreitet. Soll denn Ihre Comédie française nicht eben das seyn?

Diese wollen Sie also doch lieber auf der Bühne sehen, als lesen?

Nach Umständen. Ich lese sie gern, wenn sie von Bedeutung ist und große poetische Schönheiten enthält. Ich sehe sie lieber auf der Bühne, wenn die Dichtung unbedeutender, das Spiel der Schauspieler aber so gut, wie ich vor kurzem Molière et ses amis im Schlosse der tuilleries habe geben sehen. - Ich wünschte, daß immer so gespielt würde, und daß immer nur Dramen gegeben würden.

Dieß ernstere Schauspiel ist die einzige Art der Bühnen-Darstellung, die günstig auf das Publikum wirkt, und die es zu bilden fähig ist. Jedes Volk, jede Zeit hat eigene Sitten, eigene Bildung, eigene Neigungen, eigene Vorstellungsart. Nur was diesen angemessen ist, findet Eingang, tritt ins Leben. Dieß kann aber nur das Schauspiel wie ich es wünsche. Ihm sind die Ohren und Augen, ihm ist das Verständniß offen, ihm sind die Wege gebahnt zu jedem Einflusse auf die empfängliche Menge. Es kann daher auf die Dauer bilden und bessern; es kann erheben, begeistern, besänftigen; es kann die Sitten mildern und den Geschmack bilden; kurz, es kann was es will, wenn es die rechten Mittel anwendet.

Es giebt aber doch Theater-Stücke, die an sich wenig, fast nichts sind, die erst die Bühne zu etwas macht, wie Alles was auf unsern kleinen Theatern gegeben wird, im Vaudeville, aux Variétés u.s.w., die werden Sie doch lieber auf der Bühne sehen, als lesen?

Das freylich unfehlbar! Wer möchte diese Vortrefflichkeiten lesen!

Jeder junge Mann von gutem Tone lies't sie nicht bloß; er lernt sie fast auswendig. Macht eine solche pièce einmal rogue, so muß er sie sehen. Sie ist vom Parterre mit großem Beyfall aufgenommen worden, folglich ist sie ihm ein unvergleichliches Werk. Er hat bey der Vorstellung viel gelacht und will sich dieß Vergnügen noch oft machen. Am Aufgange kauft er die neue pièce für ein Paar sous; lies't sie nun täglich ein Mal durch, denn er lies't sonst nichts; weiß sie bald auswendig und trallert auf den Kaffe's und Promenaden die Arien daraus, bis eine andere neue Pièce diese, alsdann veraltete, verdrängt.

Dabey ist freylich noch das Veralten das beste. - Mir ist übrigens die Farce, mit ihrer Carikatur, dem Niedrig-Komischen, in gewissen Grenzen, nicht durchaus zuwider. Lachen ist immer besser als Weinen. Was mir lachen macht, und wäre es die unbedeutendste Posse, ist mir oft sehr willkommen, und bleibt immer eine dankenswerthe Gabe. Nur muß es das auch wirklich thun; muß wirklich komisch seyn, ohne allzuniedrig, plump, unanständig und trivial zu seyn; denn das macht nicht lachen, erregt nur Ekel und Widerwillen.

Das ist aber auch die einzige Anforderung, die ich an's Possenspiel mache. Autor und Schauspieler mögen, nach ihrer Ansicht vom Possenspiel, die größte Kunst anwenden, die größten Ansprüche auf Achtung und Bewunderung machen, Alles geht an mir verloren; ich habe keine Kritik für sie. Sie sollen mich lachen machen; durch welche Mittel, das ist ihre Sache; und geschieht's selbst durch ihre Ungeschicklichkeit, so ist mir's eben so recht, als geschähe es durch Anwendung aller Talente, die ihnen zu Gebote stehen. Wer gut ißt, will gut verdauen. Trifft sich's nun ein Mal, daß das Erstere besser von Statten geht, als das Letztere, so läßt sich, für den sonst an Leib und Seele Gesunden, kein angenehmeres Hülfsmittel herbeyschaffen, als Lachen. Darum gehe auch ich wohl alle zwey oder drey Monate ein Mal in's Theater des Variétés und lache gewiß, weil ich's nicht öfter sehe. Worüber ich dort lache, frage ich mich kaum; ich fühle nur etwas durch Ohr und Auge auf mich kommen, daß wie Kitzeln wirkt und mich unwillkührlich machen macht. Ich lache und bin zufrieden. Die andern Boulevard-Theater sind mir zu plump und gemein, und machen mich darum nicht lachen.

Das Vaudeville kann ich öfter sehen, etwa in jedem Monat ein Mal. Ich unterhalte mich dort mit Bekannten, die mich begleiten, in einer abgesonderten Loge mit bequemen Sitzen; lasse mich von Zeit zu Zeit durch die kindischen Gauckeleien, wie ein eingewiegtes Kind, in eine Art Schlummer bringen; oder sehe dem bunten Wesen und höre der tändelnden Musik zu, wie ein Perser oder Türke seinen Tänzerinnen, Gaucklern und Märchen-Erzählern. Das Vaudeville ist dasselbe, für unsere Cultur erhöht und verfeinert. Ich werde dadurch im Lächeln erhalten, und das ist denn doch

auch etwas. Thut es das, so entspricht es meiner Erwartung; auf welche Weise, durch welche Mittel, ist mir gleichgültig. Ich mache keine weitem Ansprüche daran, und lege ihm nicht die Bedeutung bey, es wie eine ernsthafte Sache zu beurtheilen.

Der Musik könne Sie aber doch das Ohr nicht verschließen! Nur bey den rohesten Menschen findet sie keinen Eingang. Der Oper geben Sie gewiß den Vorzug vor jedem andern Bühnenspiele. Von ihr gilt ja besonders, was Voltaire so schön sagte:

„Les beaux vers, la danse, la musique,
L'art de tromper les yeux par les couleurs,
L'art plus heureux de séduire les cœurs,
De cent plaisirs font un plaisir unique.“

Les beaux vers! rief der Marchese aus, und lächelte ironisch. -

Was die Musik im Allgemeinen betrifft, so bin ich ihr großer Verehrer. Nicht etwa wie ein verliebter Geck, der sie in allen Situationen, unter allen Umständen anbetet; oder wie der Säufer die Flasche liebt; sondern wie eine Freundin, bey der ich mich nach ernsten Geschäften erhole, wenn sie heiter und liebenswürdig ist; die mich erhebt und begeistert, wenn sie groß und erhaben ist; die mir das Leben verschönert, wenn sie dazu gestimmt ist.

Die magische Gewalt der Musik auf das Gefühl grenzt an Allmacht. Sie bewegt das Herz im unwiderstehlichen Zauber, durch alle Höhen und Tiefen, deren es fähig ist. Aber sie muß denn auch danach seyn. So ist der Gesang in der sixtinischen Capelle am Carfreitage. So habe ich Ähnliches zuweilen anzutreffen das seltene Glück gehabt. Bey jener Feyer in Rom glaubt man den Heiland der Welt in die Arme des Alliebenden, des Allvaters sinken zu sehen; man ist in die erhebensten Gefühle, in Anbetung wie aufgelöst; man vergißt Alles, sich selbst, die Welt, ihre Geschichte, die Gräuel des Papstthums und das Weltgericht. -

Die Musik kann aber auch den Niedergebeugten erheben, den Unglücklichen erheitern, den Kummervollen zur Freude beleben. Ihr Zauber vermag eine Freude zu erwecken, die unter allen Künstlern, unter allen Gaben des Himmels nur ihr allein angehört. Nur wer es erfahren hat, weiß es.

-

Die Musik beglückt endlich den Menschen noch auf einem dritten Wege. Es ist ein unscheinbares, stilles, bescheidenes Glück, aber es wiederholt sich täglich, wenn man will, und giebt dem ganzen Leben die wohlthätige Wärme stiller Freude, Rührung und Heiterkeit. Es ist das Lied. Nur dem, der das Lied nicht versteht, können die Worte allein wesentlich scheinen. Die Worte allein sind wie ein Schiff auf dem Trocknen; allerdings das Schiff selbst, aber noch lange nicht die Schifffahrt. Wind und Wellen zugleich, im geheimnißvollen Bunde, wie die Gestirne und das Schicksal, das Schiff tragend und führend, sind die Melodie.

Wie mächtig kann ein Lied uns hinreißen! Wie wenig Kunst erfordert es! wie wenig und wie geringe Naturgabe! Der Landmann früh, wenn er auf's Feld, in den Weinberg, zur Mühe und Arbeit schreitet; Abends, wenn er heimkehrt; der Schnitter in der Sonne Gluthen, der rüstige Arbeiter in der Werkstatt; die genügsamen und heitern Landmädchen bey rastloser Mühe; die fröhlichen Genossen im traulichen Kreise; der einsame Wanderer auf Hügeln und in Thälern; der Gefangene im düstern Kerker; der Fromme in der Gluth der Andacht; das Kind auf den Knien der Mutter; fragt sie Alle, ob ihnen ihr kunstloses Lied feil sey? Ihr findet Keinen, dem nicht sein Lied zu Zeiten das Herz im tiefsten Busen bewegte; dem aus ihm nicht sanfte Freude, stille Heiterkeit, Ruhe nach angestrenzter Thätigkeit, Muth bey Widerwärtigkeiten, Stille nach Aufruhr, Bekräftigung guter Vorsätze, Ausdauer in guten Werken, Seelenfrieden und Labung strömte.

Und in unsern Häusern! wie schön füllt die Musik die überall eintretenden Lücken in der Tagesordnung des häuslichen Lebens aus! wie wohlthätig wirkt gerade hier das unbedeutend scheinende Talent der Frauen! Wie liebenswürdig macht sie noch, zu allen übrigen häuslichen Tugenden, die thätige Hausfrau, die unermüdet im Hause waltet, und aufmerksam den Augenblick wahrnimmt, wo in dem Kreise der Ihrigen, für den sie jede Sorge trägt und jede Liebe fühlt, Ermüdung, Abspannung nach des Tages Mancherley eintritt, oder gar ein Mißton anzuklingen scheint, wenn sie da sich an's Fortepiano setzt, oder die Laute ergreift, durch Harmonie der Töne das menschliche Gefühl in Allen erweckt, neue Liebe, neues Leben in den kleinen Kreis bringt.

„Und wiegt sie zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.“

Ich dacht' es wohl! rief Herr Vernon erwärmt aus: Der Zauber der Musik konnte Ihnen nicht fremd seyn. Ergreift er doch jede gut geschaffene Seele!

Aber nur nicht Ihre Opern und Ihr Vaudeville, nicht Ihr Faideau und nicht Ihre Concerte, erwiderte der Marchese abgekühlt, zur größten Überraschung des Parisers.

In Ihren Concerten bis zur äußersten ... stehen; eingezwängt von einer gaffenden ... klatschend und schwitzenden Menge; selbst bis zum Glühen erhitzt; die verdorbenste Luft einathmen, und vorlieb nehmen müssen mit einem abgeschmackten Gemisch von Ouvertüren und Rondeaux, Duetts und Arien, Cavatinen und Variationen, wie die beklatschten Künstler es bequem und gut finden, das ist keinem Freyen und Vernünftigen zuzumuthen.

Wenn nicht die Mode wäre, und die Critiken in öffentlichen Blättern, die dieß gut, das Andere schlecht stempeln, und die guten Seelen ohne Urtheil, die jede fremde Meynung für sich borgen, oft die erste beste borgen, und, um vom guten Ton zu seyn, in's Concert gehen, weil man hingeht, und wenn die Sucht der Frauen, sich unter einander zu sehen und zu zeigen, nicht wäre, und noch manches Andere von dieser Höhe - so ginge gewiß Niemand mehr in's Concert.

Wenn aber noch der Sänger ein Wanderer wäre, sein Haus des Himmels ewige Wölbung, und aus freyer Liebe zum Gesange selbst griffe er gewaltig in die Saiten und sänge „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt,“ und der Töne Harmonie zögen allein die Menschen an von allen Seiten, und alle Herzen würden bewegt, und man zöge ihn in die Häuser, ihn zu laben, ihn zu ehren, und er ließe als Gastgeschenk zurück, nach Götter Weise, die Liebe und die Sehnsucht, wie er denn durch die Sinne die Seele mächtig ergriffe und bewegte - ja dann feyerte die Musik ihre schönsten Triumphe, und nur die Modepuppen zögen noch in's Concert und kauften für ein Paar Franken den seichten Ohrenkitzel und die Critiken der musikalischen Zeitungen.

Aber die Oper! die Oper! rief Herr Vernon ungeduldig aus.

Die Oper! Wenn mir schon im Allgemeinen das heutige öffentliche Musikmachen zuwider ist, so muß ja die Oper vollends nur erträglich werden, wo alle Art Unsinn sorgfältig zusammengedrängt ist, wie im Narrenhause. Gerade die Musik, die sich am wenigsten rechtfertigen läßt, weil sie kaum weiter als in's Ohr dringt, das Gefühl aber nur ganz flüchtig vorüberauschend berührt, macht die Oper zur Hauptsache; unterwirft ihr Alles, selbst die Poesie, und nimmt Vorlieb mit der plumpsten metrischen Abgeschmacktheit. Sie verbannt mit Sorgfalt alle geistreiche Unterhaltung, allen Menschenverstand, um leere Sinnenreize zusammen zu häufen, die nur die äußern Sinne allein beschäftigen können und Ihr voltairesches Orakel zur bittersten Satyre machen.

Was sind ihre Decorationen, ihre gemalten Schlangen und andere Ungeheuer, ihre Himmel und Wolken und Gestirne, ihre bemalten Gesichter, ihre phantastischen Anzüge, ihre Gassenbuben in Bären- und Löwenhäuten und aller übrige Unsinn mehr und anders, als eine Beschimpfung der ernsten Malerkunst und eine endlose Menge abgeschmackter Carikaturen? Selten giebt es eine Ouvertüre, eine Arie, die Aufmerksamkeit verdient. Aber diese Arie selbst, als ob man sich des Bessern schäme, ist immer nur im engsten Zusammenhange mit den Abgeschmacktheiten der Oper, und ihre Worte selbst sind Unsinn.

An dem Allen soll's aber noch nicht genug seyn. Der menschliche Körper läßt sich auch zu so genanntem Tanze abrichten. Diese Volkslust darf der Oper nicht entgehen; auch das Ballet bringt man noch hinein. Es soll aber vornehm und geistreich scheinen, und wird eine mimische Darstellung, ein festlich Schauspiel für Taubstumme. Ob die Gebhehrdensprache, das Unnöthige unter sprachfähigen Menschen, verständlich sey, darauf kommt es so genau nicht an; um so mehr aber darauf, daß es an Unsinn und Abgeschmacktheit nicht fehle; an Grotesken; an geschmacklosen, gewaltigen, lebensgefährlichen, tollen Sprüngen und Purzelbäumen, die immer noch von herumziehenden Kunstreutern und andern Gaucklern übertroffen werden.

Ein verständigerer Balletmeister ordnet denn wohl einmal ein weniger unsinniges Ballet an; wie die Dansomanie, worin die Tanzwuth mimisch dargestellt wird und die ganze Handlung Tanz ist; oder la fille mal gardée, ein Schäferspiel, mit leicht verständlicher, einfach idyllischer Handlung, wo meist nur Schäfer und Schäferinnen ländliche Tänze darstellen. Das aber findet wenig Beyfall und keine Nachahmung. Es muß vornehmer thun und geistreicher scheinen. Das thun denn

mythologische Wunder, wie sie besonders auf den großen Bühnen in Oberitalien ungemessenen Beyfall finden.

Ein abgeschmackt aufgeputzter, tanzender Hercules, mit pappener Keule und mit Atlas gefütterter Löwenhaut, der einem trübseligen Orpheus, mit einer Leyer von Papier, mimisch seinen Beystand verspricht; Stellungen wie ein französischer Fechtmeister und Gebehrden wie ein Besessener macht; in die Unterwelt geht und aus der Mitte der abgeschmacktesten Teufelslarven eine Eurydice fortreißt und nach der Oberwelt bringt; wo alles, was Beine hat, die Freude in ausgelassenen Sprüngen darstellt und sich endlich zu einem großen, künstlichen Tanze ordnet.

Oder es wird gar ein bekanntes, beliebtes Trauerspiel zum Ballet gemacht. Romeo und Julie lieben sich und sterben tanzend. Eine andere unglücklich Liebende, ehe sie sich um's Leben bringt, drückt noch die größte Verzweiflung in einigen kühnen Luftsprüngen aus; hebt ein Bein waagrecht in die Höhe; dreht sich in dieser Stellung wie ein Kreisel herum; steht rasch in der ersten Position auf den Zehen, mit hoch empor gehaltenem Dolch; macht einige Secunden lang große Augen gegen das Parterre; stößt dann den pappen Dolch tief in die Brust von Flor und Tasset, und fällt vorsichtig auf die Bretter. Daß ihr der lauteste Jubel nicht fehlt, versteht sich.

Denn das ist es eben, was das Publikum will. Je weniger es das versteht, was ihm aufgetischt wird, um so vortrefflicher scheint es der Menge, die das Vortreffliche nicht zu verstehen gewohnt ist. Der Unsinn und die Abgeschmacktheiten sind der Bildungsstufe des Publikums ganz angemessen. Die Schaulust hat unwiderstehliche Gewalt darüber, und wird in der Oper befriedigt. Nicht natürlicher, als das! Nur sollte der ernste Kunstfreund die Oper nicht zu einem Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung machen und bewundernd lobpreisen; der Gebildetere sich nicht in ihren albernem Possenspielen gefallen; am wenigsten dafür Voltaire mit jenen Versen citiren: *L'art plus heureux de seduire les coeurs.* -

Hier lachte der Marchese laut auf, obgleich er selten lacht, und Herr Vernon rief halb zornig, halb bedauernd aus: *Grand Dieu! comme Vous arrangez le pauvre Opéra!*

Und das ist noch nicht alles, was ich der Oper vorwerfe; fuhr der Marchese ernster fort. Sie ist keine so unschuldige Possenreißerey, wie dergleichen auf allen Straßen vorgehen. Sie verdirbt den Geschmack des Publikums und verhindert viel Gutes, das ihm das Drama gewähren kann. Dieß thut sie um so mehr, da sie dem edlern Schauspieler die Schauspieler raubt und verdirbt. Was nur singen kann, oder singen zu können sich einbildet, läuft der Oper zu, die ihre Böhnhasen immer sehr freygiebig besoldet, da der Zulauf sie selbst so freygiebig ausstattet. Sich zum Schauspieler zu bilden, hält Niemand mehr der Mühe werth, und das verwaisete Drama muß daher vorlieb nehmen mit Subjecten, die nichts können, nicht einmal singen. Dennoch ist man gutmüthig genug, in so mancher Stadt vom ersten und vom mittlern Range, sich mit dem vortrefflichen National-Schauspiel zu brüsten. So sehr verhindert Oper, Ballet und Possenreißerey die Bildung des Geschmacks.

Eine Regierung wäre sehr zu loben, die alle Opern verbannte; die Tragödie nicht minder; sich und dem Publikum die großen Kosten für Unsinn ersparte; auf ein vorzügliches Schauspiel hielte und die niedere Comödie duldete. Sie würden den Dank der Mit- und Nachwelt verdienen und sich ein sehr reelles Verdienst um beyde erwerben.

Einst hatte ich mit dem Marchese einen ganzen Tag im Jardin des plantes zugebracht. Er traf mich früh, mit mancherley literarischen Hülfsmitteln versehen und den Bleystift in der Hand, im musée d'histoire naturelle. Meine Beschäftigung gefiel ihm; er folgte ihr und fand vielfache Gelegenheit zu geistreichen Bemerkungen. Sodann ging's zu den lebenden Thieren, den gewaltigen, den abentheuerlichen, den wunderlichen Vögeln; endlich auch zu den Pflanzen, den Bäumen. Ohne es verabredet zu haben, hatten wir den ganzen Tag dabey zugebracht und bey dem nahen Restaurateur den Hunger gestillt.

Es war Abend geworden. Wir saßen unter der großen Ceder. Die untergegangene Sonne malte noch den dunkelnden Himmel mit Purpur; in den Zweigen über uns verstummten bereits die Sänger des Tages; ein Paar wunderlich gestaltete indische Enten in unserer Nähe schüttelten das bunte Gefieder, und ließen sich unter einem Strauche zu nächtlicher Ruhe gemächlich neben einander nieder; die Bäume mit gefiederten Laube hatten bereits ihre Blätter zusammengefaltet; die Blumen

ihre Kronen eingezogen; wie ein rauschend Wehr tönte das verwirrte Geräusch der Stadt mit dem ununterbrochenen Wagengerassel herüber; wir hörten das Geläute der Glocken von notre-dame, in größerer Entfernung das von den Invaliden, ganz nahe das von Ste G  nevi  ve u.s.w.; von Zeit zu Zeit ertönte das Brüllen eines Löwen, oder die durchdringende Stimme eines andern Thieres, das ich daran zu erkennen suchte.

Der Marchese saß, in Gedanken vertieft, neben mir, bis ich ihn erinnerte, daß wir endlich des nächtlichen Thaues zur Genüge haben könnten. Unter einem ähnlichen Baume, an einem Abend wie dieser, sprach er, indem wir aufstanden, habe ich bey Anagni neben Louise Giannuzzi gegessen, und ein Geschenk von ihr erhalten, dem nur die besten Gaben des Himmels gleich kommen.

Wie, rief ich freudig überrascht aus, Louise Giannuzzi! die kenne ich ja! Ein herrliches Mädchen! Doch welches Geschenk hat sie Ihnen gemacht? fragte ich indiscret und ängstlich; denn ein dunkler Gefühl von Gefahr für die Ruhe meines Freundes bemächtigte sich unwillkührlich meiner.

Ich weiß es, daß Sie sie kennen. Man hat mir in der Familie von Ihnen und Ihren Reisegefährten gesprochen, und von Ihren botanischen Unterhaltungen.

Das waren die meines damaligen Gefährten. Wenn ich die Indiscretion nicht übertreibe, so lassen Sie mich wissen, ob ich erfahren darf, welches unschätzbare Geschenk Ihnen Louise gemacht hat.

Er stand still, sah mich lächelnd an und sprach: Ich begreife Ihre Frage, und das lebhafte Interesse, das Sie dabey verrathen. Betrachten Sie mein greisendes Haar, und beruhigen Sie sich. Ich habe früher schon die Absicht gehabt, Ihre Frage zu beantworten, ehe Sie sie thun konnten. Jetzt aber setzt mich dennoch Ihre Frage in einige Verlegenheit. Ich möchte Sie genau mit der Sache bekannt machen, und fühle mich kaum stark genug, dem Andrange theurer und schmerzlicher Erinnerungen mit der nöthigen Fassung zu begegnen.

Er schwieg. Wir waren eben auf dem boulevard-Montmartre. Die vielen durch einander laufenden Müßiggänger auf dem Trottoir; die Guckkasten und umher versammelten Gassenbuben; die niedrigen Tische voll Kleinigkeiten, mit einer Laterne und dem Geschrey    prix fixe; die wie Nachtvögel schwärmenden willigen Schönen; das Gedränge vor dem Theater des Variétés und vor den Panorama's- Alles erinnerte mich, wie ungeeignet die volkreichen Straßen, ja das ganze laute Leben dieser Stadt sey zu so ernsten Mittheilungen, wie ich sie erwarten mußte.

Ich schlug aber dem Marchesen vor, den folgenden Tag in der reizenden Einsamkeit von Ermenonville zuzubringen. Er nahm meinen Vorschlag mit Bereit-willigkeit an, und schon um sieben Uhr an dem folgenden schönen Herbstmorgen saßen wir in einer bequemen Chaise, und rollten rasch auf der schönen Chausse nach Senlis durch eine Menge hoher, zweyr  deriger Wagen, die Butter, Eyer u.s.w. zur Stadt führten, und zwischen den kleinen weißen Häusern mit rothen Dächern, zerstreut an der Straße, dahin.

Louise Giannuzzi ist ein seltsames Wesen, dessen unendliche Liebenswürdigkeit man erst entdeckt, wenn man sie sehr genau kennen zu lernen das Glück hat. Sie war einst ein fröhliches, immer scherzendes Kind, von ausgezeichnetem Talent, der Eltern Kleinod und etwas verwöhnt. Sie fesselte Jeden, der sie sah, durch Schönheit und seltene Geistesgaben. Jetzt ist sie verändert. Sie ist ernst, still und von einer sanften Heiterkeit, in der ein unverkennbarer Zug von Wehmuth vorherrscht. Es ist früher damit viel schlimmer gewesen. Sie hat sich ihren Eltern nie darüber erklärt; diese aber halten die Ursache ihres geheimen Grammes für eine unglückliche Liebe, und den Gegenstand derselben für Ihren Reisegefährten, Don Federico, von dem man nie etwas erfahren hat.

Seit einem Jahre jedoch hat sich ihr Zustand sehr gebessert. Sie ist seht thätig geworden, beschäftigt, theilnehmend, aufmerksam, dienstfertig und Allen im Hause liebeich entgegenkommend. Dennoch aber ist sie stille und zurückhaltend, und man sieht sie nur lächeln mit jener Wehmuth, von der man Thränen erwartet, die man sie aber nie vergießen sieht.

Wie schmerzlich ergriff mich diese Nachricht! wie leicht ist ein edler Herz zerrissen durch Unachtsamkeit!

Diese günstige Veränderung, fuhr der Marchese fort, schreiben die Eltern mit allem Recht einer Gesellschafterin Louisens zu, und den Umständen, unter denen sie sich dieselbe erworben hat. -

Ihre Amme nämlich, nach Carsoli im Gebirge verheyrathet, war Wittwe, starb und hinterließ ein Töchterchen von sechs oder sieben Jahren, um das sie sich nie bekümmert hatte. Dieß erfuhr Louise erst ein Jahr später. Sie schickte sogleich eine verständige Frau nach Carsoli, um das Kind holen zu lassen, dessen sie sich anzunehmen und es zu erziehen gedachte. Diese Frau kehrte aber ohne dem Kinde zurück und berichtete Folgendes:

Es giebt in Carsoli eine arme, verlassene Donna, noch jung, die Niemand kennt, die mit Niemand spricht, nirgends zu Hause war und die Nächte zubrachte, wo man sie dulden wollte, in der milden Jahreszeit aber Tag und Nacht im Castell (einem Gemäuer aus dem Mittelalter) war, und zu zuweilen in die Häuser ging, wo man ihr nothdürftige Nahrung, auch wohl Kleider gab. Die kleine Domenicuccia, die ich holen sollte, hatte sich schon, da ihre Mutter noch lebte, an diese Fremde gewöhnt, die das Kind auf's Zärtlichste zu lieben scheint. Sie waren immer unzertrennlich. Niemand, auch die Mutter nicht, bekümmerte sich weiter um das Kind, das sich auch um Niemand kümmerte.

Als die Mutter gestorben war, schien das Kind nichts von ihr zu wissen und hing nur leidenschaftlich an der Fremden. Don Benedetto Mari glaubte jedoch das nicht so gehen lassen zu dürfen. Er wollte erst Gewalt brauchen, um das Kind zu sich zu nehmen; wurde aber von den Thränen der Fremden, die noch immer schön ist, obgleich blaß und abgehärmt, und von dem Jammer des Kindes gerührt, und ließ sie beysammen, weil die Kleine noch so jung war, und doch eben nicht schlecht behandelt wurde. Doch zeigte er der Fremden an, daß er der Wittwe unbedeutenden Nachlaß verkauft habe und den Erlös desselben für die Kleine verwalte; daß er in seinem Hause, gleich unten an der Thür ein Zimmer, mit einem guten Bett, mit Speise und Trank, die jede Tag hingbracht würden, für sie und das Kind bestimme; daß er sie beysammen lassen und ihr keinen Zwang auflegen wolle, wenn sie sich täglich mit dem Kinde zum Essen dort einfände, und die Nächte dort zubrächte; daß er ihr aber, wenn sie nicht gehorche, das Kind unerbitterlich entziehen werde.

Die Arme drückte das Kind unter Thränen heftig an die Brust, antwortete nichts, that aber seitdem pünktlich und gewissenhaft, was ihr vorgeschrieben war. Sie hielt sich und das Kind sehr reinlich; ordnete ihr Haar mit großer Sorgfalt; wußte die Kleider, die sie bekamen, geschickt zu verändern und anzupassen; putzte das Kind gern mit Blumen aus; ging aber selbst immer barfuß. Auch gewöhnte sie sich an die Hausgenossen, lief nicht vor ihnen, duldete sie, wie es schien gern um sich, auch wenn sie nähete, was sie mit vieler Geschicklichkeit that; gab aber nie ein Zeichen der Theilnahme und sprach nie in ihrer Gegenwart. Die Kleine aber sagte, wenn sie mit ihr allein wäre, spräche sie viel.

In der guten Jahreszeit bringen sie jedoch die ganzen Tage im Castell zu, wo sie sich einer Grotte im Gemäuer bemächtigt haben, die sie mit Moos und frischem Laube sehr bequem einrichten. Auch ist ein Madonnenbild darin angebracht, das man der Kleinen gegeben hat, und beyde sind schon knieend vor demselben gesehen worden. Bey Bearbeitung des kleinen Feldes im Castell helfen sie mit großen Eifer und haben bereits versprochen, es im künftigen Jahr allein zu thun. Auch pflanzen sie Blumen und Sträucher um ihre Grotte, und sind viel im benachbarten Holze.

In der Grotte traf ich sie an, und meine Erscheinung schien sie gar nicht zu befremden. Kaum sprach ich aber die Ursache derselben aus, um nämlich Menicuccia zu holen, so stieß die Fremde einen durchdringenden Schrey aus; faßte die Kleine gewaltsam in die Arme; rannte pfeilschnell mit ihr fort, sprang mit ihr von einer hohen Mauer hinab und eilte in vollem Lauf in den Wald. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Ich wollte Leute nachsenden, sie holen zu lassen, das gab der Don Benedetto nicht zu; vielmehr erklärte er, es habe Niemand Rechte auf sie; er habe sich ihrer einmal angenommen und werde nicht zulassen, daß man die armen Kinder ferner beunruhige.

Sie könne sich denken mit welcher innigen Theilnahme Louise diesen Bericht anhörte, und wie lebhaft die verlassene Fremde sie interessirte. Sie machte sich gleich am folgenden Tage auf den Weg nach Carsoli; überlegte mit Sorgfalt, wie etwa die Fremde zu behandeln seyn möchte; fand aber dazu eine bessere Anleitung in dem Hause Mari, wo sie besonders mit Menicuccia Mari, Pathe der Tochter ihrer Amme, die sich besonders liebevoll der beyden Einsamen angenommen hatte, sich besprechen und einen Plan verabreden konnte, den sie auch gleich am andern Morgen mit ihr ins Werk zu richten begann.

Diese beyden Mädchen begaben sich nämlich ins Castell, näherten sich der Grotte, stellten sich, als bemerkten sie die Bewohner derselben nicht, und ließen sich in der Nähe, auf einem beschatteten Plätzchen nieder, wo sie sich mit weiblicher Handarbeit und scheinbar gleichgültigen Gesprächen unterhielten. Dieß setzten sie den größten Theil dieses und des folgenden Tages fort. Am dritten Tage erst benutzte die junge Mari den Umstand, daß Menicuccia sich ihnen näherte, sie anzureden, nach ihrer Freundin zu fragen, nach ihren Spielen und Beschäftigungen; hütete sich aber doch, sie wie absichtlich anzuziehen. Später fand sie auch Gelegenheit die Fremde zu grüßen, die sich ihr jedoch nicht näherte. Die Kleine hingegen gewöhnte sich in den folgenden Tagen so vollkommen an die neue Nachbarschaft, daß sie die meiste Zeit bey ihr zubrachte und Louisen lieb gewann, die allerley Spiele mit ihr spielte.

Endlich ging Louise einmal allein auf ihren Posten, da der Mari die lang ausgedehnte Geduldsprobe schon sehr lästig geworden war. Sie hatte ein Körbchen mit Früchten und Blumen am Arm. Die Kleine ward von diesen interessanten Gegenständen mächtig angezogen. Sie führte eine Orange an den Mund, um sie anzubeißen. Das verhinderte aber Louise; bedeutete sie, wie das besser anzufangen sey; schnitt die Schale ein, zog die Streifen ab und reichte ihr die saftige Kugel auf dem sternförmigen Teller der ausgeschnittenen Schale. Das gefiel dem Kinde ungemein. Aufmerksam sah sie der Zurichtung einer zweyten Orange zu, deren Schale, nach zwey Seiten umgebogen, die Frucht zu einem Becher machte, der mit dem ausgepreßten Saft einer dritten Orange gefüllt ward. „Bring Deiner Freundin zu trinken; verschütte aber nichts.“ Die Kleine ging vorsichtig, aber innerlich jubelnd, damit zur Grotte.

Aus den Blumen band Louise einen Kranz und setzte ihn ihr aufs Haupt. Dann mußte die Kleine selbst versuchen einen Kranz zu winden. Darüber ging der Tag hin; Louise mußte versprechen morgen wieder Blumen und Früchte mitzubringen. Das that sie auch. Aber aus den Kränzen sollten lange Blumengehänge werden. Die Blumen reichten nicht. Menicuccia mußte Blumen suchen. Sie entfernte sich aus dem Castell auf eine viertel oder halbe Stunde. Die Fremde trat ängstlich aus der Grotte; blickten nach allen Seiten um, betrachtete Louisen, die es nicht zu bemerken schien, und setzte sich, nicht fern von ihr, auf einen Stein.

Die Kleine kam beladen mit Gras und Blumen aller Art, die sie ohne Wahl ausgerissen hatte, und schütte sie zu Louisens Füßen hin. Diese zeigte nun dem Kinde an, wie es eine Auswahl zu treffen habe; zeigte ihr eine Blume nach der andern, wie sie beschaffen war und sich auszeichnete; hieß sie die gleiche zusammenthun, und nun eine Auswahl zum Binden treffen; gab ihr den Faden; reichte ihr nach und nach Blumen, auch Blätter; wies ihr wie sie anzulegen, wie der Faden anzuziehen sey. Bald war ein Gewinde zu Stande gebracht, mit dem die jubelnde Kleine ausgeschmückt ward. Sie sprang zu ihrer Freundin, die lächelnd zugesehen hatte und sie liebevoll umarmte.

Am folgenden Tage hatte Louise ein seidenes Tuch von vorstechenden Farben angelegt. Das gefiel dem kleinen Mädchen überaus. Sie streichelte die sanfte Seide mit den Händchen und konnte sich an schönen Farben nicht satt sehen. Ich habe Dir auch eins mitgebracht, sagte Louise, und holte ein ganz gleiches aus dem Körbchen. Die Kleine ward damit geschmückt und war außer sich vor Freude. Nun bin ich so wie Du! rief sie aus, und umarmte Louisen stürmisch. Plötzlich aber blieb sie stehen, ernst, wie in Gedanken vertieft, und fragte dann, sich anschmiegend: Hast Du wohl noch eins? Hier ist es! rief Louise schnell, und reichte es ihr. Das Kind ergriff es hastig und lief damit nach der Grotte.

Es verweilte lange; kam aber dann wieder und fragte nach einer Weile: ich bin hungrig. Louise nahm es an die Hand und ging in Mari's Haus, wo es ein Butterbrot erhielt, sich noch ein zweytes geben ließ und damit allein zurückkehrte. Als nach ein Paar Stunden Louise wieder ins Castell ging, erblickte sie schon aus der Ferne die zwey bunten Tücher. Die Kleine und ihre Freundin saßen bey den Blumen und wanden Kränze. Louise näherte sich langsam. Die Fremde reichte ihr lächelnd die Hand entgegen. Sie ergriff sie bewegt, setzte sich zu ihr und umarmte sie. Doch glaubte Louise nicht vorsichtig, nicht schonend genug seyn zu können; sie machte sich daher wieder mit dem Kinde zu thun und mit den Blumen.

Es ging nun von Tag zu Tag immer besser. Die Fremde fehlte nie, blieb aber immer stumm. Daß die Kleine die Blumen genau kennen lernen sollte, mit Liebe und Sorgfalt in dieser Kenntniß unterwiesen ward und doch wenig oder nichts davon behielt, versteht sich von selbst. Um so

aufmerksamer war ihre Freundin dabey, die sich fast ausschließlich damit beschäftigte, Blumen zusammen zu suchen und sie in abgesonderten Haufen zusammen zu legen, wie sie nach dem empfangenen Unterricht zusammen gehören mußten. Louise hatte große Freude daran und fuhr um so eifriger in dieser Unterhaltung fort. Auch war sie nunmehr immer mit Papier und Bleystift versehen; zeichnete vielerley, aber am meisten Blumen, einzeln und in Sträußen.

Die Kleine, der sie einmal ein Geschichtchen erzählt hatte, ich glaube von Blumen, die darin redend auftraten, wollte nun immer nur Geschichten hören, nichts als Geschichten. Louise, der es weit mehr um die Unterhaltung der ältern Freundin zu thun war, benutzte das nie genug zu befriedigende Verlangen der Kleinen, nach Erzählungen aller Art, zu ihren Zwecken, und erzählte ihr was Jener galt, und geschickt berechnet war, ein gramerfülltes Herz sanft zu rühren, Mitleiden für Andere darin zu erwecken oder es, durch gefühlvoll geschilderten, glücklichen Ausgang der Begebenheiten, sanft zu erheitern. Die zartesten Idyllen sprechender Blumen mögen hier gedichtet worden seyn für das tiefste Gefühl und die wehmüthigste Rührung, die jemals in diesen grauen Mauern sich gefunden haben.

Auch ihre Laute brachte Louise mit ins Castell, und begleitete sich zu den zärtlichsten und ihren Zwecken angemessensten Liedern und Gesängen, mit einer Stimme und einer Kunst, die überall selten sind, in Carsoli aber gewiß noch nicht gehört worden waren.

Damit waren nun aber auch alle Wege eingeschlagen, alle Mittel aufgeboten, das verwundete Herz zu beherrschen. Wohl ihm! daß es Louise war, ein verwandtes, mitfühlendes Herz und ein gebildeter Verstand, unter deren Einfluß es kam. Der höher gebildete Mensch hat eine ausgebreitete Theilnahme; das Geliebteste ist ihm nicht durchaus Aller, und ist er fromm, nicht das Höchste; selbst im zerrissenen Herzen bleibt ihm das Höchste, bey dem Verlust des Geliebten, und seiner Theilnahme bleibt noch manches Äußere. Der Ungebildete, oder nur in den äußern Formen des gesellschaftlichen Lebens Gebildete, verliert mit dem Geliebtesten Alles und versinkt in die tiefste Trostlosigkeit, um so tiefer, je lebhafter das Gefühl ist, je unbedingter die Hingebung, je reiner die Gesinnung dabey war.

Aber auch er verlangt eine gleichgeschaffene, gleichfühlende Seele, um noch etwas in der Welt zu haben; um noch an irgend etwas sich anschließen zu können. Hier wurde beyden von der Vorsehung gegeben was sie bedurften. Nur schien eine mehrjährige Gewohnheit, dem Grame mit stummer Verzweiflung nachzuhängen, ein heiteres Aufleben noch auf lange, unbestimmte Zeit hinaus zu setzen. Doch auch hier trat Zufall oder Fügung wohlthätig vermittelnd ein.

Die Fremde ward krank, und blieb es mehrere Wochen lang. Louise war über die Heftigkeit des Fiebers sehr erschrocken; ließ aus der Ferne einen Arzt herkommen, der noch einige Male die Reise machen mußte, Louisen beruhigte und nachher nur im Briefwechsel mit ihr stand. Die größte und angenehmste Hülfe war ihr jedoch die thätige Theilnahme des Hauses Mari, indem alles aufgeboten wurde, was ihr für die Kranke und für sich selbst wünschenswerth seyn konnte.

Louise, die ihr Bett in das Zimmer der Kranken hatte tragen lassen, blieb indessen ihre einzige unmittelbare Wärterin. Sie leitete die kleine Menicuccia zu allen erforderlichen Hülfsleistungen an, und kam bald so weit mit ihr, daß sie nur Nachts zu wachen brauchte und einige Stunden des Tages ruhte, in denen sie der Kleinen die Wartung ihrer Freundin anvertrauen konnte.

Die unausgesetzte zarte und mühevollen Sorgfalt rührte die Kranke aufs tiefste, und so war es denn auch ein Erguß der Dankbarkeit, der ihre Lippe lösete, denn ihr erstes Wort war: liebe, liebe Louise! Diese streichelte ihr gerührt die Wange und sagte: Meine gute - Ach, ich weiß ja nicht wie Du heißt! Chiara! Versetzte leise die Kranke.

Einmal den ersten Schritt überwunden, ward sie nach und nach mittheilender, und da die Genesung ihr fühlbarer ward, schien sie ein neues Leben zu beginnen, in dem Louise der Mittelpunkt war, um den ihre Liebe, ihre Verehrung und Dankbarkeit, ihre Vorstellungen und Wünsche sich drehten. In dieß neue Leben ward aber auch Louise mit hineingezogen. Ihre Freude über den glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen war unaussprechlich. Es war ihr, als habe sie ein Menschenleben gerettet, und mehr als das. Sie liebte Chiaren mit der größten Zärtlichkeit; achtete sie höher, da sie sie näher kennen lernte; ging in ihre Gefühle und Betrachtungen ein; genoß mit ihr das Glück der Theilnahme; jede schien die Andere nach und mit sich zu stimmen, und beyde zu genesen.

Doch that Louise alles, was die zarteste Sorgfalt vermag, ihre Freundin nicht zurückblicken zu lassen; wo möglich durch einen dichten Vorhang alle Vergangenheit von der Gegenwart abzuschneiden. Beschäftigung schien ihr das beste Mittel dazu, und auch Menicuccia mußte ihr dazu nützlich werden. Das Kind ward nämlich ordentlich unterrichtet im Lesen, Schreiben, Zeichnen und mancherley Handarbeit, und Chiara mußte in Louisens Gegenwart, und unter ihrer Leitung, das Kind unterrichten, das doch zu ihrer eigenen Beschäftigung dienen sollte.

War es nun eine zu weit getriebene Vorsicht, oder wirklich für den Zustand der Genesenen nothwendig, genug Louise wolle sie nicht wieder das Castell und die gewohnten Gegenstände, ja nicht einmal die bekannten Personen im Hause Mari sehen lassen. So oft auch Chiara wieder ins Freye zu gehen wünschte und sich nach Luft sehnte, hatte sie Louise immer durch Vorstellung ihrer Schwäche und Versicherung, daß es ihrer Gesundheit höchst nachtheilig seyn würde, davon abzuhalten gewußt.

Eines Tages kündigte sie, ihrem Plane gemäß, der Freundin an, daß sie nun nicht länger da bleiben und zu ihren Eltern zurückkehren müsse. Chiara, im höchsten Grade erschreckt, beschwor sie, unter heißen Thränen, sie nicht zu verlassen. Das will ich ja nicht, entgegnete Louise und schloß sie in die Arme; Du bist mir unaussprechlich lieb und theuer geworden. Aber ich rechnete darauf, da ich meinen Eltern, die mich zurückrufen, gehorchen muß, daß Chiara und Menicuccia mit mir gehen und bey mir bleiben wollen. - Ach gern! gern! rief Chiara, unter Thränen lächelnd, aus: immer, immer bey Dir bleiben! -

Louise bereitete nun mit Sorgfalt ihre Freundin auf alles vor, was ihrer in der nächsten Zukunft wartete und sie nicht überraschen, um so mehr aber beschäftigen und zerstreuen sollte. Sie sprach ihr ausführlich von ihren Eltern, ihrem Hause, ihrem Garten, der Gegend und der Stadt; sie beschrieb ihr den ganzen Weg von Carsoli nach Anagni; sie schilderte ihr die Kutsche, in der sie reisen würden und mußte ihr tausend kleine Details so anziehend machen, daß Jene den Augenblick der Abreise kaum erwarten konnte. Am Tage vor derselben benachrichtigte sie sie noch, wie die Eintheilung der Reise erfordere, daß sie sehr früh, noch vor Tage, aufbrächen, daher also ihr kleines Gepäck noch am Abend ordnen und zeitig aufstehen müßten. So geschah es auch; und Louise hatte die Beruhigung, daß kein bekannter Gegenstand ihre Freundin an eine nahe oder schmerzliche Vergangenheit erinnerte.

Nach diesem Anfange läßt sich die Aufmerksamkeit und Sorgfalt denken, mit der Chiaras Behandlung fortgesetzt wurde. Louise theilte bald nachher mit ihr das ehrwürdige Geschäft der Haushaltung, weil sie ununterbrochene Beschäftigung für das wesentlichste Hülfsmittel der Gemüthsruhe hält, weil gerade diese den Vorzug vor jeder andern Beschäftigung hat, daß man nicht müde werden und sie nicht unterbrechen darf; daß der Erfolg jeder Bemühung sogleich vor Augen liegt; daß sie ihren Lohn in dem schönen Bewußtseyn findet, unmittelbar für alle diejenigen zu arbeiten, die uns zunächst umgeben; die nothdürftigsten täglichen Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Kreises unserer Angehörigen zu befriedigen. Diese Wirksamkeit ist aber in dem Hause Giannuzzi sehr ausgedehnt, und erfordert, nächst einer gewissen Vorhersehung für die Nothdurft des ganzen Jahres, eine angestrenzte Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart, die nur die Hausfrau selbst genau kennt, und die bey unvorhersehenden Fällen erst auffallend werden kann.

Dadurch ward aber auch, in den Stunden der Muße, jede geistreiche Beschäftigung, gewählte Lectüre, Cultur der Talente, Musik, Zeichnen u.s.w. eine wahre Erholung, ein Lohn der Arbeit, und auf den reizenden Spaziergängen in dieser schönen Gegend, die vertrauliche Unterhaltung beyder Freundinnen Jeder von ihnen der höchste Lebensgenuß. Dennoch aber befragten sie sich einander nie um die Vergangenheit. Jede schien für die Andere eine zarte Schonung zu haben, die ihr nicht erlaubte die schmerzliche Seite ihrer Freundin zu berühren.

Fremde, wie ich wohl bemerkt habe, übersahen sie Vortrefflichkeit der beyden Mädchen, oder vermochten sie in kurzer Zeit nicht wahrzunehmen, und huldigten bloß ihre außerordentliche Schönheit; ich aber, der ich sie bey Monate langem Aufenthalte in Anagni genauer kennen lernte, habe nie eine größere Liebenswürdigkeit, nie eine hinreißendere Macht der Weiblichkeit gekannt, als die dieser beyden Freundinnen. Besonders erinnerte mich Chiara durch Gestalt und Gesicht, durch Ausdruck, Ton der Stimme, durch Alles, bis auf den Namen Chiara, an ein himmlisches Weib, dessen Verlust mir die Ruhe der Seele für immer geraubt hat.

Hier schwieg mein Begleiter, tief bewegt, und bald langten wir in Ermenonville an. - Aus den tiefen Schatten des schönen Waldes schlug ich einen Fußsteig ein, der uns an den malerisch umgebenen Wasserspiegel führte, der hier der große See heißt. Ich lösete einen, dort immer bereit stehenden, Nachen vom Ufer, und gemächlich rudern durchschnitten wir die Fluthen. Am jenseitigen Ufer legten wir uns auf den weichen Rasen, unter einer großen Platane, die auf einem Hügel eine reizende Aussicht beherrscht und ihre Äste weit nach allen Seiten verbreitet. Der Marchese fuhr in seiner Erzählung fort:

Es war im May dieses Jahres, als ich an einem der schönsten warmen Abende mit Louisen, auf der Terrasse des Gartens, unter der großen Castanie saß, die Sie kennen müssen. Wir waren allein. Chiara war lange der Gegenstand unsers Gespräches gewesen. Louise breitete sich mit inniger Wärme über die schöne Seele ihrer Freundin aus, und war unerschöpflich in Schilderung der interessantesten kleinen Züge derselben, die sie mit vieler Feinheit beobachtet hatte. Nach und nach nahm das Gespräch eine andere Wendung. Ich brachte sie unvermerkt auf ihr eigenes Leben, auf frühere Zeiten, in denen ich sie selbst als Kind gekannt hatte, und erleichterte endlich auch mich selbst in vertraulicher Mittheilung. Der tief eingewurzelte Gram meines Lebens fand in ihrem schönen Herzen nicht bloß die zarteste Theilnahme, sondern auch, mit Hülfe wunderbarer Fügung, die höchste Wohlthat, die ein wundes Menschenherz beseligen kann. Ich will Ihnen die Thatsache mit dünnen Worten aufzählen und Sie mit dem Ausdruck meiner Empfindungen verschonen.

Ich war auf Schulen von meinem Vater sehr streng und eingezogen gehalten worden. Um so größere Freyheit genoß ich gleich darauf, als er mich auf die deutsche Universität Y- schickte, wo mein Hofmeister sich fast gar nicht um mich bekümmerte. Ich glaubte hier in die große Welt einzutreten und genoß ihre Freuden mit Wonne. Der Name und der Reichthum meines Vaters öffnete mir die Thüren. Ich war ein guter Tänzer, Reiter, Fechter; ich fand meine Eitelkeit überall geschmeichelt; hatte im ersten Jahre unaufhörliche Händel auszufechten und trieb die Anmaßung aufs Höchste.

Ich wollte allein glänzen in meiner Welt, und hatte den Verdruß, daß ein älterer Studiengenosse mir darin den Rang ablief. Er hatte den Glanz des Verdienstes und allgemeiner Achtung, den ich mir nicht zu erwerben wußte. Ich war klein genug ihn zu beneiden, mich an ihm zu reiben und Händel mit ihm zu suchen. Sein wahrhaft edelmüthiges Betragen, auch gegen mich, brachte mich zur Besonnenheit. Wir wurden die wärmsten Freunde. Ich hatte keinen andern Umgang mehr; ich lebte nur mit und in ihm, und was nur immer Gutes an mir seyn mag, glaube ich dieser glühenden Jugend-Freundschaft schuldig zu seyn.

An meinem Freunde war Alles ungewöhnlich und anziehend. Er war ein Deutscher von Geburt, aber in Ostindien erzogen. Seine ganze Geistesrichtung hatte etwas Fremdes. Selbst in der Äußerung des täglichen Lebens war er ernst, warm und innig. Er war ein sehr schöner Mann, vom edelsten Anstande, geistreich in Allem, und wahr, tüchtig, klar und einfach. Seinem hellen Geiste glich aber auch sein Körper an seltener Kraft und noch seltener Gewandtheit und Leichtigkeit. Ich habe nie einen vollkommenern Mann gesehen.

Da man uns nun unzertrennlich beysammen sah, und wir alles gemeinschaftlich hatten, selbst in allen Neigungen uns begegneten, so konnte es auch nicht auffallen, daß wir die Neigung für ein und dasselbe liebenswürdige Mädchen theilten. Clärchen war das vollkommenste Geschöpf ihrer Art, und ihr Umgang hatte einen unwiderstehlichen Zauber. Ihre Mutter vergönnte uns gern den täglichen Zutritt zu ihrem Hause, und nach wohlbenutztem Tage brachten wir jeden Abend bey ihr zu und hatten keinen andern Umgang mehr. So ward auch Clärchen bald auf den unsrigen allein beschränkt, da das Heer ihrer Anbeter uns zu wohl im Hause eingebürgert fand, um es uns nicht allein zu überlassen. Diese Abende gehören zu den schönsten meines Lebens und werden mir bis ans Ende unvergeßlich bleiben.

Wie es dann aber so zu gehen pflegt - ich wurde mir nach und nach eigennützigerer Gesinnungen für Clärchen bewußt. Ich liebte sie leidenschaftlich, und hatte, bey einiger Selbstprüfung, den Schmerz, mir eingestehen zu müssen, daß die Liebe zu ihr meine Freundschaft merklich beeinträchtigte. Ich mußte nämlich bey meinem Freunde dieselbe Gesinnung für Clärchen voraussetzen. Ich hatte ihn scharf beobachtet. Eben durch diese Beobachtung hörte ich auf so eins mit ihm zu seyn, wie bisher. Die Sehnsucht nach Clärchens Besitzt war nach und nach herrschend in mir geworden, und mein Freund schien allein dem Glück meines Lebens im Wege zu stehen.

Ich hätte nur Clärchen fragen können, um den Knoten zu durchschneiden; aber das war mir unmöglich. Immer war ich doch mit so starken Banden der Achtung an meinen Freund gefesselt, daß sein edles Herz zu kränken mir ein unausstehlicher Gedanke war. Bey alle dem blieb es mir immer räthselhaft, ich mochte Clärchen beobachten so viel ich wollte, für welchen von uns sie sich entscheiden würde.

Mich meinem Freunde zu erklären, war mir eben so unmöglich; denn seinem Glücke im Wege zu stehen, war mir ein eben so unerträglicher Gedanke, als der Geliebten zu entsagen, und ich fürchtete, bey einer Erklärung meiner Seits, seine Großmuth, die mich über ihn selbst im Dunkeln ließe, oder durch seine Entsagung meinem Glücke die Reinheit des Bewußtseyns raubte. Ich war nun nicht mehr unbefangen, weder mit dem Freunde, noch mit der Geliebten, und mein Glück und meine Ruhe waren dahin.

Doch gewann ich, nach nicht geringem Kampfe mit mir selbst, so viel über mich, meine Leidenschaft, oder doch ihre Ausbrüche, zu unterdrücken; mich durch noch angestrengtene Studien von dieser Seite zu zerstreuen; mit meinem Freunde mich noch ausschließlicher an Unterhaltung über wissenschaftliche Gegenstände zu halten, und die Entscheidung der großen Frage der Fügung zu überlassen. Dabey begleitete ich meinen Freund nicht mehr durchaus jeden Abend zu Clärchen, und verhandelte auch in ihrer Gegenwart meistens wissenschaftliche Dinge, was mir nach und nach eine Art Gewohnheit ward.

Nach vier Jahren eifrigst fortgesetzter Studien auf der Universität berief mich mein Vater zu sich in die Residenz. Darauf war ich nicht gefaßt, obgleich es vorher zu sehen war. Mir war, als sollte ich das Glück meines Lebens verlieren. Ich besprach mich mit dem Freunde und der Geliebten. Ihre überaus liebevolle Theilnahme erwärmte mich mehr als jemals; ich ward wieder der unbefangene Dritte in dem engen alten Vereine.

Mit meinem Freunde besprach ich mich ausführlich über meinen Studienplan, und fand zu unser aller Freude, daß ich noch ein Jahr, wenigstens ein halbes, auf der Universität unmöglich entbehren konnte. Diesem Wunsche gab auch mein Vater nach; doch behielt er mich während der Ferien in der Residenz.

Hier umgab mich der Glanz der großen Welt. Ich prüfte mich, und fand zu meinem großen Erstaunen, daß ich nicht mehr zu glänzen wünschte. Ich schloß daraus, daß ich die ersten jugendlichen Thorheiten abgelegt hätte und nicht mehr eitel sey. Mein Vater war verwundert über die Lebhaftigkeit meines Verlangens, nach der Universität zurück zu kehren. Ich ließ ihn davon denken, was er mochte; doch täuschte ich mich selbst keinesweges über die Motive. Meine Leidenschaft für Clärchen beherrschte mich ganz.

Als ich bey ihr eintraf, empfing sie mich wehmüthig mit der Nachricht: mein Freund sey vor wenig Tagen abgereiset, und zwar nach Ostindien, wohin er, sie wisse nicht von wem, berufen worden. Er hoffe, nach Jahresfrist zurück zu kehren, und dann bey uns dieselbe warme Theilnahme wieder zu finden.. Der Verlust dieses edeln Freundes schmerzte tief; von Tage zu Tage empfand ich immer mehr, wie unentbehrlich er mir war. Doch auch daran gewöhnte ich mich nach und nach, und schloß mich nur um so inniger an Clärchen an.

Mit jedem Tage ward sie mir lieber; mit jedem Tage erwarb sie meine Achtung in höherem Grade; mit jedem Tage glaubte ich mich mehr von ihrer Neigung zu mir zu überzeugen. Endlich entdeckte ich diese Angelegenheit meinem Vater, suchte ihn zu überzeugen, daß ich ohne die Geliebte nicht leben könne, und bat ihn um seine Einwilligung zur Verbindung mit ihr. Die Antwort meines Vaters blieb lange aus. Endlich schrieb er mir: Ich habe mich nach dem Mädchen erkundigt; sie ist nicht unseres Standes, aber sie ist unbescholtenen Wandels und gut erzogen. Ich kann daher nichts gegen Deine Wahl haben. Du mußt selbst wissen, was Du zu thun hast; mußt so wählen, daß es Dich nicht gereue; und sollst Du geirrt haben, so viel Muth und Männlichkeit besitzen, weder ganz unglücklich zu werden, noch unglücklich zu machen.

Clärchen war tief bewegt, als ich erst, mit der Einwilligung meines Vaters, um sie anhielt. Sie hatte mich längst geliebt. Eine Krankheit während meiner Abwesenheit, in der mein Freund ihr Arzt gewesen war, verrieth dem scharfsichtigen Mädchen eine heftige Neigung des Freundes zu ihr, die sie nicht theilen konnte. Er reisete ab und ließ ihr die peinliche Empfindung, ihn nicht glücklich machen zu können. Mich betrübte diese Mittheilung auf's Tiefste.

Nach meines Vaters Wunsche erhielt ich eine ausgezeichnete Anstellung, und bald darauf ward Clärchen meine Gattin. Das erste Jahr unserer Ehe war das glücklichste meines Lebens. Im zweyten Jahr ward Clärchen kränklich; gegen das Ende desselben ward mein Sohn Pedro geboren. In dem darauf folgenden Jahre riethen die Ärzte meiner Gattin den Aufenthalt in einem südlichen Clima an. Ich führte sie nach Toscana, wo meine Tochter geboren ward, die Mutter aber bald nach ihrer Geburt verlor. Ich glaubte, sie nicht überleben zu können, und war nahe daran, in den Zustand der tiefsten Trostlosigkeit zu versinken. In dieser Zeit erfuhr ich auch den Tod meines Vaters. Ich lernte damals die Macht des Schmerzes kennen, und wie viel der Mensch ertragen kann.

Ich hatte Verwandte in Toscana; Personen von Ehre und Gewissenhaftigkeit. Diesen vertraute ich meine Kinder an, und ging sodann, nachdem ich meinen letzten Willen bey Gericht niedergelegt hatte, französische Kriegsdienste zu nehmen, und folgte der Expedition Bonaparte's nach Egypten.

In dem Getümmel des grausamsten Krieges hatte ich von Zeit zu Zeit Augenblicke der Stille und Besonnenheit. In solchen Augenblicken machte ich mir bittere Vorwürfe über die allzugeringsorgfalt, die ich für meine Kinder, für ihre Erziehung, für ihre Zukunft gehabt hatte. Das lebhaftel Verlangen, dieß Unrecht wieder gut zu machen und meine heiligste Pflicht in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, erzeugte den Wunsch in mir, fortzuleben und wieder nach Toscana zurück zu kehren, aber es war damals auch das einzige Motiv dieses Wunsches.

Meine Kinder hatten ein sehr großes Vermögen von mir zu erben. Dieß war freylich ein äußeres Mittel zu Verschönerung ihres Lebens. Was konnte es ihnen aber helfen, wenn ihnen die Erziehung fehlte, die ihnen allein die innern Mittel geben konnten, ihrem Daseyn den möglichsten Werth zu geben! Dieses konnte sogar durch den Reichthum verhindert werden. Ich schrieb deßhalb dringende und ausführliche Briefe von Cairo aus nach Toscana; versprach nach beendigtem Feldzuge, wenn ich mit dem Leben davon käme, zurück zu kehren; erhielt aber nie eine Antwort. Wie unglücklich mich dieß letztere machte, ist nicht zu beschreiben; zumal da ich mit Bonaparte nach Europa zurückgekehrt war, meiner Wunden wegen aber, die sich auf der Reise sehr verschlimmert hatten, und mir eine lebensgefährliche Krankheit zuzogen, in Marseille liegen bleiben mußte, unaufhörlich Brief nach Toscana diktirte und immer keine Antwort erhielt. Auch diese peinlichste Unruhe überlebte ich.

Halb genesen trat ich die Reise nach Toscana an; aber welche Schrecken erwarteten mich hier! Das ganze Städtchen war öde geworden durch eine ansteckende Krankheit, die den größten Theil der Einwohner hingerafft hatte. Das Schloß meiner Verwandten war verfallen, eine menschenleere Ruine geworden. Man sagte mir, die ganze Familie sey ausgestorben. Ich forschte nach Verzeichnissen der Begrabenen; meine Kinder waren nicht darin; im Orte aber auch keine Spur von ihnen aufzutreiben.

Ich eilte nach Florenz und bot Alles auf, Nachrichten über die Familie und meine Kinder einzuziehen. Man war mir von allen Seiten behülflich und brachte endlich so viel heraus, daß eine frühere Amme im Hause, die die drey jüngsten Kinder zärtlich liebte, bey dem Ausbruche der Krankheit, mit Bewilligung der Eltern, auch aus Vorsicht mit den noch nicht erkrankten Kindern entfernt habe. Nach mehreren Jahren habe sich der jüngste Sohn des Hauses gemeldet, um sein väterliches Erbe in Anspruch und in Empfang zu nehmen und die gültigsten Beweise beygebracht, daß er der einzige übriggebliebene Erbe sey. Er habe darauf Anordnungen auf seinen Gütern in Toscana getroffen, sey sodann verreiset und nie wiedergekehrt.

Das war alles, was durch die angestrengtesten Bemühungen und Nachforschungen zu erlangen war. Es war möglich, daß meine Kinder noch lebten; aber ungewiß, wo und wie sie lebten, unerforschlich. Meine Verzweiflung läßt sich denken; dennoch blieb ich nicht bloß am Leben; ich genas auch noch unter jedem milden Himmel.

Seitdem irre ich in dem schmalen, meerumgebenen Lande umher, im Gebirge und auf den Ebenen, durchsuche Hütten und Paläste, belästige alle Behörden zudringlich mit Nachforschungen, sende Boten nach allen Gegenden aus, lebe nur, um meine Kinder zu suchen und sie nicht zu finden. Gram und Kummer sind mein täglich Brot; getäuschte Erwartung und bittere Vorwürfe, die ich mir selbst mache, schlagen meinem Herzen unaufhörlich neue Wunden; Clärchens Bild in ihm hindert es am Verbluten, und eine Sehnsucht, die mir oft thörigt genug ein Schimmer von Hoffnung scheint, macht mir aus Leben und Forschen eine traurige Pflicht.

Louise fragte mich nicht ohne Ängstlichkeit; wie meine Verwandte in Toscana geheißen hätten? Graf Lacerta, antwortete ich. Tief bewegt faltete sie die Hände, und blickte mit Innigkeit gen Himmel. Dieß Betragen setzte mich in Erstaunen und machte mich neugierig. Ich bat sie anfänglich um eine Erklärung desselben, aber sie war im Nachsinnen versunken und schien mich nicht zu hören. Meine Unruhe stieg immer höher, und ich flehete sie an, mir zu sagen, ob sie von meinen Kindern etwas wisse? ob meine Erzählung sie auf Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen bringe?

Allerdings, sagte sie, aber auch nur Vermuthungen; durchaus nichts Gewisses, und schwieg dann. Hier ergriff mich eine Ahnung: Um Gottes willen! rief ich heftig aus: Ist Chiara meine Tochter?

Ich weiß es nicht, antwortete sie, aber ich vermüthe es, vielleicht nur, weil ich es wünsche. Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, Ihnen meine Mittheilung über das, was ich in Erfahrung gebracht, zu machen. Ihre Heftigkeit läßt mich für Sie und meine Freundin fürchten. Es sind nur Muthmaßungen, wie ich Ihnen sage, und Chiara darf durchaus nicht an vergangene Zeiten erinnert, nach nichts gefragt werden. Sie müssen sie ohne meine Zustimmung durchaus nicht sprechen; versprechen Sie mir das?

Ich versprach alles, was sie nur wollte, und sie theilte mir darauf mit, sie habe während Chiarens Krankheit an dem goldenem Halsbande, das sie trage, eine Inschrift gefunden, in welcher der Name Antonio Lacerta vorkomme.

Da ich nun, fuhr sie fort, aus dem Hause Mari wußte, daß sie einst mit ihrem Geliebten, auf der Straße von Rom her, hier eingetroffen war, glaubte ich, man müsse in Rom Nachrichten von ihm einziehen können. Ich bat daher meinen Vater dringend, Alles aufzubieten, um etwas Bestimmtes über Antonio Lacerta zu erfahren. Alle schriftlichen Erkundigungen brachten nichts heraus. Mein Vater reisete darauf selbst nach Rom, erfuhr auch wirklich, daß ein junger Graf Lacerta aus Toscana dort gelebt habe, aber schon lange nicht mehr dort gesehen worden sey. Nun ward nach Toscana geschrieben, aber auch dort wußte man schon lange nichts von ihm.

Wir glaubten nunmehr alle Hoffnung, unsere Absicht zu erreichen, aufgeben zu müssen. Aber unser Freund Luigi Campovecchio aus Ferentino erbot sich, nach Rom zu reisen, nochmals Erkundigungen einzuziehen, und zwar bey Geistlichen, unter denen er dort vertraute Freunde hat. Lange blieben seinen Bemühungen fruchtlos. Endlich erfuhr er: Der junge Graf Lacerta sey im Gebirge ermordet worden; ein Bediente desselben, der zugegen gewesen, und Schiavone heiße, sey jetzt Lohnbediente in Rom; mehr konnte oder wollte man ihm nicht sagen; vielleicht, weil alles, was man weiter wußte, ein unverbrüchliches Beichtgeheimniß war.

Don Luigi wußte jedoch den Schiavone in seinen Dienst zu bekommen, und suchte mit Vorsicht etwas von ihm heraus zu bekommen, was lange nicht gelingen wollte. Als er ihm aber sagte, er wisse längst, daß der Graf im Gebirge ermordet worden; dieser sey gar nicht der Gegenstand seiner Neugierde; er wünsche nur zu wissen, wer das junge Frauenzimmer gewesen, das ihn begleitet habe; verstand sich der Bediente, ihm zu sagen: Es war die junge Gemahlin des Grafen, ihm erst in der Stille wenige Tage vor der Abreise angetraut. Der Graf habe aber eine Mißheyrath gethan und die Tochter einer Obst- und Wild-Verkäuferin geheyrathet.

Mit vieler Mühe gelang es endlich Don Luigi, von seinem Bedienten, der ihm nach und nach verdächtig geworden war, von der Ermordung des Grafen und der Veranlassung dazu, Folgendes zu erfahren: Die Geliebte des Grafen war auch von andern Männern bemerkt und ihrer Schönheit wegen ausgezeichnet worden; besonders aber von einem Ultramontano, dessen Namen Schiavone vergessen zu haben vorgab. Dieser verfolgte den Grafen und bewarb sich um dessen Geliebte mit der größten Hartnäckigkeit. Der Graf zog heimlich in ein anderes Stadtviertel, ließ sich trauen, und reisete ein Paar Tage darauf ab.

Seine Absicht war, auf seine Güter nach Toscana zu ziehen. Doch ließ sich vermüthen, daß er auf dem Wege dahin von seinem Nebenbuhler verfolgt werden würde, der bereits die veränderte Wohnung des Grafen ausgespürt hatte. Diesen irre zu führen, schlug er den Weg nach Tivoli und von da in's Gebirge ein. Bey Vicovaro theilt sich der Weg; die Heerstraße geht rechts nach Arsoli; links führt ein kleiner Weg über eine Ebene nach Carsoli.

In diesem letzten Städtchen blieb der Graf die Nacht, ließ die Gräfin dort, und wollte sich in Arsoli unter seinem Namen zeigen, um jeden Verfolger über den eingeschlagenen Weg zu

täuschen, und auf einem Umwege die Gräfin in Carsoli abholen, um sodann mit ihr durch's Gebirge nordwärts nach Terni, und so auf den Weg nach Toscana zu gelangen. Aber noch ehe wir nach Carsoli kamen, wurden wir von Bewaffneten angegriffen, die den Grafen niederschossen und davon sprengten, ehe noch an eine Vertheidigung zu denken war. Ich eilte nach Carsoli zurück, suchte die Gräfin zwey Tage lang, konnte sie aber nicht finden; sie war entführt worden; ich habe nie mehr von ihr gehört.

Es lag etwas in der Erzählung dieses Menschen und in seinem Wesen, das Verdacht erregte. Don Luigi, um mehr von ihm zu erfahren, oder ihn zur Verantwortung zu ziehen, wenn sie sein Verdacht bestätigte, gebot ihm zu Hause zu bleiben, bis es zurück käme, und holte sich ein Paar Sbirren, die ihn zum Gefangenen machen sollten. Schiavone war aber schlau genug gewesen, auch seiner Seits Verdacht zu schöpfen, hatte sich unsichtbar gemacht und ward nie wieder aufgefunden.

Nun, Marchese, fuhr Louise fort, halten Sie es nicht für sehr wahrscheinlich, daß die Obst- und Wild-Verkäuferin Chiarens Amme ist, die dem Mädchen keine bessere Versorgung geben konnte, als sie mit dem geretteten Antonio Lacerta zu verheyrathen, der durch ihre Anleitung in den Besitz seines Erbes gekommen war? daß man sie für Chiarens Mutter hielt, finde ich auch ganz natürlich.

Ich hatte kaum mehr einen Zweifel, und bejammerte nur das Unglück, daß man so eifrig und unklug nach dem Grafen, und nie nach dessen vermeintlicher Schwiegermutter geforscht hatte, die über Alles Auskunft gegeben hätte. Ich war in einer Spannung, die sich kaum denken, viel weniger schildern läßt. Der Gram so langer Jahre hatte mich nicht tödten können; die ungewohnte grenzenlose Freude drohte es zu thun; ich war auf's Heftigste angegriffen.

Louise bot Alles auf, was die Theilnahme ihrer schönen Seele ihr eingab, mich, so viel es möglich war, zu beruhigen. Daß ich Chiaren unter diesen Umständen spräche, konnte sie eben so wenig zugeben, als sie mir ihren Anblick entziehen mochte. Es ward verabredet, daß ich sie bey der Abendtafel sehe, aber mich nicht verrathen dürfe. Louise verließ mich, um ihre Eltern zu sprechen. Unwillkührlich fiel ich unter dem Baume auf die Kniee, und mein ganzes Wesen lösete sich in dem heißesten Dankgebete auf. Da spendete mir der Sternenhimmel die unendliche Wohlthat der Thränen.

Ich fühlte mich erleichtert; das Gefühl beruhigte sich nach und nach an der Befriedigung, und der Gedanke trat wieder in seine Rechte; das beste that der Entschluß, der feste Wille besonnen zu seyn - so konnte ich mich mit einer gewissen heitern Fassung dem Cavaliere folgen, der mich zum Essen abholte. Er und seine Tochter nahmen mich in die Mitte; Chiara saß mir gegenüber. Bey ihrem Anblick drohte das Gefühl einen Augenblick mich zu überwältigen; es gelang mir doch, jeden Ausbruch zu unterdrücken; Louise betrachtete mich scharf, und sagte mir gerührt und leise: welcher Selbstbeherrschung ist doch ein Vaterherz fähig! ich danke Ihnen für die Beruhigung, die es mir gewährt. - Sie unterhielt mich während der Tafel angelegentlich; so that auch der Cavaliere; ich hatte aber kein Ohr, ich war ganz Auge, und konnte es nicht abwenden von dem geliebten Mädchen, in dem ich meine unvergeßliche Gattin erblickte. -

Unmittelbar nach der Tafel sah ich Louise sich mit ihrer Mutter erbst besprechen. Ich trat zu ihnen und erklärte, ich wolle morgen in aller Frühe nach Rom abreisen und noch besser unterrichtet, oder doch beruhigter, zurückkehren; Louise möge unterdessen meine Tochter vorbereiten. Gott gebe, daß sie es wirklich sey! rief die Mutter aus; Louise aber freute sich meines Entschlusses, da sie mir dasselbe hatte vorschlagen wollen. Aber, setzte sie hinzu: wollen Sie nicht Don Luigi zu Rathe ziehen? - So geschah es denn auch. Nach einer schlaflosen Nacht, in der ich meinen Reitknecht geweckt und die Pferde satteln lassen, begann so eben die Morgenröthe den östlichen Horizont zu erhellen, als ich an die Thür des Architekten Campovecchio in Ferentino anklopfte.

Dieser redliche und thätige Freund der Familie Giannuzzi hatte im Stillen seine Nachforschungen nach dem verdächtigen Schiavone vergeblich fortgesetzt. Dieser Mensch, sagte ich ihm, hilft uns eben so wenig als alle Auskunft über den ermordeten Grafen. Die Obst- und Wild-Verkäuferin muß der alleinige Gegenstand unserer Nachforschungen seyn. Ganz wohl! erwiderte er: wir wissen aber ihren Namen nicht. Wie sollen wir unter der Menge Weiber, die auf allen Plätzen der weiten Stadt Obst und Wild feil bieten, gerade die ausfinden, zumal wenn sie dieß Gewerbe nicht mehr fortsetzt, oder nicht mehr in Rom oder gar schon gestorben ist? Der Name des

Grafen ist der einzige, den wir kennen; ich habe bereits mehrere Personen getroffen, die ihn kannten; diesen Weg müssen wir einschlagen, um jener Person auf die Spur zu kommen.

Er hatte ganz recht. Ich stimmte ihm bey und wir verabredeten, daß er seine Erkundigungen durch seine befreundeten Geistlichen, ich die meinigen bey meinen zahlreichen Bekannten in Rom anstellen solle. Auf dem Wege dahin erwarb ich mir seine warme Theilnahme durch die Entdeckung der engen Beziehung, in der ich zu der gesuchten Person stand, die mir bestätigen sollte, daß Clara meine Tochter sey, und von der ich auch Nachricht von meinem Sohne erwartete.

In dem früher polizeylosen Rom machten wir lange keine Fortschritte. Denn obwohl jetzt französische Polizey in ihren ehrwürdigen Mauern zu herrschen begann, so wurden dieser alle Nachforschungen, durch den Haß Römer aufs Äußerste erschwert. Auf den Rath Campovecchias vermieden wir auch sorgfältig alle Beziehung mit der französischen Polizey; denn, sagte er, wen die sucht, der wird von ganz Rom versteckt und begünstigt, und wer mit ihr sich gut zu stehen scheint, wird unfehlbar behindert, belästigt und feindselig behandelt.

Nach mannichfaltige vergeblichen Versuchen und irre geleiteten Bemühungen brachte Don Luigi endlich in Erfahrung; vor wenig Jahren sey jenseits der Tiber eine Wittve gestorben, die zwey fremde Kinder erzogen, in ihrem Testamente aber die Herzogin C.. zur Erbin eingesetzt habe.

Die alte Herzogin, die ich alsdann besuchte, sagte mir, mit dem Testamente habe es seine Richtigkeit; die Wittve aber sey noch am Leben, die Schwägerin ihres alten Gärtners, und heiße Leonore Quaglia. Aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit habe sie, ihr zu Gunsten, ein Testament, während einer Krankheit gemacht, sey aber wieder genesen.

Die Herzogin war übrigens, wie ich merkte, besorgt um die Sicherheit ihres Schützlinges, und fragte mich, weshalb ich die gute Frau suche? Um ihr zu danken und wichtige Dienste zu lohnen, erwiderte ich der Herzogin, denn ich mußte sie vor allem beruhigen und dadurch mögliche Hindernisse beseitigen. Ich erzählte ihr sodann alles, was sich auf meine Kinder und deren Retterin bezog, ohne jedoch des lieben Mädchens in Anagni Erwähnung zu thun und fragte: ob nun wohl Madonna Leonora die Amme meiner Tochter sey, und mir über meine Kinder Auskunft geben könne?

Die Ängstlichkeit der alten Dame nahm immer mehr zu und versetzte mich, durch böse Ahnungen, in die größte Unruhe. Doch sah ich wohl ein, daß nicht heraus zu bringen seyn würde, wenn ich nicht jedes Gefühl unterdrückte. Ich unterhielt mich lange mit der Herzogin fast gleichgültig; sie glaubte sodann, daß es mir weniger um die Kinder selbst, als aus Familienrücksichten um Nachricht von ihrem Daseyn zu thun sey, und so gelang es mir endlich, nach vielen captieusen Fragen, Folgendes zu erfahren:

Leonora, eine Römerin, im Dienste der Familie der Herzogin aufgewachsen, nach Toscana verheyrathet und dort Wittve geworden, war mit jenen drey Kindern, mit Bewilligung des Grafen und der Gräfin Lacerta, nach Florenz gezogen, um dort den Ausgang jener ansteckenden Krankheit abzuwarten. Schneller als man es hätte glauben können, ward die ganze Familie ein Opfer derselben, und Leonore ohne Rathgeber und eigene Beurtheilung, glaubte sich gänzlich verlassen und fürchtete sich, bey dem Vorurtheile des römischen Volkes gegen die Toscaner, sich irgend Jemand zu vertrauen. Sie benutze daher eine passende Gelegenheit, nach Rom zurück zu kehren, zu ihrer damals noch lebenden Schwester, und behielt die drey Kinder, die sie zärtlich liebte, bey sich. Die Herzogin war damals in Madrid, wo ihr Gemahl Gesandte war und schon seit mehreren Jahren lebte.

Von der Schwester, der Gärtner-Frau, ward die arme Louise mit drey Kinder sehr schlecht aufgenommen. Sie hatte noch ein Paar Hundert Scudi von dem Gelde, das man ihr einstweilen zu Verpflegung der Kinder mitgegeben hatte, übrig. Dieser Anblick besänftigte zwar die Schwester, doch mußte sie versprechen, davon ein Kostgeld für die beyden Knaben zu zahlen, und wenn es ausgegangen seyn würde, sie irgend wo unterzubringen. Die kleine Chiara, deren Amme sie gewesen war, hatte sie für eigenes Kind ausgegeben. Mit den beyden Knaben war dieß nicht möglich.

Nach einiger Zeit sah die beängstigte Leonore dem Ende der Scudi entgegen und vertraute sich ihrem Beichtvater. Dieser rieth ihr, den kleinen Grafen zu behalten, und ihn, wenn er herangewachsen, mit seinem Namen bekannt zu machen, wo er alsdann sein väterliches Erbe in Anspruch nehmen könne; die andern beyden Kinder solle sie aber, meynete er, im Waysenhouse

unterbringen, da ihr ja die Eltern derselben völlig unbekannt seyen. Hiezu konnte sich jedoch Leonore nie entschließen.

Sie erwarb sich einen dürftigen Unterhalt, oder bezahlte vielmehr ihre Wohnung und Nahrung und die nothwendigsten Bedürfnisse, indem sie das Obst aus dem Garten, die Krammetsvögel und Drosseln, die ihr Schwager in müßigen Stunden erlegte, feil bot. Sie hatte ihren Stand gegenüber der Rotunde, oder dem Pantheon; neben einem Madonnenbilde saß sie hinter einem Tischchen, worauf das Geflügel ausgelegt war; daneben standen ihre Obstkörbe; sie strickte dabey fleißig, und meistens waren Chiara und Antonio bey ihr.

Pedro, Chiara's Bruder, aber trieb sich sonst wo herum, oder sah dem Gärtner zu, wenn er arbeitete oder Vögel schoß. Antonio hatte von je her die zärtlichste Neigung für Chiara und verließ sie nie. Indessen wurde die Sorge der armen Frau um die Kinder immer peinlicher, da ihre Schwester von Tage zu Tage immer lebhafter in sie drang, sie von sich zu geben, oder sammt den Kindern das Haus zu räumen.

In dieser Noth saß sie eines Morgens, in trübe Gedanken vertieft, hinter ihrem Tischchen und strickte, während die beyden Kinder auf dem Straßenpflaster spielten, als ein alter Bekannter und Kunde, ein deutscher Maler, bey ihr verweilte, um wie gewöhnlich seyn Frühstück bey ihr einzukaufen, und fragte, ob die Krammetsvögel heute geschossen seyen? Allerdings antwortete sie. Sie sehen mir doch nicht so aus, bemerkte Jener; sind sie wirklich von heute? Nein, entgegnete sie: im Angesichte Madonna's darf ich keine Lüge sagen; hier sind andere, die wirklich von heute sind.

Der Maler ließ sich hierauf in ein Gespräch mit ihr ein; rief die Kinder zu sich und tadelte die Frau, daß sie die Kinder so ohne alle Unterweisung aufwachsen ließe. Leonore gestand ihm unter Thränen, daß sie so arm sey, daß sie Kinder kaum am Leben zu erhalten vermöge, dazu unwissend, um sie selbst lesen zu lehren. Der Deutsche suchte sie zu trösten, fragte nach dem kleinen Pedro, und meynte, man müsse die Sache überlegen.

Wie nun Bedrängte sind; sie schauen nach allen Seiten um, und der geringste Schimmer von Hoffnung erregt die kühnsten Erwartungen. So gings auch hier mit den letzten Worten des Malers, den Leonore seit Jahren schon als einen zwar armen, aber sehr guten, hilfreichen und edel denkenden Mann kannte. Sie nahm am folgenden Morgen den kleinen Pedro mit, und als sie den Maler sah, bat sie ihn treu-herzig, er möge doch den Knaben in die Lehre nehmen und ihn seine Kunst lehren. Er sah die Frau an, kratzte sich hinterm Ohr und sagte: freylich! freylich! ich begreife wohl! aber Madonna, es muß doch auch gegessen seyn! Verwöhnt ist der Junge zwar nicht. -

Leonore sah ihn mit der größten Herzensangst in die Augen; der Fremde ward gerührt - Ey nun! rief er aus, es kommt ja auf die Probe an, ob er Genie und Talent hat. So lange ich noch in Rom bleibe, vielleicht noch ein Jahr - Nun! man wird sehen! Leonore ergriff seine Hand und küßte sie unter Thränen; steckte ihm die Taschen voll Krammetsvögel; gab dem Kinde in jedes Händchen eine Orange; herzte und küßte es zum Abschiede und sah ihnen bis zur Gassenecke mit klopfendem Herzen nach. -

Täglich gewann der Maler das Kind lieber, und äußerte, es werde ihm schwer werden sich davon zu trennen; das Kind hing mit der größten Zärtlichkeit an ihm und hieß seitdem, wie sein liebevoller Beschützer, Federico.

Nach einiger Zeit war es Leonoren, durch ihren Beichtvater gelungen, daß bey dem Maler ein Altarblatt für die Kirche der Cölestinerinnen bestellt ward, und für dieselbe Kirche ein Gemälde, in dem der Heiland die Wechsler und Verkäufer aus dem Tempel treibt. Wen er aber in dem Bilde sitzen, war Leonore hinter ihrem Tischchen voll Geflügel, mit ihren Obstkörben und den spielenden Kindern. Kaum waren die zwey Bilder fertig und bezahlt, so reisete der deutsche Maler in sein Vaterland zurück, wo ihn die Braut erwartete, und nahm den Knaben mit, von dem er sich nicht mehr trennen zu können versicherte. Von beyden ist seitdem nichts mehr vernommen worden.

Einige Zeit traf ich in Rom ein, fuhr die Herzogin fort, wohin ich mich nach dem Tode meines Gemahls in Spanien zurück zog. Ich freute mich, Leonoren vorzufinden, die bey mir aufgewachsen war. Ich nahm sofort den kleinen Antonio zu mir, erzog ihn, ließ ihn lesen und schreiben und Christenthum lehren und sendete einen geschickten Anwalt nach Toscana, der das Vermögen der Familie Lacerta glücklich aus den Händen entfernterer Seitenverwandte rettete, worauf es gerichtlich verwaltet wurde, bis der Knabe mündig geworden seyn würde.

Während dieser bey mit standesmäßig erzogen wurde, blieb die kleine Chiara bey Leonoren, der ich zwar diese Last erleichterte und sie außer Sorgen setzte, die aber doch fortfuhr Wild und Obst zu verkaufen, weil sie gemalt worden war. Ich glaube aber, sie that es aus Gewissensangst, wie eine Art Buße, denn sie hörte nie auf, die Entfernung des kleinen Pedro zu beweinen. -

Nach und nach kam aber die Gewissensangst an mich. Antonio und Chiara nämlich liebten sich mit einer Heftigkeit, wie ich an Kindern dergleichen für unmöglich gehalten hätte. Ich glaubte sie gewaltsam trennen zu müssen; beyde wurden krank und jammerten unaufhörlich eines nach dem andern; ich brachte sie in der Herzensangst zusammen, und sie genasen ohne alle Arzney. Ich meynte, diese Kinderey werde sich mit den Jahren geben, und ließ sie beysammen; ließ auch das Mädchen unterrichten und von einer deutschen Kammerfrau in künstlichen, weiblichen Handarbeiten unterweisen, weil ich hoffte, das werde sie zerstreuen und nach und nach sie in ihren eigenen Augen der Kammerfrau gleich stellen, mit der sie ausschließlich lebte, während Antonio an meinem Tische aß und Knaben seines Standes zur Gesellschaft hatte. Indessen wuchsen sie heran und es blieb wie es war; ja ihre gegenseitige Leidenschaft schien noch mit ihnen zu wachsen.

Einst besprach ich mich darüber mit meinem Geschäftsmanne, eben jedem Anwalde, den ich früher nach Toscana gesendet hatte. Er rieth mir, das nicht weiter zu trennen, was Gott zusammen geführt zu haben scheine; das achtzehnte Jahr Antonio's abzuwarten; ihn sein Vermögen in Toscana in Empfang nehmen zu lassen und ihm dann, da er mündig sey, in Ansehung Chiaren's weiter keine Hindernisse in den Weg zu legen, wobey ich mir auf keine Weise Vorwürfe zu machen haben würde.

So geschah es denn auch. Doch habe ich mir die Vorwürfe nicht erspart; vielmehr haben diese unglücklichen Kinder mein Alter mit schwerem Kummer belastet. Sie wurden wirklich vermählt, und die Welt hat nie ein schöneres und glücklicheres Paar erlebt. Aber Chiaren's außerordentliche Schönheit mußte, wie Gold und Juwelen, Räuber und Mörder herbeylocken. Auf dem Wege nach Toscana wurden sie, ungeachtet aller angewendeten Vorsicht, angefallen; der junge Graf ward ermordet und seine Gattin entführt. -

Hier bedeckte die alte Dame ihr Gesicht mit beyden Händen, und überließ sich dem Ausbruche des heftigsten Schmerzes. Eine Römerin vergießt selten Thränen; kommt es aber einmal dazu, und wäre sie die älteste ihrer Zeit, so ist keine äußere Macht fähig, den Erguß aufzuhalten.

Ich selbst war von den verschiedenartigsten Empfindungen so gewaltsam ergriffen, daß es der größten Anstrengung bedurfte, mich einigermaßen im Gleichgewicht und besonnen zu erhalten. Ich ging ins Vorzimmer und sagte einem Lakayen, die Herzogin wolle Leonore sprechen, man solle sie rufen.

Als die gute Dame so weit beruhigt schien, daß sie mich hören konnte, sagte ich ihr, ich hätte von Chiaren Nachricht; es gehe ihr nach langen Leiden wieder gut; erst aus ihrer Erzählung wisse ich jetzt, daß sie meine Tochter sey. erst machte es der lebhaften Alten Mühe, das Unerwartete zu fassen; dann aber war der Ausbruch ihrer Freude eben so gewaltsam als vorher der des Jammers. Sie ergriff meine beyden Hände, weinte und jauchzte durch einander, schellte heftig, rief wiederholt Leonoren und schien kaum zu wissen was sie that.

Da trat, tief in Trauer gehüllt, eine stattliche Matrone in's Zimmer. Leonore! rief die Herzogin ihr entgegen: Chiara lebt! lebt und ist gesund! das ist ihr Vater! - Jene heftete einen durchdringenden Blick auf mich, näherte sich mir und fragte mit Anstrengung: ist das wahr? Ich erklärte ihr, daß es so sey, wenn Chiara anders die als Säugling zurückgelassene Tochter eines Verwandten des Hauses Lacerta in Toscana wäre. Da fiel die Matrone auf die Knie, erhob den Blick und die gefalteten Hände wie zum Gebet; aber strömende Thränen verdunkelten ihr Auge und erstickten ihre Stimme.

Ich richtete sie auf und führte sie zu einem Stuhl. Die Ausbrüche der Freude der beyden Frauen hatten etwas Ängstliches für mich; die Herzogin fiel mir um den Hals und rief unter Thränen: o fratello mio! Leonore benetzte meine Hände mit glühenden Thränen. Nach und nach legten sich die Stürme. Der dringenden Forderungen, ihnen Chiara baldmöglichst zur Stelle zu schaffen, begegnete ich mit der Bemerkung, daß Chiara, nach ihrer Genesung von einer schweren Krankheit, noch großer Schonung bedürfe, daß ich selbst mich ihr noch nicht zu erkennen gegeben hätte, und sie ganz der Behandlung ihrer liebevollen Freundin überließe, nach deren Anweisung auch ich mich gewissenhaft richtete.

Ich will sie warten und pflegen! rief Leonore heftig aus: habe ich sie nicht mit meiner Milch genährt! habe ich nicht ihren Schummer bewacht und ihren süßen Augen, so lange sie offen waren, jeden Wunsch erlauscht! hat meine Sorgen sie nicht vor Übel und Krankheit bewahrt! hat sich je mein Auge geschlossen, so lange sie wachte! hat es ihr je an etwas gefehlt, so lange sie mein war! ist ihr Leben nicht mein Leben! wer verdient sie zu pflegen mehr als ich! -

Dankbar drückte ich der braven Matrone die Hand, und verhielt ihr, noch heute nach Anagni mit ihr abzureisen. - Und ich! rief die alte Herzogin: soll ich sie denn nicht sehen? Ich versprach ihr, so bald Chiara, über deren Zustand ich selbst nichts Bestimmtes sagen könne, im Stande seyn würde, eine Reise zu machen, sie vor Allem zu ihr kommen werde, ihre mütterliche Hand zu küssen.

Campovecchio trat schon früh am andern Morgen die Rückreise zu Pferde an, und sollte Louise vorbereiten auf den Gast, den ich mitbringen würde. Ich folgte ihm zu Wagen mit Leonoren, die die Trauer abgelegt hatte. Unter Wegs machte ich sie ausführlich bekannt mit Chiarens Schicksalen und mit Louisens liebevoller Sorge um sie. Ich hatte die Absicht, ihr begreiflich zu machen, daß noch kein Versuch hätte gemacht werden können, Chiara an vergangene Zeiten zu erinnern, was gefährlich werden könne, und daß es ihrem wahren Seelenarzte, Louise, überlassen bleiben müsse, sie auf Leonorens Erscheinung und damit verbundene Erinnerungen so weit vorzubereiten, als sie selbst es nothwendig erachten würde.

Ich erreichte diese Absicht vollkommen, und fand Leonoren, ungeachtet der Lebhaftigkeit ihrer Gefühle und des Mangels an Bildung, zu meiner großen Beruhigung, sanfter, lenksamer und vernünftiger, als ich's erwartet hatte. Dazu trug denn auch die Wärme bey, mit der ich ihr meine Dankbarkeit für die Erhaltung meiner Kinder ausdrückte, und die Freyheit, die ich ihr ließ, zu wählen, ob sie ferner mit einem ansehnlichen Jahrgehälter bey meiner Tochter bleiben, oder dasselbe unabhängig in Rom oder jedem andern Orte genießen wolle.

So im besten Einverständnisse langten wir in Anagni an, wo Louise sich sogleich meiner Gefährtin bemächtigte, sich von ihr erzählen ließ, sie dadurch kennen lernte, und alles Erforderliche mit ihr verabredete.

Sie können denken, fuhr der Marchese fort, wie sich nun Alles gefügt hatte. Durch Louisens schonende Sorgfalt bekam Chiara erst nach aller erforderlichen Vorbereitung die gute alte Leonore zu Gesicht, deren Liebe und Treue den ganz natürlichen Eindruck auf sie machten und ihr die Kraft gaben, die Erinnerung vergangener Zeiten, ohne Gefahr eines Rückfalls in jenen traurigen Zustand, aus dem Louise sie so wohlthätig gerettet hatte, zu bestehen. In Leonorens Busen ergossen sich ihre Thränen, und diese mütterliche Freundin war es, die sie endlich, nachdem Louise sie schon mit der Existenz ihres Vaters vertraut gemacht hatte, benachrichtigte, daß derselbe in der Nähe, und endlich, daß ich es sey.

Als ich das geliebte Kind mit unennbare Freude an mein Herz gedrückt hatte, glaubte ich nur dazu noch zu leben, um die geheimsten Wünsche dieses frommen Herzens aus ihren schönen Augen zu erlauschen und sie zu erfüllen. Lange suchte ich vergebens; sie schien immer keine Wünsche zu haben; endlich gelang es mir, aus ihrem eigenen Munde das Geständniß zu erhalten, daß sie einen sehnlichen Wunsch habe, den sie kaum zu äußern wage: immer bey Louise zu bleiben. Mit dankbarer Rührung für diesen Beweis einer gesunden und reinen Seele, schloß ich sie in meine Arme, und versprach ihr, daß ich sie nie, ohne ihre freye Zustimmung, von ihrer Wolthäterin trennen würde.

An dieser hingegen waren meine Bemühungen verloren. Ich hätte das Außerordentliche darum gegeben, Louise Wünsche abzulauschen, die einer Erfüllung so recht werth gewesen wären, wie ich mir's ersehnte. Umsonst! Sie blieb in ihrer still-heitern Fassung, und schien so gewohnt zu seyn, nur die Wünsche Anderer zu erfüllen, daß ihr selbst keine übrig blieben. Ich sah mich daher gezwungen, meinen Muthmaßungen zu folgen, und war entschlossen, wieder in's Weite zu ziehen, und mit den Nachforschungen nach meinem verlorenen Sohne die nach dem Don Federico zu verbinden, der Louise unvergeßlich ist, wie ihre Eltern meynten, und den Versuch zu machen, ihn, ohne indiscret zu seyn, für Anagni zu gewinnen, wo, wie ich überzeugt bin, sich dann alles Wünschenswerthe von selbst finden muß.

In Rom hörte ich sogleich von Ihnen, erfuhr Ihren Namen, und daß der Maler Federico bey Ihnen gewohnt habe und mit ihnen nordwärts abgereiset sey. Ich folgte Ihrer Spur, und erfuhr wieder von Ihnen in Florenz in den Häusern Fabbroni, Corsini, Montemileti und andern, doch

kannte man in denselben Federico nicht, was ich mir durchaus erklärte, daß der junge Maler vermuthlich nicht in diesen Kreisen erschienen sey.

Man vermuthete dort, sie seyen nach Mayland gereiset, wo ich aber alle Spur verlor. Ich glaubte nun, Sie müßten einen andern Weg über die Alpen genommen haben, es blieb mir daher nichts übrig, als Sie in den größten Städten auf den Wegen nach Deutschland zu suchen. Daß Ihre Durchreise in den Büchern der Gasthöfe, oder doch in denen der Polizey, bemerkt seyn würde, darauf konnte ich rechnen, so wie ich die Banquiers, an welche Fremde gewiesen werden, nicht unbefragt ließ. Dennoch suchte ich sie in Brescia, Verona, Padua und Venedig vergebens. Sie konnten nach Frankreich gereiset seyn, daher wendete ich mich unermüdet über Mantua, Cremona, Piacenza und Alessandria nach Genua, und war bereits im Begriff nach Turin abzugehen, als ich noch in Genua Ihre Spur wieder auffand.

Dieser folgte ich; doch schrieb ich vorher nach Deutschland, und ließ dort mit allen Mitteln öffentlicher Bekanntmachungen nach einem Maler forschen, der einen Knaben in Rom zu sich genommen habe, und gab die dürftigen Details, die ich selbst hatte. Federico zu finden folgte ich dagegen Ihnen nach Frankreich, und ich gestehe, ich hätte bald die Geduld verloren über den gewaltigen Umweg, den Sie mich durch alle Städte des Südens, und von Bordeaux hieher haben machen lassen.

Sie müssen sich des Banquiers N. erinnern, der Sie überlästig genug nach Don Federico ausgefragt hat, unter dem Vorwande, er habe Wechsel für denselben. Das geschah auf meine Veranlassung, ich wollte Nachrichten von seinem Aufenthalte haben, blieb aber unbefriedigt. Da ich Sie näher kennen gelernt habe, glaube ich durch das Vertrauen, das ich Ihnen gezeigt habe, Ihnen nicht mehr völlig fremd zu seyn, und daher von Ihnen erwarten zu dürfen, daß Sie die Auskunft über Ihren Reisegefährten, die Jener Dritte von Ihnen nicht erhalten konnte, mir selbst nicht versagen werden.

Wer kann sich meine Gefühle denken bey dieser Erzählung des Marchese's! Hundert Mal war ich in Versuchung gerathen, ihn zu unterbrechen und Alles zu offenbaren. Immer hielt mich der Gedanke zurück, daß ein so gefühlvoller Vater geschont und vorbereitet werden müsse. Ich suchte über das Mittel dazu nachzudenken, aber seine Erzählung zog mich so mächtig an, daß ich nichts Anders denken konnte, obgleich mich wieder der Gedanke, wie viel ich ihm mitzutheilen hätte, wie groß seine Überraschung und Freude seyn werde, viel davon verlieren ließ, indem er meine Aufmerksamkeit störte.

Endlich bedachte ich, daß uns beyden eine Pause höchst nöthig sey, und erklärte daher: Ich sey zwar von Federico's gegenwärtigem Aufenthalte nicht unterrichtet, doch könnte ich ihm die interessanteste Auskunft über ihn geben. Dieß glaubte ich aber aufschieben zu müssen, um auch ihm, nach solchen Mittheilungen, einige Ruhe zu gönnen. Er drückte mir ernst aber freundlich die Hand, und schien gerührt durch die Wärme, mit der ich ihm für sein Vertrauen dankte. Wirklich waren wir einander nichts weniger als fremd.

Im falben Lichte der herbstlichen Abendsonne ruderten wir langsam auf dem ruhigen See der romantischen Mühle zu, in der uns eine erquickende Mahlzeit erwartete. Nach derselben gedachten wir den Rückweg nach der Residenz anzutreten, und bestellten den Kutscher nach der Mühle, sobald wir in derselben angelangt waren.

Als wir nun aber wieder die Räder unter uns rollten fühlten, und aus der Dämmerung rasch in die Nacht fuhren, wer vermögte die lebhaften und wechselnden Gemüthsbewegungen meines Gefährten zu schildern! Denn nun begann ich, ihm mitzutheilen, wie ich seinen Jugendgenossen, den alten Holm, kennen gelernt, und dieser einen Knaben aus den Händen der Malerwittwe empfangen, um für die Erziehung desselben zu sorgen. Wie diese auf eigenthümliche Weise in Liefland Statt gefunden und gut gelungen, dieser junge Mann aber kein anderer als des Marchese's Sohn, und eben der Federico, Fritz Holm, wie ich von seinem Pflege-vater erfahren, der aber von der Herkunft desselben nichts wisse.

Ich brachte den größten Theil der Nacht in der Wohnung des Marchese's mit ihm zu. Wir besprachen uns über die zu treffenden Maßregeln. Ich schrieb nach Liefland, man möge ihn dort suchen und ihn eigener Familien-Angelegenheiten halber nach Rom an ein bestimmtes Haus weisen. Eine ähnliche Einladung ward für alle französischen und deutschen Zeitungen mir aufgetragen und gleich abgefaßt.

Der Marchese selbst wollte nach Neapel reisen und seinen ehemaligen Jugendgefährten aufsuchen, sowohl um ihn selbst zu sehen, als um von ihm Auskunft und Nachricht von seinem Sohne einzuziehen. Er war auf's allerlebhafteste mit diesen Gedanken beschäftigt, dennoch rief er gerührt und freudig aus, indem er mir die Hand drückte: Und Louise! und Chiara!

Früh am folgenden Morgen, so bald sich nur der erforderliche Reisepaß erhalten ließ, eilte er zum Thore hinaus.

Durch Entfernung des Verfassers vom Druckorte zu entschuldigende, am meisten ins Auge fallende Druckfehler:

Seite 3. Zeile 7. v. ob. statt Frühlingsnächte lies Frühlingsnacht.

S. 4. Z. 9. v. u. st. Miseum l. Misenum.

S. 5. Z. 5. v. u. st. Rosina l. Resina.

S. 6. Z. 12. v. ob. st. Forrento l. Sorrento.

S. 35. Z. 5. v. u. st. lebensfähig l. lebensfähig.

S. 36. Z. 9. v. u. st. Mollusken l. Molecülen.

S. 56. Z. 4. v. ob. st. foit l. fait.

S. 71. Z. 1. v. ob. st. Forrent l. Sorrent.

S. 73. Z. 1. v. ob. st. Ablacion l. Oblacion.

S. 129. Z. 6. v. u. st. Himalaga l. Himalaya.

S. 135. Z. 4. v. u. st. Tinkbaum l. Tiekbaum.

S. 144. Z. 12. v. ob. St. Tinkbaum l. Tiekbaum.

S. 139. Z. 8. v. ob. st. Aufsteiges l. Aufsteigens.

S. 140. Z. 12. v. u. st. Kalesche l. Kalosche.

S. 144. Z. 12. v. u. st. Paedanstrauch l. Pandanstrauch.

S. 163. Z. 1. v. u. st. auch l. mir.

S. 168. Z. 1. v. u. st. Arbeit l. Arbeit ist.

S. 205. Z. 4. v. ob. st. waren l. was.

S. 215. Z. 4. v. u. st. Broah l. Broach.

S. 274. Z. 6. v. u. st. in den l. in die.

S. 337. Z. 12. v. u. st. erwiderte l. erwiderte.

S. 341. Z. 8. v. u. st. Cafée l. Cafés.

S. 342. Z. 1. v. u. st. zu l. zum.

S. 353. Z. 3. v. u. st. der l. daß.

S. 376. Z. 6. v. u. st. rogue l. vogue.

S. 383. Z. 14. v. u. st. nur erträglich l. unerträglich.

S. 426. Z. 13. v. u. st. ihn l. ihm.

S. 428. Z. 3. v. ob. st. gemalt l. so gemalt.